

REISE-SPEZIAL

DIE ZEIT

PREIS DEUTSCHLAND 7,30 €

9. MAI 2026 N° 21

EUROPA, WAS BIST DU SCHÖN!



Foto: Sibylla Mallmann/dpa

81. JAHRGANG C 7451 C

N° 21

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80-0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbrief@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de



PREIS ÖSTERREICH 8,30 €
PREIS SCHWEIZ 10,30 SFR

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

ISBN 978-3-68987-065-2

PREISE IM AUSLAND:
DK 99,95/FIN 12,40/E 9,80/
CAN 9,80/F 9,80/NL 9,30/A 8,30/
CH 10,30/I 9,80/GR 9,80/SI 9,80/
B 9,30/P 9,80/L 9,30



Hallo, Nachbarn!

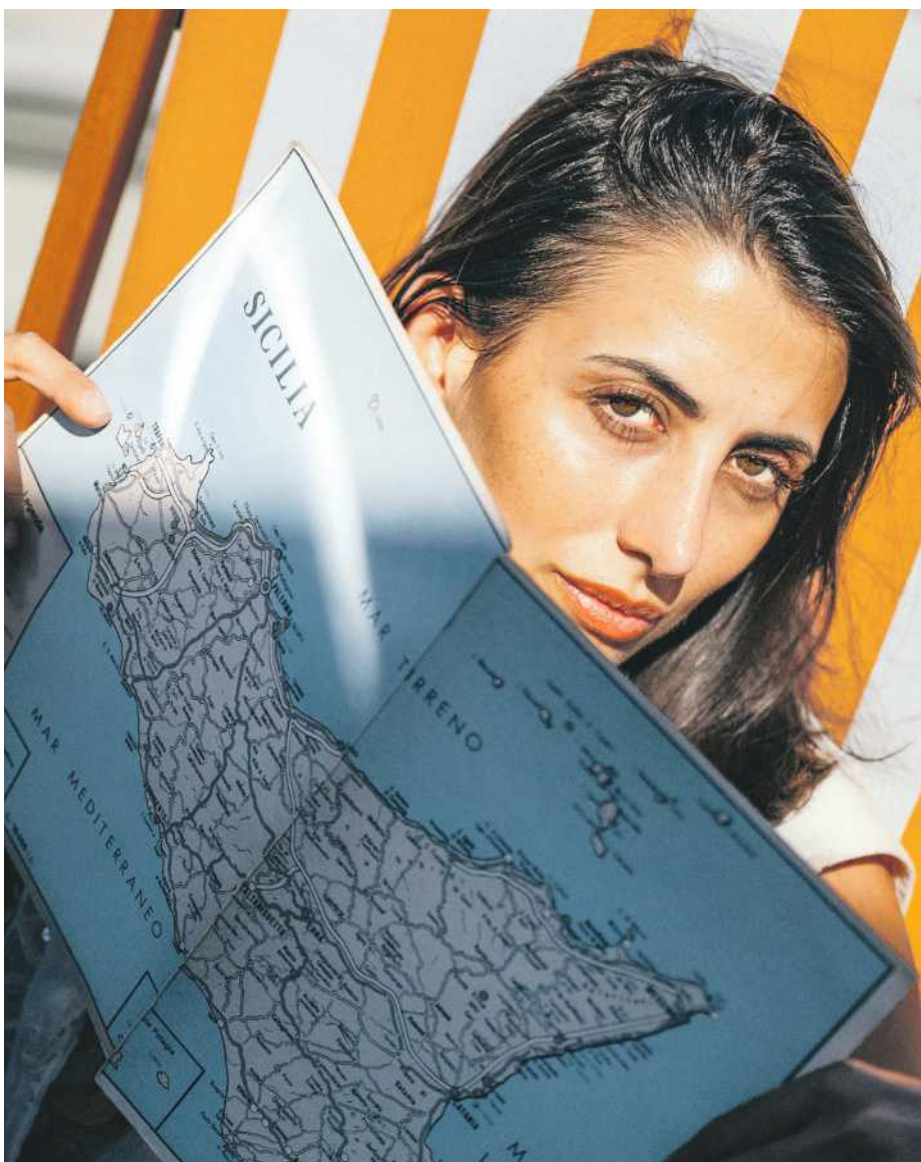
Wir feiern die landschaftliche und kulturelle Vielfalt Europas mit Liebeserklärungen zum Nachreisen
VON MARIS HUBSCHMID UND SILKE WEBER

Sind es die Unterschiede, die uns trennen – oder ist es gerade die Vielfalt, die uns stärkt? Wie anders leben unsere europäischen Nachbarn? Was verbindet uns? Wir spähen von unserer Sonnenliege über den Gartenzaun hinüber – und blicken weiter bis an die Ränder unseres Kontinents. Dabei stellen wir in alle Richtungen aufs Neue überwältigt fest: Europa, was bist du schön!

Wo sonst gibt es einen solchen landschaftlichen und kulturellen Reichtum auf vergleichsweise kleinem Raum? In politisch fordernden Zeiten werden wir immer wieder darauf gestoßen, dass dieser Schatz nicht selbstverständlich ist. Sie helfen aber auch, sich zu besinnen. Was erfüllt uns mit Glück? Was ist schützenswert? Wo ist das Licht am schönsten? Gemeinsam mit Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, und Schriftstellerinnen und Künstlern reisen wir in dieser Ausgabe von Norden nach Süden und von Osten nach Westen durch Europa.

Die Romanautorin Nino Haratischwili sucht abseits der vertrauten Orte nach Stränden, an denen sie vergessen kann, dass große Teile ihrer geliebten georgischen Küste heute von Russland besetzt sind. ZEIT-Politikchef Heinrich Wefing beschreibt die Kurische Nehrung bei Litauen als ein bereisbares Idyll von einzigartiger Weitläufigkeit, das schon Thomas Mann und Alexander von Humboldt beeindruckte. Durch das aber eine der härtesten Grenzen Europas verläuft: Zwischen Dünen und Strandhafer stoßen dort die Territorien von Nato und Russland aufeinander. Die Schriftstellerin Thea Dorn fliegt für eine Verabredung mit der antiken Demokratie nach Athen und hofft auf Antworten für unsere Gegenwart.

Wir machen uns auf die Suche nach der europäischen Seele. Gibt es sie? Kann man sie wiederfinden, wenn man sie einmal aus dem Blick verliert? Unsere Kulturreporterin Marlene Knobloch geht dafür in Budapest auf Strudel-Expedition –



Blickt man von Sizilien anders auf Europa als aus Island?

ein Teig, der Unwahrscheinliches zusammenhält – und gerät in einen historischen Wahlabend und den glückstaumelnden Jubel über eine demokratische Selbstvergewisserung Europas.

Unser Reporter Henning Sußebach stellt sich an die Strecke des Jedermann-Radrennens von Paris–Roubaix – eine dieser traditionsreichen Sportveranstaltungen, wie es sie in dieser Form und Vielzahl nur in Europa gibt. Unsere Reporterin Tanja Stelzer fragt sich auf ihrer Wanderung entlang alter Gemäuer in der Provence: Warum eigentlich suchen wir so gern nach dem Unberührten? Ist nicht das Berührte manchmal viel schöner? Unser Kollege Stephan Lebert richtet den Blick auf Pferde im britischen Ascot, wann immer sein Leben ein bisschen Wunder braucht. Und Dmitrij Kapitelman fährt nach Nordmazedonien, an den Ohridsee, der als ältester See Europas geradezu unverschämte unverbraucht wirkt. Was können wir von ihm lernen?

Cornelius Pollmer erzählt von seiner Römerwanderung. Lars Spannagel findet, wenn man schon an einem norwegischen Fjord steht, muss man auch einen Fisch angeln. Geht das, Länder zu wechseln wie Kleider? Sind wir einander am Ende doch ähnlicher, als wir glauben? Martin Machowecz jedenfalls findet schon lange, dass die Polen die Italiener Osteuropas sind, und reist zum Versuche der Beweisführung nach Schlesien. Pasta, Pierogi, Pelmini – genau, der Teig hält alle zusammen.

Adam Soboczynski spaziert auf den Spuren von Dichtern und Denkern durch Wien. Der Schriftsteller Édouard Louis erzählt von seinen Streifzügen durch das nächtliche Paris. Wir bereisen den Kontinent mit dem Rad, mit dem Zug, mit dem Bus, mit dem Boot und sogar mit dem Kite. Stellen fest, wie herrlich es ist, dass Landschaften und Sprachen wechseln. Entdecken Wunderbares auch an den windigsten Orten. Gute Reise!

AM MEER



Peaches verliert ihr Herz an die Azoren, Daniel Etter blickt auf Galiciens Küste, Jasna Fritzi Bauer vermisst die Bretagne, Vincent Klink genießt Ravello, Heinrich Wefing schwärmt für die Kurische Nehrung und Kolja Rudzio geht kitesurfen

Seite 9–20

AUF DEM LAND



Tanja Stelzer wandert durch die Provence, Jaroslav Rudiš zeigt uns sein Böhmen, Anton Weil zieht es in die Toskana, Martin Machowecz erkundet Polen, Michel Abdollahi liebt Luxemburg und Peter Kümmel spaziert durch Nordirland

Seite 21–32

IN DER STADT



Thea Dorn verhandelt in Athen, Cornelius Pollmer wird Römer, Édouard Louis verliebt sich in Paris, Richard Sennett erklärt London, Marlene Knobloch jubelt in Budapest und Clemens J. Setz führt durch Wien

Seite 33–46

IN DEN BERGEN



Nino Haratischwili erzählt vom Kaukasus, Friederike Kempster feiert die Pyrenäen, Bjarni Thorsson reitet zu Islands Vulkanen, Alard von Kittlitz badet in Bad Gastein und Volker Weidermann erklimmt den Monte Verità

Seite 47–56

AM SEE



Dmitrij Kapitelman ergründet den Ohridsee, Theresia Enzensberger träumt am Gardasee, Maris Hubschmid faulenzt am Luganer See, Lina Scheynius schwärmt vom Öresjö und Friederike Oertel fährt Boot in Albanien

Seite 57–62

Fotos: Roselena Ramistella für DIE ZEIT (o.); Debora Mittelstaedt; Maxi Virgili; Marco Argüello/Connected Archives; Fabian Heigel; Jaana Eleftheriou/Getty Images (v.l.n.r.); Illustration: Tobias Beck für DIE ZEIT

Das Team dieser Ausgabe

Redaktionsleitung: Maris Hubschmid, Redaktion: Silke Weber (verantwortl. Blattmacherin), Lea Marlen Balzer; Assistenz: Eva Bontzas; Art-Direktion: Haika Hinze; Gestaltung: Annett Osterwold (Leitung), Jan-Peter Thiemann; Bildredaktion: Amélie Schneider (Leitung), Nico Baldauf, Navina Reus; Textchef: Hanns-Bruno Kammertöns; Chefin und Chef vom Dienst: Dorothee Stöbener (verantwortl.), Wolfgang Lechner; Korrekturen: Thomas Worthmann (Leitung); Faktencheck: Benedikt Herber

Gestaltung

Die Menschen auf und vor den Klippen der Insel Milos hat Julia Nimke für unsere Titelseite fotografiert. Karte und Illustrationen sind von Tobias Beck



Im ZEITmagazin

Kartoffel, Apfel, Vollkornbrot, Senf, Radieschen, Spargel, Sauerkraut, Quark, Rhabarber, Wurst und Riesling: Wir haben Zutaten, die wir für typisch deutsch halten, an Köchinnen und Köche unserer Nachbarländer geschickt. Verbunden mit der Bitte: Macht was draus! Sie haben geliefert

Von den Azoren bis zum Kaukasus,
von Helsinki bis Tarifa: Unsere Autorinnen und Autoren
empfehlen ihre Lieblingsziele – eine Übersicht



EUROPA STRAHLT

»Ich fahre weg, um besseres Licht zu haben«

LEIF RANDT über Lieblingsmotive, Fotoalben, Influencer-Ästhetik – und die Frage, ob wir das Urlaubsfoto retten müssen. Ein Gespräch

Der Schriftsteller Leif Randt reist dem Licht hinterher und weil er spüren will, wann ein Ort noch ein Ort ist – und wann nur noch Kulisse. Wir sitzen in einer Taverne in Athen, Mezze stehen auf dem Tisch: Würstchen aus Euböa, Rote Bete mit Joghurt, gerösteter Blumenkohl. Randt hat ein paar Urlaubsfotos dabei. Die Reise beginnt – auf dem Handy.

DIE ZEIT: Gemeinsam Urlaubsfotos gucken macht man eigentlich nicht mehr. Sondern scrollt eher allein durch die Handybilder.

Leif Randt: Man guckt sich wahrscheinlich so viele Fotos an wie noch nie zuvor in der Geschichte der Menschheit. Mein Handy schlägt mir auch ständig alte Fotos neu vor: automatisierte Rückblicke, random Slideshows. Neulich kam: »Gemeinsam am Tisch versammelt in Berlin« – das fand ich richtig trist. Innenräume. Mittelalte Leute an Tischen. Es gibt aber auch Slideshows von der *golden hour*. Das sind schöne Fotos, oft von Reisen. Ich glaube ja, ich fahre vor allem weg, um besseres Licht zu haben.

ZEIT: Und wohin?

Randt: Nach Teneriffa. Dort ist das Licht sehr gut, spätestens in der Abendstimmung, die *golden hour* ist zwar kurz, aber bombastisch. (*zeigt Fotos auf dem Handy*) Diese Lichtpunkte, diese Umrisse der Palmen, der Sternenhimmel! Da hat man eine ähnliche Stimmung wie in Los Angeles. Teneriffa liegt noch ein paar Breitengrade südlicher. Offiziell ist es EU, aber geografisch ist es schon Nordafrika, auch wenn es spanisch verwaltet ist.

ZEIT: Was magst du sonst besonders gern an Teneriffa?

Randt: Dass es so wenig popkulturell codiert ist, die urbanen Codes fallen weg, das entspannt, es hat wenig Glamour: L. A. für Arme, aber im Guten. Und die Beleuchtung in der Nacht: Die Gaslaternen sind nicht so halogenhell wie in Deutschland, sondern orangener oder gelber. Es gibt wenig Lichtverschmutzung – auch wegen der Regeln rund um das große Observatorium. Die Leute kommen zum Sternegucken. Im Januar ist das für mich auch ein Ausstieg in eine milde, zeitlose Realität. Im Sommer, muss ich sagen, habe ich gar nicht so einen großen Reiseimpuls. Das Licht in Berlin ist auch sehr schön. (*zeigt ein Foto vom Tempelhofer Feld in Berlin mit violetterm Himmel*)

ZEIT: Wie viele Fotos hast du auf deinem Handy?

Randt: Ich habe das Handy schon seit 2020 – ich schiebe das Kaufen eines neuen immer auf. Entsprechend voll ist es. Die Fotos-App zählt 34.909 Objekte. Alle in einem Ordner, unsortiert, ein paar Unterordner, aber nicht viele. Neulich habe ich unter dem Namen Printalbum angefangen, die schönsten Bilder in einem Ordner zu sammeln. Auf langen Flügen sortiere ich weiter. Die Idee ist, bald ein kleines Fotoalbum zu drucken, das fände ich schön, auch weil die Angst, alles zu verlieren, immer im Raum steht.

ZEIT: Früher hat man nach dem Urlaub die 24 bis 36 Fotos pro Film entwickeln lassen, die Abzüge geholt und sie ins Album geklebt. Fotos gucken war auch ein soziales Ereignis.

Randt: Heute zeigt man häufiger Fotos, würde ich sagen. Man schickt sich Bilder in Messengern hin und her oder airdropt sie. Und eigentlich ist das ein Problem. Irgendwo habe ich gelesen, dass der Energieverbrauch jedes geschickten Fotos höher ist als bei einer Plastiktüte.

ZEIT: Wie viele Fotos machst du im Urlaub?

Randt: Wir sind jetzt den fünften Tag in Athen. Das sind dann doch (*zählt nach*) schon wieder 125. Dabei habe ich gefühlt gar nicht viel fotografiert, weil ich gar kein Sightseeing gemacht habe. Aus meinem letzten Urlaub hier habe ich mehr. Das ist ein richtiges Athen-Bild, oder?

ZEIT: Warum?

Randt: Weil eine Katze drauf ist, ein rauer Mann und ein Blick über die Stadt.

ZEIT: Hast du Lieblings-Urlaubsbilder?

Randt: Meine liebsten Reise-Pics sind natürlich Bilder zur *golden hour*, Himmel und Landschaften, vor allem Palmen, gefolgt von Porträts der Reisebegleitung und von brutalistischer Architektur. Ich fotografiere auch gerne Transitzenen, Bus- oder Zugfahrten. Bilder von Essen sind zudem besser als ihr Ruf. Und hier das Foto aus dem Flugzeugfenster. Das gehört dazu!

ZEIT: Das moderne Trompe-l'Œil!

Randt: Entweder eins über den Wolken oder eins, auf dem man unten eine Stadt sieht.

ZEIT: Hast du auch Lieblingsstädte? Laut dem Magazin *Architectural Digest* zählen Rom, Paris, Barcelona, Amsterdam oder Budapest, London, Stockholm, Prag, Wien und München zu den schönsten in Europa.

Randt: Madrid habe ich neulich entdeckt, wie so ein besseres München, konservativ und stolz, aufgeräumt und sauber. Bezogen auf die vergangenen zehn Jahre gab es in meinem Umfeld die größten Hypes um Lissabon, Athen und Marseille. Chronologisch in dieser Reihenfolge. Und vor 2016 galt Istanbul noch als die große Alternative zu Berlin. Das hat sich dann politisch mit dem Kurs der türkischen Regierung zerschlagen.

ZEIT: Lissabon?

Randt: Würde gefühlt brutal von Airbnb übernommen. Der Hype ist vorbei, es wurde wohl zu arg. Rückblickend altert dieser Modus wohlhabender Kids, die süd-europäische Städte als Ziele ausrufen und sie dann wechseln wie Schuhe, definitiv nicht gut. Man vergisst dabei, dass Leute dort wirklich zu Hause sind und dass die niedrigen Preise für sie nie niedrig waren. Städte sind nie vorbei, solange Leute dort wohnen. Sie bleiben sogar schön, auch wenn sie touristisch sind und gentrifiziert.

ZEIT: Ist das auch mit Athen und Marseille so?

Randt: Athen war der Sehnsuchtsort kurz nach Lissabon, scheint mir, in den späten 2010er-Jahren, nach der Documenta. Und während der Pandemie sind wegen der harten Lockdowns in Frankreich viele von Paris nach Marseille gegangen, was Marseille noch populärer gemacht hat. Aus der Ferne wirkt die Hafenstadt ein wenig wie das *lively* Berlin-Neukölln von Frankreich. Marseille ist in meinem Umfeld ein sehr beliebter Ort. Ich war bisher nur einmal dort. Gute Jahreszeit, aber garstiges Wetter, kalter Sturm. Hier habe ich ein Foto aus einem Café in einem Hochhaus mit diffussem Blick über den Hafen. Schon schön. Reisen ist ja so schrecklich einfach geworden, seit man ein Smartphone besitzt.

ZEIT: Vielleicht hat das auch was mit Reise-Influencer-Marketing zu tun? Ich habe ein paar Beispiele mitgebracht. Max Haase mit 4,3 Millionen Followern, nennt sich »Luxury & Adventure Enthusiast«, immer selbst im Zentrum des Bildes in Griechenland, im spanischen Baskenland, in Kroatien.

Randt: Oh, da elektrisiert ein trainierter blonder Mann die Instagram-Massen. Und drumherum die immer gleichen Urlaubssituationen: Infinity-pool, Meer im Hintergrund, perfektes Licht, perfekte Tiefenschärfe, hoch aufgelöste Drohnenaufnahmen – null Zufall, null Reibung, keine Ironie. Das ist tatsächlich noch unterkomplexer als Werbung. Aber vier Millionen Follower mögen das. Der Typ muss reich geworden sein damit.

ZEIT: Schöne Urlaubsfotos als Beleg für ein schönes Leben: »Ich reise, also bin ich«?

Randt: Dabei sind diese Bilder so perfekt und so steril, dass ich denke: Das könnte genauso gut eine KI generieren. Aber offenbar suchen viele genau dieses fehlerfreie, maximal austauschbare Bild.

ZEIT: Ich habe noch andere Influencer und Influencerinnen hier. Die Destinationen wiederholen sich: Paris, Malta, Lappland, Teneriffa ist ebenfalls dabei, Sardinien oder dieses pittoreske Örtchen Portofino in Italien.

Randt: Ich beobachte manchmal, wie Menschen mit wirklich betrübten Blicken und erschöpften Gesichtern den Selfiestick für zehn Sekunden auspacken, exaltiert lächeln und dann betrübt weitergehen. Man sieht, die hatten keinen guten Tag. Aber das Foto ist entstanden. Das ist ein Verhältnis zu den Ferien wie zur Arbeit. Die Ergebnisse zählen. Neulich saß ich im

Flugzeug, und vor mir hatte ein Paar zwei Laptops aufgeklappt und sah die Fotos der Reise durch. Das waren lauter ambitionierte Bilder: perfekter Bildausschnitt, gutes Licht, Stativ – ikonische Landschaften, die man kennt. Fotos, wie es sie endlos im Netz gibt. Werbebrotschürenfotos.

ZEIT: Müssen wir das Urlaubsfoto retten?

Randt: Vielleicht sollten wir es eher überwinden. Wenn man in Kategorien wie Energiesparen denkt, wäre eine Art Hinweis konsequent, bevor man fotografiert: »An diesem Ort haben heute 390 Leute Fotos gemacht. Willst du eins davon verwenden?« Photosharing – wie Carsharing –, damit nicht noch mehr Daten entstehen. Nur ist es dann halt wirklich keine persönliche Erinnerung mehr.

ZEIT: Ich sehe, du machst gerne Schnappschüsse?

Randt: Ja, oft aus dem Auto raus. Dann ist da diese leichte Unschärfe, die Freude am Fehler, das grobe Pixel. Sicher genauso ein Klischee wie forcierte Perfektion. Aber diese Bilder gefallen mir dennoch besser, sie emotionalisieren mich eher. Ein befreundeter Fotograf sagte mal, Handysfotografie ist Malerei mit Pixeln. Wenn du mit einem neuen iPhone einen dunklen Platz fotografierst, wird der so ausgeleuchtet, dass er super aussieht. Mit dem bloßen Auge sieht er niemals so aus. Natürlich fotografiert ein Amateur wie ich dann gerne.

ZEIT: Zu den beliebtesten Sehenswürdigkeiten in Europa zählen Kolosseum, Big Ben, der Buckingham Palace, die Tower Bridge, Stonehenge, der Eiffelturm, der Montblanc, Disneyland. Hast du davon welche in deinem Speicher?

Randt: Kolosseum, 2021. Big Ben habe ich fotografiert, als ich letztes Jahr in London war. Den Eiffelturm. Und Disneyland Paris – da war ich vor ein paar Monaten. Disneyland ist schon eines meiner Lieblingsmotive, obwohl ich mich anfangs jedes Mal frage: Was genau mag ich an diesem Stress hier eigentlich? Aber am Ende hatte ich immer einen guten Tag.

ZEIT: Warum?

Randt: Weil das als Kind total aufgeladen war. Ich möchte das nicht loslassen. Euro Disney hatte gerade aufgemacht, wir sind im Sommer 1992 mit dem Nachtzug hin, zwei, drei Nächte, ein wahnsinniges Event. Ich war acht und hatte sofort das Gefühl, ich muss das alles festhalten. Ich wollte unbedingt ein Tagebuch über Disneyland schreiben – und darin sehe ich bis heute so was wie den Ursprungsmoment meines Schreibens: Zeit festhalten.

ZEIT: Ein Foto aus Disneyland?

Randt: Das Abschlussfeuerwerk, bevor der Park schließt – und ich fotografiere wiederum ein anderes Handy, wie es das aufnimmt. Dabei tönt über die Lautsprecher dieser Satz: »*Magic is a feeling that lives inside everyone.*« Und das ist eine Botschaft, die ich wirklich gerne mag.

Das Gespräch führte
Silke Weber



Fotos: Leif Randt



Von Leif Randt, 42, erschien zuletzt
der Roman »Let's Talk About Feelings«
bei Kiepenheuer & Witsch

AUCH IM MUSEUM

»In der Kunst kommt der Kontinent zu sich«

Warum reiste »Leda mit dem Schwan« von Madrid über Prag bis Stockholm und Paris?
FLORIAN ILLIES erlebt in Berlins Gemäldegalerie den ganzen Reichtum und Wahnsinn Europas

Es gibt ein Europa der Küsten in mir – und die Gischt, die an den Lungomare von Neapel anbrannt, ist in meiner Erinnerung so ganz anders als das sprudelnde Wasser des Atlantiks, das die Bucht von Locquirec in der Bretagne füllt, wenn die Flut kommt, oder der sanfte melancholische Wellenschlag der polnischen Ostsee an den endlosen Stränden von Sopot.

Es gibt auch ein Europa der Wörter in mir – und die voranstürmenden Sätze eines Flaubert in *Lehrjahre des Herzens* erzählen von einer ganz anderen Welt als die sinnlich schillernden Curzio Malapartes in seinem abgründigen Roman *Die Haut*. Witkiewicz' polnische Zukunftsfantasie *Unersättlichkeit* ist von einer ganz anderen Hoffnungslosigkeit als T. S. Eliots britische Vision des Untergangs in *The Waste Land*. Ja, Erwartung und Trauer, Sehnsucht und Begehren haben in Frankreich eine andere Tonlage als in Polen, in England eine andere als in Italien und sie alle wiederum eine andere als etwa in Norwegen, wo seit je die kargsten Wortkünstler hausen.

Wer das Europa der Wörter erkunden will, der braucht viele Jahre.

Wer das Europa der Küsten erkunden will, der braucht viele Wochen.

Wer aber das Europa der Bilder erleben will, der braucht nur ein paar Stunden.

Es gibt überall in Europa jene magischen Orte, in den Hauptstädten zumeist, an denen man die schönsten, verwegensten und verwickeltsten Geschichten dieses Kontinents nacherleben kann. Es sind die großen Museen mit den Werken der alten Meister, also der Malerei vom 13. bis zum 18. Jahrhundert. Es ist ganz gleich, ob man im Prado in Madrid ist, im Louvre in Paris, in der National Gallery in London, dem Kunsthistorischen Museum in Wien oder dem Museum Capodimonte in Neapel – an einem Nachmittag kann man bei einem Gang durch die dunklen, heiligen Säle der Niederländer und der Franzosen und der Italiener, beim Umherstreifen durch die Räume der Renaissance, des Barock und des Klassizismus ein einzigartiges Europa kennenlernen: Einträchtig hängt unter den Museumsdächern die Kunst der bedeutendsten Künstler aller europäischen Nationen vereint – allen Kriegen, allen Epidemien, allen Grenzverschiebungen und allen jahrhundertelangen nationalen Verwerfungen zum Trotz.

Der englische König Charles I etwa holte Rubens aus den Spanischen Niederlanden an seinen Hof, obwohl er gerade gegen die Spanier kämpfte – und Rubens malte für ihn währenddessen ein Deckenfresko, in dem die Herrschaft der englischen Könige verherrlicht wurde.

In der Kunst kommt Europa immer kurz zu sich selbst – und zwar in seiner bezwingenden Vielfalt. Die großen Museen des ganzen Kontinents sind vor allem gefüllt mit Kunst von Ausländern und von Emigranten. Es ist der Stolz der Londoner National Gallery, neben den besten Engländern mit Caravaggio und Leonardo auch die besten Italiener in ihrer Sammlung zu haben, und die wichtigsten Bilder des Kunsthistorischen Museums in Wien stammen von den Niederländern Bruegel und Vermeer. Im Feld der Schönheit regierten schon immer andere Gesetze als die des Nationalismus, die Gemäldesammlungen der Fürsten, später der Bankiers und Kaufleute wurden überhaupt erst ernst genommen, wenn ihre Künstlerauswahl international war. Eine nationalistische Kunstsammlung zeugte schon immer von einem schlechten Geschmack.

Die vielleicht europäischste Altmeistersammlung des Kontinents findet sich überraschenderweise in Berlin. Die Gemäldegalerie, erwachsen aus der Sammlung der preußischen Könige und im 19. Jahrhundert substantiell erweitert durch die Ankäufe der Sammlungen Giustiniani und Solly und die Stiftungen des wunderbaren Kaiser Friedrich Museumsvereins, verbirgt ihre Reize hinter der sinnlosen Plattenbrache des Kulturforums, an dessen Rand man eher glaubt, gleich auf

sibirische Arbeitslager zu treffen als auf zauberhafte Goldgrundmalereien der Frührenaissance. Doch hat man sich hinaufgerettet in die ebenso trostlose Turnhallenarchitektur des Eingangsbaus, dann findet man irgendwann ganz hinten links einen versteckten Eingang, der einen hinübergleiten lässt ins ästhetische Paradies.

Willkommen im alten Europa. Wir reisen mit unseren Augen in eine Vergangenheit, in der für die Künstler das reale Reisen in ein anderes Land eine ungeheuer aufwendige, kostspielige und riskante Angelegenheit war. Dennoch suchten gerade die Künstlerinnen und Künstler ihr Heil immer besonders gern woanders als zu Hause. Der Augsburger Hans Holbein fand es weder in Basel noch in Frankreich, sondern am Ende in London, wo er Hofmaler wurde – aber 1532 mit dem Bildnis des Danziger Kaufmannes Georg Gisze die Ikone eines neuen bürgerlichen Selbstbewusstseins schuf. Genau dieses Bild wiederum kaufte ein König, Preußens Friedrich Wilhelm III., der es

je auf einem europäischen Thron saß. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges wurde Correggios *Leda mit dem Schwan* 1648 als Kriegsbeute nach Schweden verbracht. Aber damit waren weder Leda noch der Schwan zur Ruhe gekommen. Die schwedische Königin Christina nahm das prachtvolle Bild mit in ihr italienisches Exil, bevor es aus ihrem Nachlass von Philippe II. von Orléans für seine legendäre Sammlung in Paris angekauft wurde. Dessen Sohn Louis wiederum brachte die Verführungskraft von Leda und all den anderen nackten Gespielinnen so um den Verstand, dass er 1721 Ledas Kopf zerstörte und die riesige Leinwand in mehrere Stücke zerschnitt. Es war Friedrich der Große, der das in jahrelanger Arbeit wieder zusammengefügte Bild 1755 aus Paris nach Preußen holte – aber damit war die wahnsinnige Geschichte dieses Bildes noch lange nicht zu Ende. Napoleon raubte das Gemälde aus Sanssouci und holte es erneut nach Paris – erst nach seinem Ende wurde das Bild nach Berlin zurückgebracht. 1830 bei

der Gründung der Berliner Gemäldegalerie war es eines der Prachtstücke. Doch als sich die Göttin und ihr Schwan und ihre Gespielinnen nach ihrer jahrhundertelangen europäischen Odyssee langsam erholten, flogen die alliierten Fliegerbomber des Zweiten Weltkriegs über Berlin. Und *Leda mit dem Schwan* wanderte in den Flakbunker Friedrichshain – wie durch ein Wunder hat das Bild dort überlebt, während unzählige Prachtstücke der Gemäldegalerie bei einem verheerenden Brand bei Kriegsende vernichtet wurden. Aber auch Leda trug Blessuren und Brandnarben davon – die Restaurierung dauerte Jahre. Von alldem kann uns diese Leda erzählen, die so unschuldig guckt aus ihrem neu gemalten Kopf und der doch die wilde Geschichte eines ganzen Kontinents in ihren Gliedern steckt.

Am Schluss will ich Sie noch mitnehmen in meinen Lieblingsraum, das Kabinett 26. Ist Johann Liss ein Deutscher? Oder muss man das Wort bei ihm schon in Anführungszeichen setzen? »Pan« nannten ihn seine Zeitgenossen, weil er malen konnte wie ein junger Gott. Er wurde 1597 im Holsteinischen geboren, reiste erst in die Malerwerkstätten von Haarlem, dann nach Amsterdam und weiter nach Paris. Überall, wo er war, riss er seine Augen auf und nahm das Beste begierig in sich auf. Er war ein Lebemensch und Herumtreiber, der sich die Nächte um die Ohren schlug – und an den Nachmittagen danach Menschen in einer Lebendigkeit auf die Leinwand malte wie kaum jemand davor. Es zog ihn von Paris nach Venedig, wo er Tizian in sich aufzog, und von dort weiter nach Rom, wo er Caravaggio erkundete – und dann wieder zurück nach Venedig, wo sein wildes, kurzes Leben 1629 nach einigen Meisterwerken mit der Pest endete. In der Gemäldegalerie hängt seine *Verzückung des Heiligen Paulus*.

Auf dem kleinen Gemälde blickt Paulus entrückt nach oben in die aufgerissenen Wolken – und dort jubeln die Engel im himmlischen Chor. Es ist ein Rausch mehr als ein Bild, ein einziges Fest der Farben. Ein dunkles Violett trifft auf das Grün des rahmenden Vorhangs, und der Blick verfährt sich in den zarten Wolkenböen aus Gelb und Hellblau. Die Figuren schweben, wie von magischer Hand geführt, durch den Raum, in breiter Bahn flutet das Licht von links oben heran, lässt Farben aufleuchten, Körper hervortreten und Reflexe flackern. Und oben sitzt ein Engel, dessen Flügel gemalt sind, als könne man sie anfassen, und dessen weißes Gewand im Wind flattert, dass man es fast hören kann.

Der sehr irdische Engel, der die Züge des irdischen Johann Liss trägt, dieses holsteinisch-niederländischen Frankoitalieners, hält den Vorhang zur Seite. Und öffnet uns einen einzigartigen Blick nach oben. Und zugleich mitten hinein in das in tausend Farben leuchtende Herz des alten Europa.



Johann Liss malte »Die Verzückung des Heiligen Paulus«

1821 mit der Sammlung des englischen Kaufmannes Solly für seine neu gegründete Berliner Gemäldegalerie erwarb. Im Europa der Bilder werden nicht nur ziemlich leichtfüßig die Länder gewechselt, sondern auch die Standesgrenzen überwunden.

Nicht nur die Maler selbst reisten also durch das halbe und manchmal ganze Europa, in den Jahrhunderten danach reisten auch die Bilder selbst durch den ganzen Kontinent, mal freiwillig (weil der neue Käufer gut bezahlt hatte), mal unfreiwillig (weil sie von Napoleon auf seinen Raubzügen nach Paris gebracht wurden).

Ein Bild ist wie kein zweites jahrhundertlang rastlos durch Europa gereist: und zwar das Gemälde *Leda mit dem Schwan*, in das der italienische Maler Correggio so viel Schmelz und Begehren gelegt hatte, dass sein Auftraggeber Federico II. Gonzaga es 1532 direkt über seinem Liebesbett platzierte. Anschließend schenkte er – warum auch immer – das Bild der Sinnlichkeit Karl V., dem spanischen Habsburger-König, woraufhin das riesige, fast zwei Meter breite Bild mit ungeheurem Aufwand quer durch Südeuropa reiste. Aus Karls Besitz wiederum wurde es 1603 nach Prag verkauft an Kaiser Rudolf II., den wohl besessenen Kunstsammler, der



Florian Illies, 55, ist Autor und Kurator.

Am 1. Juni erscheint sein neues Buch »Träume aus Feuer« bei Pfauninsel

ZEIT REISEN

Entdecken, worauf es ankommt

Mit ZEIT REISEN erleben Sie die Welt gemeinsam mit ZEIT-interessierten Menschen. Begleitet von inspirierenden Experten, entdecken Sie das Besondere einer Region, die schönsten Orte und Kulturstätten. Ausgesuchte Hotels mit Charme und Charakter, kulinarische Erlebnisse und exklusive Begegnungen zeichnen unsere Programme ebenso aus wie aufregende Ideen und umfassender Service. ZEIT REISEN eröffnet neue Horizonte. Seien Sie dabei!

In der nächsten Ausgabe liegt das **neue ZEIT REISEN-Programmheft** zum Thema Schiffsreisen bei. Sichern Sie sich bereits heute online einen ersten Einblick!



Buchen Sie
jetzt die neuen
Schiffsreisen



Westeuropa – Genussreise an Bord der »Sea Cloud Spirit«

Segeln Sie auf einem majestätischen Windjammer zu den schönsten Häfen an der Atlantikküste. An Bord der »Sea Cloud Spirit« entdecken Sie malerische Städte und charmante Orte und genießen kulinarische Köstlichkeiten an Bord und an Land. Der international erfahrene Experte für Film und Wein Manuel Hornemann ist als Reiseleiter dabei.

Termin: **6.7.2027** | Dauer: **15 Tage** | Preis: **ab 8.862 €**

Höhepunkte:

- »Titanic«-Hafen Cobh: zwischen irischer Auswanderung und Schiffslegenden
- Abbey Garden auf Tresco: ein Garten-Juwel im Süden Englands
- Dartmouth: durch die verwinkelten Gassen der traditionellen Seefahrerstadt schlendern
- Honfleur: zwischen Fachwerkmantik und Ateliers
- Wilde Natur und der zarte Charme der bretonischen Belle-Île-en-Mer



Eine Reise durch Europas Gartenkunst

Wer Europas Gartengeschichte verstehen möchte, reist am besten langsam – und folgt den Flüssen. Zwischen Basel und Berlin entfaltet sich eine Folge von historisch bedeutsamen Parks und zauberhaften Gartenräumen. Donata Predic begleitet die Reise als Expertin.

Termin: **2.5.2027** | Dauer: **12 Tage** | Preis: **ab 2.490 €**

Höhepunkte:

- Besichtigung ausgewählter Gärten und Landschaftsparks
- Spannende Schleusenfahrten und Querungen von Wasserkreuzen
- Interessante Städte entdecken: Straßburg, Düsseldorf, Münster, Potsdam
- Begleitung durch die Expertin Donata Predic

Auf der Seine unterwegs

Freuen Sie sich auf eine Silvester-Flussreise und die kulturellen Höhepunkte der Normandie. Von Paris, der Modehauptstadt, geht die Reise zunächst nach Rouen und entlang märchenhafter Landschaften durch den Norden Frankreichs.

Termin: **27.12.2027** | **8 Tage** | Preis: **ab 1.349 €**



Mythos und Magie in der Südsee

Genießen Sie traumhafte Ankerplätze, schnorcheln Sie in den schönsten Lagunen, und erleben Sie sechs Trauminseln in zwölf Tagen, darunter Tahiti, Bora und Moorea.

Termin: **23.10.2026** | **16 Tage** | Preis: **ab 11.980 €**



Unser aktuelles Reiseprogramm finden Sie online. Oder rufen Sie uns an, wir beraten Sie gern persönlich.



☎ **040 / 32 80-455**
 @ **zeitreisen@zeit.de**
 🌐 **zeitreisen.zeit.de**

EUROPA, WAS BIST DU SCHÖN!

AM MEER

Peaches verliert ihr Herz an die Azoren, Jasna Fritzi Bauer vermisst die Bretagne,
Daniel Etter blickt auf Galiciens Küste, Vincent Klink genießt Ravello,
Heinrich Wefing schwärmt für die Kurische Nehrung und Kolja Rudzio geht kitesurfen



Endoume, Marseille

»Auf diesen Felsen unterhalb des Fünf-Sterne-Hotels Le Petit Nice Passedat trifft alles aufeinander: Hotelgäste, die Jugend der Stadt – und das Meer.
Die Marseiller benutzen statt Badetüchern aus Frottee nur gestreifte Baumwolllaken, auf denen sie picknicken und lesen«

Foto und Text: Debora Mittelstaedt



Foto: Samuel B34/Getty Images

Knapp hundert Kilometer weit erstreckt sich die Landzunge. Doch überqueren kann man sie fast überall in 20 Minuten zu Fuß

Wie eine Statue von Giacometti

Thomas Mann und Alexander von Humboldt staunten über die Kurische Nehrung, viele Nationen kämpften um sie. Heute leben auf der Halbinsel Elche zwischen Luxushotels

VON HEINRICH WEFING

Nida, das einst Nidden hieß, ist ein zauberischer Ort, wie stillgestellt, eingeschlossen in Zeit und Raum. Das Geglitzter der Sonnenstrahlen tanzt auf den Wellen, das Rauschen der Ostsee füllt die Ohren, ein sanfter Wind streift zwischen den Kiefern und Birken hindurch, über die sandigen Böden. Und wen die Weite, Weite, Weite des weißen Strandes unberührt lässt, dem ist vermutlich ohnehin nicht zu helfen.

Ausgerechnet durch dieses nördliche Paradies aber verläuft eine der härtesten Grenzen Europas, durch die Dünen, zwischen dem Strandhafer hindurch und durch das flache Wasser des Haffs. Hier stoßen, wie zwei geopolitische Kontinentalplatten unter Spannung, die Territorien von Nato und Russland aufeinander.

Dabei lässt sich kaum ein leiserer Ort vorstellen, kein friedfertigerer.

Von Klaipėda aus, dem früheren Memel, bringt eine Autofähre die Besucher in fünf Minuten auf den schmalen Streifen Land, der die Ostsee vom Haff trennt, einem Binnengewässer, das sich aus dem Delta der Memel speist. Die Nehrung ist ein Kuriosum auf der Landkarte, grotesk überdehnt wie eine Statue von Giacometti, knapp hundert Kilometer lang, nirgends breiter als vier Kilometer, sodass man fast überall in 20, vielleicht 30 Minuten von Ufer zu Ufer spazieren kann.

Eine gut ausgebaute Landstraße führt vom Fähranleger im Norden stracks geradeaus nach Süden, an vielen bunten Holzhäusern vorbei, durch ehemalige Fischerdörfer, die heute prächtig vom Tourismus leben, durch Kiefern- und Birkenwälder, die kein Ende zu nehmen scheinen, immer rechts die Ostsee, links das Haff. Und in den Wäldern dazwischen soll es Elche geben.

Bis nach dem Ersten Weltkrieg gehörte die Nehrung wie das ganze Memelland zu Preußen. 1923 wurde es von Litauen annektiert, 1939 schlugen die Nazis es ihrem Reich zu, 1945 eroberten es die Sowjets, machten die Nehrung jahrelang zum militärischen Sperrgebiet, unerschließbar für Urlauber und andere Sowjetmenschen. Aber die Isolation hatte auch ihr Gutes, jedenfalls für die Natur, die Dünen blieben weithin unberührt, Vögel und Pflanzen konnten ungestört gedeihen.

Reichlich Geschichte für das bisschen Landzunge, immer wieder mussten die Schilder an der Grenze ausgetauscht werden, nur die Grenze selbst hat sich nicht verschoben. Heute gehört die eine, die nördliche Hälfte wieder zu Litauen, die südliche zu Russland, zum Oblast Kaliningrad, dem atomwaffenstarken Bezirk, wo die russische Armee ihre Raketen stationiert hat, die Warschau, Berlin oder München in ein paar Minuten erreichen könnten.

Die Kurische Nehrung sei so »merkwürdig«, soll der Naturforscher Alexander von Humboldt einmal gesagt haben, »dass man sie eigentlich ebenso gut als Spanien und Italien gesehen haben muss«, sonst fehle einem »ein wunderbares Bild in der Seele«. Und Thomas Mann, der in keinem Text über die Nehrung fehlen darf, schwärmte von »der eigenartigen Primitivität und dem großartigen Reiz« der Gegend, von der »unbeschreiblichen Eigenart und Schönheit der Natur«.

Das ehemalige Ferienhaus des Nobelpreisträgers, erbaut 1929/30, thront gleich am Ortszugang von Nida, dem wichtigsten Ort der Halbinsel, auf einer steilen Anhöhe, braunes Holz, blaue Fensterläden, Reet auf dem Dach. Heute ist darin ein Museum untergebracht, herausgeputzt wie das ganze Städtchen, manchmal finden dort Lesungen und Vorträge statt, es ist die Hauptattraktion der Gegend, jedenfalls für deutsche Besucher.

Der »hartnäckige Villenbewohner«, wie sich Thomas Mann selbst einmal nannte, als er sein nächstes Haus mit Meerblick baute, an der Küste Kaliforniens, hatte zweifellos ein Auge für Immobilien. Es lässt sich kaum ein schöneres Grundstück denken hier, mit weitem Blick über das mal tiefblaue, mal schiefergraue Haff. Mann fühlte sich gar an das Mittelmeer erinnert: »Man findet« hier, schrieb er, »einen erstaunlich südlichen Einschlag«.

Nach der zweiten Unabhängigkeit Litauens wurde aus dem ehemaligen militärischen Sperrgebiet ein Nationalpark, im Jahr 2000 kam die Nehrung mit ihrer einzigartigen Dünenlandschaft und dem Ensemble aus Fischerdörfern, Kirchen und Friedhöfen sogar auf die Liste des Unesco-Weltkulturerbes.

Seither hat sich Nida verwandelt, es wächst, es luxuriert. Hotels haben eröffnet, die alten Fischerhütten kann man jetzt mieten, es werden Appartementshäuser gebaut. Die Restaurants im Ortskern unterscheiden sich vornehmlich dadurch, welche Champagnermarke sie führen – samt riesigen Sonnenschirmen mit aufgedruckten Logos.

Wer hier im Sommer mit einem mittelalten deutschen Mittelklassewagen ankommt, fühlt sich fast unweigerlich ein bisschen wie ein Lumpensohn zwischen all den Bentleys und Jaguars, Porsches und schimmernden SUVs.

Durch die Dünen führen breite Holzwege zum Strand, daneben Beachbars und Bistros, wo der Aperol Spritz kreist und hungrige Kinder nach einem Tag am Meer mit Pizza ruhiggestellt werden.

Nida ist für die besseren Kreise von Litauen ein bisschen das, was Kampen auf Sylt für Hamburg ist oder Kennebunkport in Maine für die Reichen in Boston und New York. Ein exklusiver Badeort, wobei das Exklusive fast wichtiger scheint als das Baden.

Aber kein anderer Badeort der Welt dürfte so nah am politischen Abgrund liegen. Es gibt nicht wenige Militärplaner, die davon ausgehen, eine heiße Konfrontation zwischen Putins Russland und dem westlichen Bündnis könnte irgendwo hier oben beginnen, in einem der baltischen Staaten.

Kurz hinter dem südlichen Ortsausgang von Nida liegt ein letzter größerer Parkplatz für Urlauber, es gibt Stoppschilder, Absperrungen, Warntafeln: Vorsicht, Lebensgefahr! Vorsicht, Elche! Autos müssen umdrehen.

Auf Waldwegen, die federnd unter den Schritten nachgeben, oder auf der flachen Landstraße können Radfahrer und Fußgänger noch ein bisschen weiter Richtung Süden gelangen. Aber dann ist auch für sie abrupt Schluss. Eine Sackgasse der Weltpolitik.

Einsam und still steht die Zollabfertigungsanlage im Wald, kein Lkw darf hier mehr durch, kaum ein Mensch lässt sich blicken. Dabei ist die Anlage ziemlich neu, modern ausgestattet, viel Glas, viel Technik, viele Kameras. Ein Relikt aus der Zeit, als alle von Durchlässigkeit träumten, von offenen Grenzen, von Wan-

del durch Annäherung. Europa schien damals wie ein Versprechen, die Abschaffung aller Passkontrollen so unausweichlich wie ein Naturgesetz, selbst bei der Einreise aus Russland.

Vor Corona und vor der russischen Invasion in der Ukraine 2022 konnte man mit den entsprechenden Papieren von hier aus über Land nach Kaliningrad fahren, dem ehemaligen Königsberg, und dann weiter bis Danzig, meist auf der Nehrung, die sich südlich von Kaliningrad in einem weiten, eleganten Bogen nach Westen schwingt.

Aber diese Verbindung ist durchtrennt, wie so viele andere in Europa. Es gibt kein Winken mehr, keine Schlagbäume, keinen Austausch, keinen kleinen Grenzverkehr.

Es hat etwas Verstörendes, sich beim Spaziergang am Strand auszumalen, dieser winzige Strich auf der Landkarte könnte irgendwann zur Frontlinie werden – wenngleich kaum etwas zu verteidigen wäre gegen anrollende Panzerkolonnen. Nicht die Bars in den Dünen, nicht die Aperol-Spritz-Vorräte, nicht die Porsches.

Es ist eine reale Bedrohung, aber sie lässt sich erstaunlich leicht verdrängen beim Blick über das Meer, beim Nippen am Champagner.

Auch damals, vor bald hundert Jahren, zu Zeiten Thomas Manns, lag etwas Düsteres über dem Land am Meer, eine beklemmende Ahnung von politischem Unheil und drohendem Krieg. Steine flogen gegen das blaue Haus, dem Nobelpreisträger wurde ein verkohltes Exemplar seiner *Buddenbrooks* per Post zugestellt. Nur drei Sommer konnte er in Nidden verbringen, dann musste er Deutschland verlassen, machte fortan Ferien in der Schweiz, in Südf frankreich und Kalifornien. Nie wieder konnte er sein Haus auf der Nehrung besuchen, nie wieder das Sandgebirge der gewaltigen Wanderdünen erklimmen und die Aussicht von dort oben bewundern.

Aber er würde sie heute wahrscheinlich sofort wiedererkennen. Nichts hat sich geändert. Der Strand nicht, der endlose Strand, 98 Kilometer lang, die Brandung, die grellweißen Dünen. Die Sonne, die über dem Haff aufsteigt. Das Glitzern auf den Wellen.

Heinrich Wefing, 60, leitet das Politik-Ressort der ZEIT

Nasse Füße

In Litauens Hauptstadt Vilnius schwingt unter der Užupis-Brücke an zwei Seilen eine Bank über dem Fluss, die Einheimischen die Schicksalsschaukel nennen. Wer dort schaukelt, die Füße im Wasser, hat einen Wunsch frei. Man passt sogar zu zweit drauf



Hier eine Feige essen, oh ja!

Warmer Wind

Die Insel Korčula wird auch das Herz der Adria genannt.
Erinnerungen an einen letzten Sommer mit Mama

VON SAMUEL BENKE

Meine Mutter stirbt, als ich zwölf Jahre alt bin. Kurz davor fahren wir das letzte Mal gemeinsam in den Urlaub. Unser Ziel ist die Insel Korčula in Kroatien. Wir nehmen den grauen Peugeot, in den es zwar hinten reinregnet, aber in Kroatien wartet ein trockener Sommer auf uns. Papa fährt die meiste Zeit, nicht weil Mama das nicht auch kann, sondern weil sie die Füße gerne auf dem Armaturenbrett ablegt, dort, wo sie am meisten Sonne bekommen. Ich sehe ihre rot lackierten Nägel vor mir. Wie ihre Zehen sich zu der blechernen Musik aus dem alten Radio bewegen, Abdrücke an der Scheibe hinterlassen.

Unser kleines Auto ist mit zahlreichen Koffern und Kisten beladen. Mama ist auf alles vorbereitet; auf einen Notfall und auf einen schicken Abend in einer Bar. Papa hat die Badehose mit den Sonnenblumen eingepackt. Mein Rucksack ist rot mit einem Bären darauf. Die Rückbank ist mein Revier, hier höre ich CDs auf dem Discman, der aussetzt, wenn das Auto über eine Erhöhung ruckelt, ich schlafe, wenn die Lider schwer werden. *Wir sind Helden* singen: »Wenn du schon auf den Mund fallen musst, warum dann nicht auf meinen«, und ich denke an Amir aus der 7b. Die Autobahnschilder rauschen an den heruntergelassenen Fenstern vorbei, rechte Spur, schneller geht es nicht. Drei Wochen Ferien und keine Hausaufgaben. Wenn ich Glück habe, schlafen wir in einer Raststätte an der Autobahn. Wenn ich Pech habe, dann ruhen wir uns ein paar Stunden auf einem Parkplatz aus.

Wir fahren nicht zum ersten Mal nach Kroatien. Dieses karge, wunderschöne Land mit den steinigen Stränden und furchigen Gesichtern der Leute, die noch nicht in die großen Städte gezogen sind. Es ist nicht nur unser Lieblingsreiseziel, weil das Essen gut, das Meer türkis und der Sommer heiß ist, es ist auch ausgesprochen günstig hier. Darauf achten meine Eltern. Es ist das Jahr 2007, noch wurde *Game of Thrones* nicht in Dubrovnik gedreht, Kroatien ist noch nicht Teil der EU, und die Besucherzahlen liegen bei knapp über elf Millionen, werden sich in den nächsten zwanzig Jahren aber fast verdoppeln. Es ist die Zeit des Autobahn-Ausbaus, der leeren Strände und der Cafés und Bars, die noch von Einheimischen besucht werden.

Mama hält die große Karte in der Hand, das Papier flattert im Wind, und das Geräusch macht mich müde. Ich schlafe ein, wache zwischen den Alpen wieder auf. Die Berge haben Schnee auf ihren Kronen, die alte Frau an der Tankstelle Gold. Aus der großen Plastikbox mit dem blauen Deckel hole ich ein Brot mit Stinkekäse. Ab hier fährt Mama.

Es riecht nach dem Kaffee, den die beiden sich mitgenommen haben. Die Schilder haben schon fremde Namen mit kleinen Zeichen darauf. Wir parken unser Auto, legen eine bunte Decke über unsere Taschen und spazieren durch Zagreb.

Ein Markt, auf dem es nach Fisch riecht, das bunte Dach der St.-Markus-Kirche und ein fettiges Sandwich, das ich mir in einem der Cafés an der Tkalčićeva-Straße bestellen darf. 2020 wird es hier ein schlimmes Erdbeben geben. Unsere persönliche Katastrophe heißt Krebs und hat gerade mit der Zerstörung begonnen. Noch denken wir nicht an das Schlimmste,

noch sprechen wir von Therapie. Den Rest bis zur Fähre fährt Papa, pünktlich zum Sonnenuntergang erreichen wir den Hafen.

Das Meer glitzert, Mama steigt mit einem Seufzen aus. Auf der Fähre steht sie an der Reling, den Blick zum Horizont, Kastaniengeruch in den Haaren. Mir kauft sie ein Eis, und ich kuschle mich in ihre blaue Strickjacke. Papa fragt jemanden, ob er ein Foto machen kann.

Die Autos schlafen im Bauch der Fähre, Papa schläft auf einer Bank an Deck. Die »Grüne Insel« ist schon in Sicht. Die Stimmung im Auto ist angespannt, alle sind müde von der langen Fahrt. Das Ferienhaus ist kaum zu erkennen. Ein Klotz, unverputzt, halb Haus, halb Baustelle. Die Besitzerin wartet mit Selbstgebranntem und einer Entschuldigung. Die Insel wird schon jetzt immer beliebter. Sie bauen ein zweites Stockwerk: »Mehr Geld.« Mama schimpft, Papa beschwichtigt, der Preis wird neu verhandelt, und wir tragen die Koffer hinein. Vor dem Haus wächst ein Feigenbaum, und ich stibitze eine Frucht.

Die Tage schwimmen ineinander; die abgenutzten Plastikstühle des kleinen Eiscafés in Vela Luka, in dem ich jeden Tag eine Kugel Mango bestelle, der Supermarkt ganz oben über der Stadt, in dem ich durch die Gänge renne, der Ausblick vom Parkplatz über die Insel und zu den großen Jachten, die weiter vorne angedockt liegen, das kleine Boot, das wir ausleihen und dessen Motor rattert, die Stacheln des Seeigels, in den ich trete, und die Sonne auf meiner Haut auf dem Betonblock, der uns als Strand dient. Am letzten Tag machen wir zu dritt einen Spaziergang, Mama links, Papa rechts, ich auf einmal wieder ganz klein. Die Sonne dringt durch die Aleppo-Kiefern, es riecht nach Harz und Holz und irgendwo nach Grillfleisch.

Die Nachbarn laden uns zu einem Getränk ein, Sirup mit Wasser. Ihre Korbstühle knarzen, und ich bin das glücklichste Kind der Welt. Ihr Sohn hat gerade bei einem Reiseveranstalter angefangen, die Tochter arbeitet im Hotel. Jahre später wird eine kroatische Freundin mir erzählen, dass diese Jahre die goldene Zeit waren. Bevor große Teile des Landes vom Tourismus abhängig werden, bevor es für Kroatien selbst zu teuer wurde, auf die Inseln zu fahren, und bevor der Massentourismus die Strände mit zahlreichen rot gebrannten Körpern füllt, die hier wie Sardinien aneinandergepresst die Sommersonne suchen.

Aber »das Herz der Adria«, wie diese Region auch genannt wird, schlägt weiter. Es belebt auch heute noch die kleinen Gassen der Inselndörfer und bläst warmen Wind über die weißen Buchten, an denen man in den frühen Morgenstunden mit etwas Glück ganz allein am Meer ist.

Wir werden uns nach drei langen Wochen wieder ins Auto setzen, werden zurück nach Berlin fahren, wo es kalt ist und die langen Flure vieler Krankenhäuser auf uns warten. Ich werde diese Tage mit mir tragen, wenn Feigenduft sich mit Desinfektionsmittel mischt und die braun gebrannte Haut sich auf das gestärkte Laken pelzt. Dann werde ich an die Strände von Korčula denken und daran, dass wir hier zum letzten Mal eine ganz normale Familie sein durften.

Samuel Benke, 31, ist ein bekannter deutscher Booktokler und Autor

Fjord und Totschlag

Holzhäuschen, Felsen, unendlicher Himmel: Am Ende von Unwettern und Umwegen wartet norwegisches Idyll. Jetzt fehlt zum Glück nur noch ein Fisch

VON LARS SPANNAGEL

Als ich zum ersten Mal die Angel auswerfe, in das tiefe Blau des Fjords, fragt mich meine Frau: »Was machst du denn, wenn einer anbeißt?« Ich bin mir sicher, das werde ich dann schon regeln. Wir sind schließlich bereits eine Weile in Norwegen unterwegs, ich fühle mich eins mit den Felsen, dem Meer, der Natur.

Eigentlich hätten wir das Haus mit dem Steg und der roten Hütte und der Schafweide nie entdecken sollen. Es war nie geplant, dass wir an diesem magischen Ort ankommen, durchgefroren und durchnässt. Es hätte alles anders kommen können. Ein kleiner Fisch würde weiterleben.

Wochenlang haben wir unseren Familienurlaub vorbereitet: Von Oslo soll es zuerst auf eine Berghütte nahe Lillehammer gehen, dann weiter nach Norden, Richtung Gletscher und Nationalparks, später westwärts zu den Fjorden. Doch als die Kiel-Fähre im Hafen von Oslo anlegt, beginnt es zu regnen – und hört tagelang nicht mehr auf. Eines der schwersten Unwetter der norwegischen Geschichte entlädt sich, alle Straßen in Richtung Norden werden gesperrt oder überflutet, in den Fernsehnachrichten sehen wir, wie Brücken und Dämme einstürzen und von den Wassermassen weggerissen werden.

Wir müssen alle Pläne umwerfen, die einzige befahrbare Route aus der Hauptstadt führt westwärts an der Küste entlang, und auch dort steht das Wasser fast bis zum Straßenrand, *escape from Oslo*. Auf den kleinen, zweispurigen Straßen kommt man in Norwegen ohnehin nur sehr langsam voran, Tunnel und Brücken und Serpentinaugen wechseln sich ab, hin und wieder setzt man mit einer Fähre über einen Fjord oder Fluss.

So zuckeln wir in Richtung der Provinz Vestland, es regnet weiter, Wasser-

fälle donnern zu Tal. Ich bekomme einen Schnupfen, unsere Funktionsjacken bewahren uns vor Schlimmerem.

Auf der Suche nach einer trockenen Zuflucht finden wir online ein Häuschen auf der Insel Tysnesöya, nahe dem Dorf Ugddal, direkt am Seitenarm eines Fjords. In dieser Gegend im Westen Norwegens, zwischen den Städten Bergen und Stavanger, weiß man nie so genau, ob man sich auf einer Landzunge oder einer Insel befindet, man ist immer von Wasser und Felsen umgeben. Auf der Homepage des Ferienhausanbieters sieht man eine grüne Wiese, das blaue Wasser, ein kleines rotes Holzhäuschen. »Cottage am Meer mit atemberaubendem Blick« steht da, »unschlagbare Lage«.

Wir können nicht ahnen, dass in echt alles noch viel idyllischer ist. In meinem Handy – ich habe gerade nachgezählt – befinden sich noch 52 Fotos, die ich von der Terrasse aus aufgenommen habe. Die Tageszeit und das Licht wechseln, das Motiv ist immer das gleiche: Wiese, Häuschen, Steg, Fjord.

Keins der Bilder wird der friedlichen Schönheit gerecht, der Weite des Himmels. Einmal sehen wir sogar kleine Wale vorbeiziehen.

Kurz nach unserer Ankunft lösen sich die Wolken auf, die Funktionsjacken trocknen, auch meine Nase ist nicht mehr verstopft. Der Vermieter des Hauses hat uns erlaubt, jeden zweiten Tag seine Schafe zu füttern. Mit Gummistiefeln stapfen wir den Hügel hinauf, kurz darauf sind wir von einer blökenden Herde umgeben. Das Wasser des Fjords ist klar und auch Mitte August zu kalt, um wirklich zu schwimmen, wir springen trotzdem hinein und kommen prustend und spritzend wieder an die Oberfläche. In der Tiefe unterhalb des Stegs blitzen manchmal große Fische. Mir fal-

len die Angeln ein, die uns der Vermieter gezeigt hat.

Bei den ersten Versuchen ziehe ich nur Algen und Seegras aus dem Wasser, dann ruckelt es lebendiger am Ende der Schnur. Aufgeregt hole ich sie ein – mein erster Fisch, direkt aus dem Fjord!

Der Fang stellt sich allerdings als Winzling heraus. Und ich muss feststellen, dass Norwegen doch noch nicht genug auf mich abgefärbt hat. Ich bin nicht stolz auf das, was dann geschieht: Es gelingt mir nicht, den Fisch vom Haken zu lösen und ins Wasser zurückzuwerfen. Die Kinder wenden sich mit Grausen ab, als ich den unschuldigen, zappelnden kleinen Knirps mit einem Knüppel erlege. Mein Sohn verlangt, dass wir wenigstens ein anständiges Grab für ihn ausheben.

Wir haben keine Schaufel, also bauen wir aus flachen Steinen eine Art Mausoleum neben der roten Hütte. Es tut mir sehr leid.

Die Angel fasse ich danach nicht wieder an, wir füttern weiter die Schafe, blinzeln vom Steg in die Sonne, sammeln Muscheln, sehen Schiffe in der Ferne vorbeiziehen, fotografieren den Fjord und die Hütte, im Morgenlicht und bei Sonnenuntergang. Während eines Ausflugs auf die Nachbarinsel Huglo treffen wir am Hafen einen Mann, der Dutzende Fische schuppt und ausnimmt.

Er stellt sich als deutscher Tourist vor, der jeden Tag zum Angeln aufs Meer fährt. Bevor er uns vier perfekt geschnittene Dorschfilets schenkt, sagt er noch, er kenne eine Stelle, an der man die Angel nur ins Wasser halten müsse, sofort beiße ein Fisch an. »Man muss sie nur noch rausziehen.«

Lars Spannagel, 47, ist Ressortleiter von ZEIT am Wochenende

Schallplatten in Oslo

In der Bibliothek Deichman Bjørvika gibt es nicht nur Plattenspieler, auf denen man die riesige Vinylsammlung durchhören kann, sondern auch eine eigene Abteilung für sehbehinderte Menschen und viele gemütliche Sitzdecken zum Lesen. Anne-Cath, Vestlys plass 1

ANZEIGE

ZEIT REISEN

KRAFTQUELLEN DES LEBENS: AUF DER »EUROPA« ÜBER DEN ATLANTIK

Über die »Kraftquellen des Lebens« und die Fragen der »Longevity« diskutieren exklusiv mit den ZEIT-Reisenden an Bord die ZEIT-Experten Andreas Lebert, Chefredakteur von ZEIT Wissen, Bestsellerautorin und Psychologin Eva Wlodarek und Sibylle Anderl, ZEIT-Ressortleiterin Wissen, Astrophysikerin und Philosophin.

Transatlantik von Lissabon nach New York
10 Tage | Termin: 25.11. – 5.12.2026 | Preis: ab 3.490 €*
Weitere Informationen unter: zeitreisen.zeit.de/764

Wir beraten Sie gern persönlich: 040/32 80-455 | zeitreisen@zeit.de

ANZEIGE | *Änderungen vorbehalten. Tagesaktueller Preis bei Druckübergabe am 21.4.2026 | Fotos: TUI Cruises, Volker Wenzlawski, Katrin Saalfrank, Bettina Theuerkauf | Veranstalter: Hapag-Lloyd Cruises, eine Unternehmung der TUI Cruises GmbH, Heldenkampsweg 58, 20097 Hamburg | Anbiete: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

Eine eigene Bucht

Am besten lassen sich die vielen kleinen, teils abgelegenen Strände von einem Boot aus erkunden. Motorboote kann man vielerorts auch ohne Führerschein mieten



MADEIRA, PORTUGAL

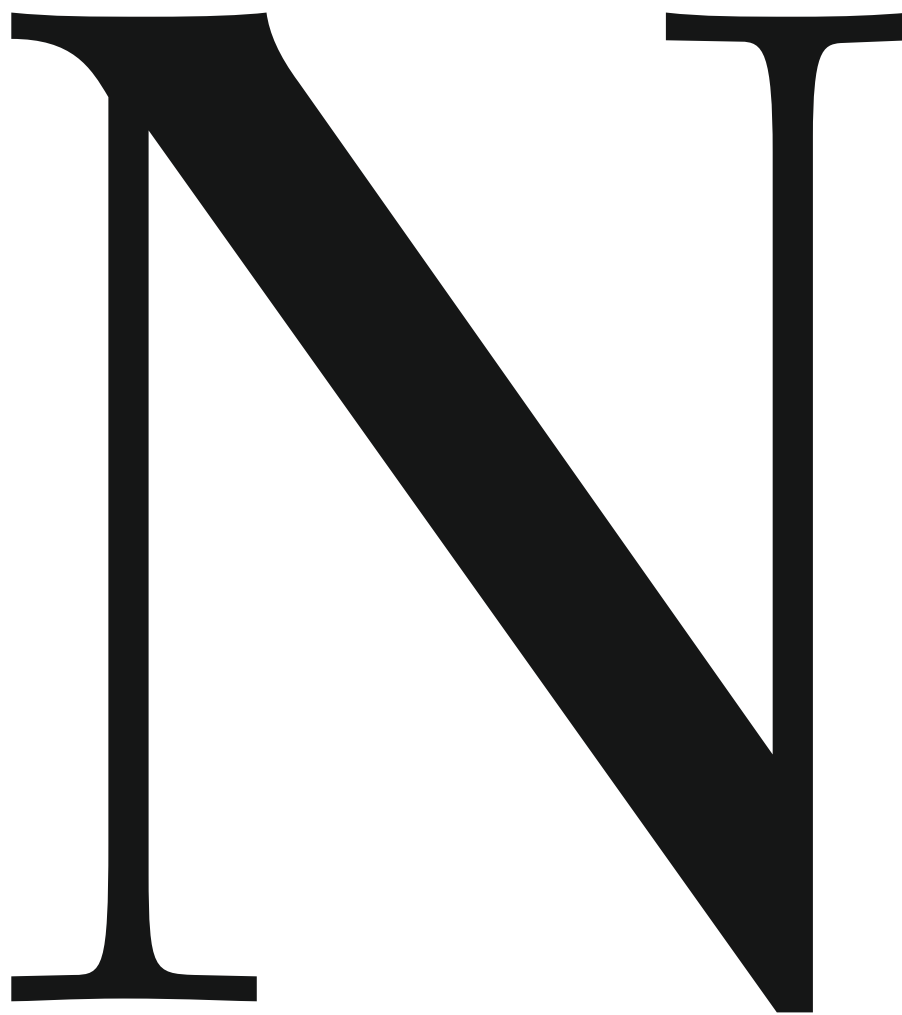
»Die Insel ist unglaublich artenreich und vielfältig. In Funchal, der Hauptstadt, gibt es viele Strandbäder mit Meerwasserpools – und diesen wunderschönen botanischen Garten, in dem ich das Foto aufgenommen habe. Er ist acht Hektar groß und liegt auf einer Anhöhe, von der aus man die ganze Stadt überblickt.«

Foto und Text: Maximilian Virgili

Die Inselbegabung

Hydra, ein entlegener Felsen im Meer, wird zum Hotspot der internationalen Kunstwelt – obwohl hier nicht nur Autos, Swimmingpools und Tennisplätze verboten sind. Wie kam es dazu?

VON SILKE WEBER



Nach anderthalb Stunden nähert sich die Fähre aus Athen der Insel. Von weitem funkelt mich diese überdimensionierte Sonne durchs Fährfenster an, aus Bronze geformt, ragt sie von einem Steinhäuschen am Ufer in den Himmel, dort, wo man sonst einen Leuchtturm erwarten würde. *Apollo Wind Spinner* heißt die Skulptur von Jeff Koons, Wert: 16 Millionen Euro. Hydra ist historisch betrachtet ein Hafen für viele Künstler und Künstlerinnen. Und ich bin hergekommen, um herauszufinden: warum bloß?

Dafür lese ich zunächst die Verbote. Verboten sind: Neubauten, Satellitenschüsseln, Plastikstühle, Leuchtreklame, Tennisplätze, Swimmingpools, Autos, auch Motorräder. Esel oder Mulis schlepen hier die Wasserkanister, das Baumaterial, auch mein Gepäck und das der anderen Gäste. Die echte Sonne glitzert im Becken des Hafens, der uns wie ein Amphitheater empfängt. Dahinter staffeln sich die Inselhäuschen den Hang hinauf, jedes von ihnen denkmalgeschützt. Das gilt auch für die Villen der reichen Reeder, die diese im 19. Jahrhundert von venezianischen Architekten erbauen ließen.

Im Hafen parken Jachten wohlhabender Athener oder Jetsetter vor den Eseln; die sind also erlaubt. Insbesondere ein Schiff erkennt hier jeder: die 35-Meter-Motorjacht mit dem Namen *Guilt*, schuldig. Ein schwimmendes Pop-Art-Kunstwerk, ebenfalls gestaltet von Jeff Koons, in der fleckigen Tarnbemalung von Kriegsschiffen, aber in knalligem Pink, Gelb und Violett. Im Meer des Saronischen Golfs, eingerahmt von den Bergen ringsherum, wirkt sie wie ein fremdartiges Raumschiff, das sich in die Bucht verirrt hat.

Die Jacht, das muss ich vorweg erklären, gehört Dakis Joannou, einem zyprischen Industriellen und Kunstmäzen. Ohne ihn und ohne Übertreibung wäre Jeff Koons heute wohl nicht Jeff Koons. Joannou besitzt eine der weltweit bedeutendsten Sammlungen zeitgenössischer Kunst und ist mit vielen Künstlern dicke. Seine Freundschaft zu Koons begann dem Mythos nach vor vielen Jahren in einer New Yorker Ausstellung, wo er einen in Flüssigkeit schwebenden Basketball des Künstlers sah und sofort »elektrisiert« davon gewesen sei, so erzählt er es. Über Dakis Joannou, den auf der Insel alle nur beim Vornamen nennen, heißt es, er müsse ein Kunstwerk bloß anschauen, um dessen Wert zu steigern.

Jedes Jahr im Juni lädt Dakis einen Künstler oder eine Künstlerin ins winzige Haus unter der Koons-Sonne. Maurizio Cattelan, Urs Fischer, Pipilotti Rist, Kiki Smith, Kara Walker, Doug Aitken oder eben Jeff Koons selbst haben hier ausgestellt. Tausende Menschen pilgern für dieses Ereignis zu dem

ehemaligen Schlachthaus am Felshang. Direkt nach der Art Basel terminiert, hat es sich zu einem Pflichttermin im internationalen Kunstkalender entwickelt. Diese Ausstellung der Deste-Stiftung von Dakis Joannou war in den Anfangsjahren ein eher intimes Abendessen, bei dem Fischer und Kunstsammler am selben Tisch saßen. Und inzwischen hat es sich in eine »Art Basel by the Sea« verwandelt – mit Bühne, DJs und Schlangen zum Schlachthaus, länger als vor Berliner Clubs.

Hydra ist eine kleine Insel, etwa zwanzig Kilometer lang und vier Kilometer breit, 2.000 Einwohner leben hier. Im Sommer steigt die Zahl durch Touristen auf bis zu 10.000. In der Hauptsaison legen die Fähren sechsmal täglich an. Dazu spuckt das Kreuzfahrtschiff *Celebrity Infinity*, ein Name, der die Erwartung gleich mitliefert, 2.600 Tagestouristen auf einmal am Kai aus.

Die anlandenden Urlauber suchen auch nach dem Sänger Leonard Cohen, der länger auf der Insel lebte, dem Schriftsteller Henry Miller, der 1939 auf die Insel kam, oder Sophia Loren, die 1956 den Film *Der Knabe auf dem Delphin* hier drehte. Die Liste ist lang.

»Wonach hast du gesucht? Warum kommst du nicht? Wonach hast du gesucht?«, schrieb der große griechische Dichter, Hydra-Liebhaber und Nobelpreisträger Giorgos Seferis in einem seiner Gedichte über die Insel.

Also genau, warum ist Hydra so ein Magnet für Autoren, Dichter, Künstler? Die Musikerin Galen Ayers, die ich in der Osteria, einer der Tavernen, treffe und die schon als Kind in den Ferien herkam und inzwischen hier lebt, meint, Hydra sei »wie ein Gedicht, eine komprimierte Form mit eigenem Rhythmus«. Man stoße hier schnell auf Archetypen, das inspiriere. Hydra ziehe an wegen der Ruhe, nicht wegen des Hypes, meint wiederum die Künstlerin Imma Barrero, die seit 23 Jahren zeitweise auf der Insel lebt. Erlebt man Hydra abseits des Kunststrubels in der Hochsaison, findet man Stille, Langsamkeit und ein fast sakrales Rückzugsgefühl. Die karge Natur, die

Buchten zum Schwimmen, die Farbe des Wassers. »Nachts hörst du deine Schritte auf den Treppen, spürst das Mondlicht im Gesicht«, sagt sie. »Man sieht den Lauf der Zeit nicht – nicht in der Architektur und nicht in der Technik. Sofort ist alles verlangsamt«, sagt die Galeristin Christina Androulidaki. Denn der archäologische Schutzstatus verhindert Neubauten und Modernisierungen.

In einer Welt voller Möglichkeiten kann die unbegrenzte Auswahl lähmen. Beschrän-

haben, mit Koons im selben Restaurant gespeist oder vor dem Künstler Brice Marden, als dieser noch lebte, im Supermarkt angestanden zu haben.

Josh Hickey betreibt am Hafen den Hydra Book Club, wo man seltene Bücher vor allem von Schriftstellern findet, die auf Hydra schrieben und lebten. Als ich ihn frage, warum die Insel so viele kreative Menschen anziehe, erklärt er, die Legende habe in den 1930er-Jahren mit dem Maler Nikos Hadjikyriakos-Ghika

begonnen, der griechische und internationale Künstler und Schriftsteller in sein Familienhaus ins hydriotische Dorf Kamini einlud. Er sei der erste gewesen. Die internationale Bohème folgte. Leonard Cohen kaufte 1960 sein Inselhaus für umgerechnet rund 1.500 Dollar, seine Familie kommt regelmäßig her. Heute kostet ein ähnliches Haus auf der Insel eher eine Million. Cohen feierte mit den Hydrioten, spielte Gitarre in ihren Tavernen und schrieb sogar Gedichte über sie, zum Beispiel über die älteste Taverne der Insel, Xeri Elia Douskos, bis heute auf einem schattigen Platz mit drei Bäumen gelegen. Mit seinen Freunden traf er sich auch bei Katsikas, einem Kafenio am Hafen, das jetzt »Rolo« heißt.

»Wir sind nur die Statisten«, scherzt ein Maler und Kunstlehrer, den ich im Rolo treffe. Es scheint eine merkwürdige Nostalgie für diesen Ort zu geben, wie für das Berlin der 1990er oder Paris der 1920er. Eine Fantasie, irgendwo hinzuziehen, Künstler zu sein oder sich so zu fühlen, frei von allen ökonomischen Zwängen. Die Künstler, die hier leben, haben allerdings entweder früh gekauft, geerbt oder sind durch ihre Karrieren zu Reichtum gekommen. Der Installationskünstler Erwin Wurm renoviert derzeit eine alte Mühle 15 Gehminuten vom Hafen.

Rund um den Hafen, der das Zentrum allen Spektakels ist, werden Tassen mit »The cool mule«, coolen Eseln, oder Taschen mit Leonard-Cohen-Zitaten verkauft. Das kulturelle Erbe wird ausgequetscht wie eine Zitrone.

Wobei Hydra, das muss man fairerweise sagen, eine Insel ist, die nicht skalieren kann. Man darf keine Luxushotels bauen. Hydra hat 2.900 Häuser, das war's, erzählt mir der Bürgermeister George Koukoudakis, der sein Büro unter dem Kirchturm direkt hinterm Hafen hat.

Hydra war einst eine bedeutende Seemacht. Während der Napoleonischen Kriege wurden Reeder durch den Bruch der britischen Seeblockade reich, indem sie Getreide aus dem ukrainischen Odessa nach Frankreich und Spanien transportierten. Diese Reeder finanzierten einen Großteil des Griechischen Unabhängigkeitskrieges. Hydra war so mächtig, dass Großmächte wie Großbritannien, Frankreich, Russland und Österreich diplomatische Vertretungen auf der Insel hatten. Mit anderen Worten: Hydra war reich. Hydra ist reich. Davon zeugen die kalkweißen Kapitänshäuser. Bis heute liegt hier die älteste durchgehend betriebene Marine-Akademie der Welt, gegründet 1749. All das erzählt mir der Bürgermeister mit Stolz. Und das Kunstevent von Dakis Joannou erwecke den Eindruck, als würden sich die Vereinten Nationen versammeln, sagt er. »Es erinnert daran, dass es eine andere Art gibt, menschliche Beziehungen zu führen, anstatt sich zu bekämpfen. Es ist Kunst, die verbindet.«

Mein Buchfreund Josh Hickey hat noch eine andere Theorie. »Freundschaft ist der verbindende Faktor«, sagt er. Dies sei eine soziale Insel, was durch das Fehlen von Autos noch verstärkt werde, weil es ein langsames, altmodisches Miteinander erzwingt. Wer nach Einsamkeit suche, der sei hier falsch. Hickey, der früher internationaler Eventdirektor für die Modemarke Cartier war, kündigte den Job und zog während der Pandemie nach Hydra. Als ich ihn in einem der Hafenrestaurants treffe, scheint er alle zu kennen. Überhaupt grüßt jeder jeden. Wer es nicht tut, reißt ein Loch in dieses unsichtbare Gewebe. Die soziale Ordnung sagt: Hier gibt es Nähe.

Und vielleicht sogar Stars zum Anfassen. Wobei Berühmtheit auf Hydra manchmal an Schärfe verliert – weil das Dorfprinzip stärker ist als die große Welt, die von außen anlandet? Anfang des Jahres drehte Brad Pitt hier seinen aktuellen Film *The Riders* (basierend auf dem gleichnamigen Roman des australischen Autors Tim Winton, der – Überraschung – auch mal auf Hydra residierte und die Insel zu einem Schauplatz seines Buches machte). Jedenfalls kamen keine nervenden Paparazzi. Und an einem der Restaurants klebte eine Notiz: »Hallo Brad, meine Mutter kocht das beste Essen. Komm im Mai wieder, wenn wir geöffnet haben!«



Die gut neun Meter hohe Sonne aus Bronze grüßt die Besucher

kung wirkt hier wie ein Filter: weniger Ablenkung, weniger Tempo, mehr Bewusstsein.

Und weil die Insel eben so klein ist, sitzt man schnell beisammen. Was Alleinreisen den helfen kann. Bei meinem Besuch in der Osteria stellt mich die Wirtin Tassoula, kaum habe ich Platz genommen, sofort allen anderen Gästen vor. Ich erfahre die Namen und Kurzbiografien der anderen und wie lange sie schon hier wohnen oder urlauben (»Audiokünstler, kommt seit 15 Jahren«), und sie erzählt mir, dass Maurizio Cattelan ein Porträt von ihr malen wollte. Irgendwie gibt es immer jemanden, der erzählt, bereits neben Cattelan gebadet zu

Miaoulia-Festival

Das wichtigste Fest der Insel zu Ehren von Admiral Miaoulis findet immer Ende Juni statt. Dabei wird eine zwölf Meter lange Nachbildung einer osmanischen Fregatte im Hafenbecken verbrannt, um an die Taktik der Hydrioten im Unabhängigkeitskrieg zu erinnern. Danach gibt es ein großes Feuerwerk



Fotos: Daniel Etter für DIE ZEIT

Die Meeresfrüchte werden teuer verkauft, ihre Sammler bekommen nur kargen Lohn. Jedes Jahr sterben einige von ihnen in den meterhohen Wellen, die sie gegen die Felsen schleudern

WIE EINE DROGE

An Galiciens Küste ernten Fischer die begehrten Entenmuscheln –
getrieben vom Atlantik und von Adrenalin riskieren sie dabei ihr Leben

VON DANIEL ETTER



Die Muschelfischerin Maria Belén Mouzo riss sich bei der Ernte einmal ihr Bein auf



Vom Fischereihafen Santa Mariña brechen die Percebeiros täglich auf



Die Entenmuscheln, eine seltene und kostbare Delikatesse, wachsen an umbrannten Felsen

Das Meer sei wie eine Sucht, sagt Iñaki. Jeden Tag muss er einen Blick über die schroffe Küste werfen, über das tiefblaue Meer, über die Wellen, die im Winter mit unerbittlicher Wucht auf die Felsen schlagen. Hier an der spanischen Costa da Morte trifft der Atlantik auf den steil ansteigenden galizischen Kontinentalschelf, zwischen Ebbe und Flut können bis zu vier Meter liegen. Wind, Regen und Nebel kommen dazu und machen die Costa da Morte zu einem der gefährlichsten Küstenabschnitte Europas. Hunderte Schiffe sind hier gesunken, haben Tausende in den Tod gerissen. Iñaki sagt, das Meer ist Leben. Sein Leben. Er ist Percebeiro – Entenmuschelsammler.

An einem Vormittag im Frühjahr zwängen sich Iñaki, seine Kollegin Belén und ein Dutzend andere Percebeiros in Neoprenanzüge, werfen einen Blick in den Tidenkalender und machen sich vom Hafen des Dorfes Santa Mariña zur Arbeit auf. Sie gehen auf Trampelpfaden entlang der menschenleeren Küste, über ihnen versteckt sich eine massive Düne unter windverwehtem Gras und wildem Safran. Der junge Mond ist eine gute Stunde zuvor aufgegangen, zieht das Meer langsam zu sich heran und gibt die Felsen frei, die sich in den Atlantik strecken. Iñaki, schlohweißer Bart, massive Statur, ist inzwischen 61, sein linkes Knie schmerzt beim Gehen, er könnte längst in Rente sein – genau wie Belén, 56, langes, dunkles Haar. Sie klagt über Rheuma, über den schmerzenden Rücken und an diesem Tag über entzündete Augen. Sie zieht ein wenig später mit einer anderen Percebeira los.

Entenmuscheln – *percebes* auf Spanisch – sind keine Muscheln, sondern Rankenfußkrebse, die mit Felsen verwachsen und sich vom Tidenhub Nahrung zuspülen lassen. An ihrem tiefroten, muskulösen Stiel wächst das Köpfchen, das Capitulum, das von Kalkplatten geschützt ist. Diese sehen aus wie flache, zulaufend angeordnete Reißzähne. Wo das Meer besonders gefährlich ist, tief an den exponiertesten Felsen, wo sich die Wellen weit zurückziehen, um mit großer Wucht zurückzuschlagen, gedeihen die Tiere zu besonderer Größe. Und je größer sie sind, desto delikatere sollen sie schmecken und desto teurer lassen sie sich verkaufen. Je näher Percebeiros dem Tod kommen, desto höher wird so ihr Profit.

Iñakis Heimat ist Galicien. Zu römischen Zeiten vermutete man hier das Ende der Welt – genauer gesagt am Cabo Fisterra, ganz in der Nähe von Santa Mariña. Die Region ist vom Atlantik geprägt. Er treibt Regen über die sanften Hügel, hält das Klima mild und das Land grün. Vereinzelt liegen Dörfer zwischen den Hügeln, die Bauernhöfe sind klein, die Häuser aus Granit, und vor fast jedem steht ein *hórreo*, ein kleiner Kornspeicher auf Stelzen, der vor Nagern schützen soll. Die wilde Küste ist vielleicht eine der schönsten Europas. Im Norden erheben sich die Klippen von Vixia Herbeira 600 Meter über den Atlantik. Um Santa Mariña wechseln sich weiße Sandstrände mit Rias ab – Meeresarme, die wie Fjorde weit ins Landesinnere reichen. Man kommt Iñakis Sucht nach Meer schnell sehr nah.

Unter einem Felsen, der aus der Düne ragt, machen er und die anderen Percebeiros Rast, blicken über A Cjada – eine Landzunge im peitschenden Wasser. »Das Meer hier ist gesund«, sagt Iñaki. Vom Frühjahr bis in den Herbst weht Nordwind parallel zur iberischen Westküste. Er treibt Oberflächenwasser in den offenen Atlantik und saugt kühles, nährstoffreiches Wasser voller Sauerstoff aus Hunderten Metern Tiefe an die Küste. Nährstoffe steigen aus der Tiefe auf, Phytoplankton blüht und nährt die Percebes.

Das Meer hat sich zurückgezogen. Iñaki und die anderen Percebeiros klettern die Düne zu den Felsen herab. An diesem Tag sind die Wellen vielleicht vier Meter hoch, in den Wintermonaten seien es sieben, acht Meter. Dann hört man, wie die Wellen die tennisballgroßen Kiesel an der Küste hin- und hertreiben, erzählt Iñaki. Über scharfen Stein, umspült vom Atlantik, geht es hinaus an die Spitze der Landzunge. Iñaki bewegt sich nicht mehr so agil wie die anderen, aber jeder seiner Schritte sitzt sicher.

Dann tut sich vor den Männern ein Kanal in den Felsen auf. Zwei Männer springen ins Wasser, ziehen ein Seil hinter sich zum anderen Ufer. Es sind vierzig, fünfzig Meter durch unberechenbare Strömung und meterhohe Wellen. »Du darfst im Meer keine Angst haben«, sagt Iñaki. Einer nach dem anderen folgt. Sie greifen nach dem Seil, wenden den Kopf zur Seite, damit sie kein Salzwasser schlucken. Nach ein paar Metern frisst sich die Kälte langsam in ihre Hände, Salz und Seil reiben auf der Haut.

Die Neoprenanzüge schützen ihre Körper vor Auskühlung, geben ihnen Auftrieb – sie haben das Leben der Percebeiros seit ihrer Erfindung in den Fünfzigern ungleich sicherer gemacht. Doch noch immer begleitet sie der Tod. In diesen Wochen stirbt eine erfahrene Percebeira in Porto do Son, rund 100 Kilometer südlich – von einer Welle von den Felsen gerissen, allein bei der Arbeit.

Angekommen auf der Felseninsel strömen die Fischer zu den Plätzen mit den besten Percebes aus. Sie dürfen keine Zeit verlieren. Am frühen Nachmittag kommt die Flut zurück und würde den Felsen in eine Todesfalle verwandeln. An Gürteln um ihre Hüften tragen sie Netzbeutel, in denen sie die Tiere sammeln. Mit der *ferxada*, einem Stiel mit einem Stemmeisen am Ende, oft mit Gummi umwickelt, damit er nicht aus den Händen gleitet, hebeln sie die Tiere vom Felsen.

Der Tanz mit den Wellen beginnt. Wenn sie sich zurückziehen, spürten die Percebeiros hinab zu den tief liegenden Felsen, hebeln die Tiere mit ruhigen Bewegungen vom Stein, den Blick immer auf das Meer gerichtet. Wenn sie ein besonders schönes Exemplar gefunden haben, betrachten sie es manchmal kurz, bevor sie es in den Netzbeutel gleiten lassen. Die Wellen folgen keinem Rhythmus. Im chaotischen System aus Wind und Gezeiten türmen sie sich unberechenbar auf. Nur Sekunden bevor sie auf die Felsen brechen, ist die Gefahr zu erkennen. Dann schallt der warnende Ruf »*Ariba!*« durch die Reihen, und die Percebeiros flüchten sich in Sicherheit. Oft kommt der Ruf zu spät, und die Wellen brechen über ihnen.

Es entwickelt sich ein interner Wettkampf der Waghalsigkeit. Eine Gruppe von vier, fünf Percebeiros vermutet an einem kleinen, heftig umspülten Felsen reiche Sammelgründe. Um dahin zu kommen, müssen sie durch einen schmalen Kanal, in dem sich das Wasser meterweise auf und ab senkt. Sie warten lange Minuten auf den richtigen Zeitpunkt, bis einer von ihnen das Kommando gibt. Sie stürzen sich ins Wasser, kämpfen sich auf die andere Seite, wo sie sich an dem scharfen Stein hochziehen.

Vier Kilo darf jeder von ihnen an diesem Tag sammeln. Nach anderthalb Stunden ist der Fang eingebracht. »Es war ein guter Tag«, sagt Iñaki, lange nicht so stürmisch wie im Winter, wenn das Meer selbst ihm Respekt einflößt. In den Wochen vor Weihnachten liegen Profit und Gefahr so nah beieinander wie sonst nie. Percebes gehören in Galicien zum traditionellen Weihnachtessen. Die Preise schnellen in diesen Wochen in die Höhe – bis zu 350 Euro kann das Kilo im Restaurant kosten. Bei Iñaki kommt davon nicht viel an. Im Dezember nimmt er vielleicht 5.000 Euro ein, in den anderen Monaten nur ein Viertel davon.

An diesem Tag bleiben die Percebeiros an geschützteren Felsen an der Küste, wo die Tiere zwar leichter zu erreichen, aber kaum große Exemplare zu finden sind. Belén hat den Beruf spät begonnen, zog vor gut 20 Jahren nach einer Scheidung aus der Schweiz zurück in ihre Heimatstadt Santa Mariña und musste sich hier ein Auskommen suchen. Gleich am zweiten Tag auf den Felsen erwischte sie eine Welle, die sie über die scharfen Steine zog und ihr das Bein aufschlitzte. Der Schnitt musste mit zehn Stichen genäht werden. Die Angst wich nur langsam einer Sucht nach Adrenalin, und sie fühlt eine Leere in sich, wenn sie nicht ins Meer kann. Nur, sie geht nicht mehr ganz nach vorne. »Ich will mich dem Risiko nicht mehr aussetzen«, sagt sie. »Und die anderen, wenn sie mir zu Hilfe kommen müssten.«

Die Percebeiros machen sich auf den Rückweg zum Hafen. Am Fuße der Düne wartet ein amtlich bestellter Kontrollleur auf sie, der den Fang wiegt und die Netzbeutel verplombt. »Wie viel hat Belén gefangen?«, fragt Iñaki den Kontrollleur. Iñaki gibt ihr einen Teil seines Fangs, damit sie die Quote erreicht.

Später treffen sie sich in der Fischhalle des Hafenstädtchens Camariñas, wo sie ihren Fang von Algen reinigen, nach Größe sortieren und in Styroporkisten verpacken. Iñakis und Beléns Arbeit endet hier. Ihre Zunft gebe es nicht mehr lange, sagt Belén. Früher hätten hier 200 Percebeiros gearbeitet, heute seien es noch 50. Auch Iñaki sagt, die Zeit sei vorbei. Seine Kinder, 17 Jahre, Zwillinge, sollen studieren. Weg von hier, weg vom blauen Meer und der grünen Landschaft, von der Küste des Todes, von diesem Ort, von dem er nicht loskommt. Vom Ort seines Lebens.

Daniel Etter, 45, ist Journalist und Fotograf. Seine Arbeit wurde mit dem Pulitzer Preis ausgezeichnet

Die Muschelfischer selbst sehen

O Camiño dos Faros, der Weg der Leuchttürme, zieht sich 200 Kilometer entlang der Costa da Morte von Malpica bis nach Finisterre. Bei Ebbe und mit ein bisschen Glück kann man beim Wandern den Percebeiros zusehen



Wo die Wälder auf dem Kopf stehen

Eine spontane Reise auf die Azoren lässt die Sängerin PEACHES bis heute schwärmen

Unser Trip begann nicht mit einer Urlaubsplanung, sondern damit, dass meine Freundin zu etwas Geld kam und aus Berlin wegwollte. Sie war auf einem Militärstützpunkt auf den Azoren aufgewachsen und entschied sich, dorthin zurückzuziehen.

Ich war neugierig, hatte gerade Zeit und beschloss, sie zu begleiten. Wir landeten im späten Frühjahr auf São Miguel, der fast 1.500 Kilometer vom Festland entfernten größten und urbansten der insgesamt neun Azoren-Inseln. Sie liegen im Atlantischen Ozean, fast in der Mitte zwischen Europa und Amerika, 240.000 Menschen leben dort. Für unsere Suche nach einem Zuhause bereisten wir die Inseln mit dem Auto, manchmal mit einem kurzen Flug dazwischen, besichtigten Grundstücke, entdeckten atemberaubende Rückzugsorte und beobachteten, wie die Menschen hier leben: autark, mit eigenen Weinkulturen und in Häusern, die sie ganz nach ihren Vorstellungen gebaut hatten. Auf Faial, einer Vulkaninsel und einem maritimen Knotenpunkt, gingen wir eines Nachts auf eine Party. Plötzlich kam ein Mann herein, zwei tote Kaninchen in den

Händen, frisch von der Jagd. Er warf sie hin und fing an zu tanzen.

Überwältigend war für mich, dass es auf den Azoren Regenwälder gibt, die ich hier nicht erwartet hatte. Sie sind feucht, wuchernd, von einer dschungelartigen Dichte, mit riesigen Blättern, mit Moosen, Farnen, Lorbeerbäumen und Wasserfällen. Es sieht tropisch aus, erinnert an Costa Rica, nur ohne die Hitze. Die Seebrise sorgt für ständige Wetterveränderungen, mal ist es bewölkt, mal neblig, kühl am Morgen – ein Ort der Feuchtigkeit, der Wassergeräusche, der Vögel und des Windes. Manchmal, wenn der Nebel aufzieht und die Bäume umweht, wirkt es fast unheimlich. Auch mystisch, surreal.

Über Kopf wachsende Moose und Pflanzen, die die Felswände erobern haben, wirken wie umgedrehte Wälder. Auf der Insel Terceira kann man 90 Meter in den Vulkan-schlort Algar do Carvão hinabsteigen und einen solchen Wald bestaunen. Die älteste Stadt der Azoren, Angra do Heroísmo, liegt ganz in der Nähe, mit prächtigen Palästen. Früher war sie ein Zwischenstopp für Schiffe aus portugiesischen und spanischen Kolonien. Pico wiederum ist bekannt für seine

Weinberge. Nach Santa Maria, der wärmsten Insel mit goldenen Stränden, haben wir es leider nicht geschafft. Das macht aber nichts, denn auf jeder der Inseln findet man verschlungene Stufen, die zum Meer hinunterführen. Die alten Vulkane haben auch heiße Quellen hinterlassen, in manchen kann man baden. Faial, die Insel, die meine Freundin schließlich wählte, ist eine kleine, coole Nische, in der das Leben ruhig seinen Gang geht, entspannt und wunderschön.

Die Menschen, denen wir begegneten, kamen aus aller Welt. Sie hatten diese portugiesische Gelassenheit, gepaart mit einer Neigung, sich zurückzuziehen. Sie alle hatten sich entschieden, ihr Leben an diesem Ort zu verbringen, weit entfernt von allem. Obwohl ich nur eine Woche dort war, beeindruckte mich diese Reise: ein Stück Regenwald in Europa, eine Welt voll fremder Arten. Ich möchte unbedingt zurückkehren.

Peaches, kanadische Electroclash-Sängerin und Performance-Künstlerin, tourt aktuell mit ihrem Album »No Lube SoRude«

Aufgezeichnet von Silke Weber

Kleiner Dschungel

Die Ananas-Plantage Dr. Augusto Arruda ist über 100 Jahre alt, Touristen können sie kostenlos besuchen. Mit weltweit einzigartigen Anbaumethoden wird hier in Gewächshäusern das Heimatklima der Pflanze simuliert

ANZEIGE

ICH GENIESSE

DEN ENTSPANNTEN RHYTHMUS VON BORA BORA

ICH SEHE

DAS KRISTALLKLARE WASSER VOR DEM NAHEN ATOLL

ICH LAUSCHE

DEM RAUSCHEN DER WELLEN IN DER SÜDSEE

ICH RIECHE

DEN SÜSSEN DUFT DER TYPISCHEN FRANGIPANI-BÄUME

ICH SPÜRE

DIE FREUDE DES ENTDECKENS

DAS ZIEL SIND SIE





SAVOIR VIVRE INKLUSIVE: JETZT DIE KARIBIK AN BORD LUXURIÖSER KREUZFAHRTYACHTEN ENTDECKEN. EXKLUSIVE ROUTEN, FEINE GOURMETKÜCHE, PERSÖNLICHE ATMOSPHERE UND CHAMPAGNER INKLUDIERT.

Informationen und Reservierung in Ihrem Reisebüro oder direkt bei PONANT unter +49 40 80 80 39 60. Nicht verbindliches Dokument. Alle Rechte vorbehalten PONANT. ©StudioPONANT-Tim McKenna/Charlotte Ortholary. IM013120040.



Hinter den Dächern und Kuppeln von Tarifa sieht man bei klarer Sicht das marokkanische Küstengebirge

Wo Europa endet

An der Südspitze Spaniens lässt sich im Winter wunderbar abschalten und arbeiten – da ist nichts los. So hat es sich unser Autor gedacht. In Wahrheit gibt es am Rande des Kontinents selbst in der kalten Jahreszeit viel zu viel zu entdecken

VON NIKITA AFANASJEW

Am schönsten ist Europa dort, wo es aufhört. Ich habe das in einem Winter begriffen, in dem ich gar nicht nach Schönheit strebte. Um einen Roman abzuschließen, wollte ich raus aus Berlin. Ein Freund bot mir seine kleine Wohnung an der Südspitze Spaniens an. In den kalten Monaten sei dort nichts los. Nur Wind und Weite und an klaren Tagen ein Fernblick bis nach Afrika.

Vejer de la Frontera liegt auf einem Hügel über der spanischen Atlantikküste. Weiß getünchte Häuser, ockerfarbene Rundbögen, eine mittelalterliche Stadtmauer – das Nichts kam allzu anziehend daher. Zudem kostete das gezapfte Cruzcampo im nächsten Café schlanke 1,80 Euro. Schien die Sonne, und das tat sie ständig, genehmigten sich die Einheimischen diese Biere gern schon am Vormittag. Wer war ich, lokale Sitten anzuzweifeln? Schaffte ich es doch mal in meine Schreibkammer, wanderte mein Blick durch das blaue Fenster vor mir zum Horizont, über die Meerenge von Gibraltar zur Silhouette des marokkanischen Gebirgszugs Rif: Ich blickte auf eine Welt, die sich nicht zwischen Buchseiten zwingen lassen wollte. Ich musste sie mir anschauen.

Zunächst fuhr ich den Hügel hinab. In Palmar schlenderten Wellenreiter und Aussteiger am Meer entlang. Sie genossen einen Ort, der nicht nur im Atlantik, sondern zugleich in seiner schluffigen Coolness badete. Neuankömmlinge mit wilden Mähnen entstieg Wohnwagen mit deutschen oder französischen Nummernschildern. Deren Kinder stießen ihre schmutzigen Füße wie Trophäen eines freien Lebens in den Sand. Ein Kaltgetränk kostete vier Euro, was niemanden bekümmerte, weil Kummer nie den Weg nach Palmar zu finden schien.

Barbate dagegen wirkte ungleich poetischer. Hier entstieg zerlumpte Seemänner Fischkuttern, torkelten spanische Familien angeheitert die Promenade rauf und runter, lag die beliebteste Bar auf einem staubigen Parkplatz. Niemand achtete darauf, wie er wirkte, weil die Barbaren von Barbate nicht vorhatten zu gefallen. Ich erfuhr, dass der Ort ebenso für traditionellen Thunfischfang mit am Meeres-

grund verankerten Netzen stand wie für rekordverdächtige Arbeitslosigkeit. Da ich erst im russischen Industrierevier am Ural und später im Ruhrgebiet aufgewachsen war, kannte ich mich mit Strukturwandel aus – und mit dem Trinkverhalten, das er nach sich zog. Ich fuhr den Hügel nach Vejer lieber wieder hinauf.

Allerdings konnte ich es in den kommenden Tagen nicht lassen, diese Tour zu wiederholen. Besteht das Kreativität erzeugende Nichts nicht auch aus Routinen?

Was mich in jenem Winter so faszinierte, war die Vielfalt am Ende Europas. Allein Palmar und Barbate, diese zwei so ungleichen Kinder von Vejer, der Surfer und der Säufer, boten zwei Welten mehr, als mir und meinem Roman gutgetan hätten. Rein geografisch befand ich mich an der andalusischen Costa de la Luz im Niemandsland, zwei Autostunden entfernt von Sevilla und ebenso viele von den Stränden rund um Málaga und Marbella. Von Vejer aus ging es nirgendwohin weiter, was der Region eine verwirrend natürliche Erdverbundenheit gab. Ein ums andere Mal taten sich Orte vor mir auf, die abgelegen genug waren, um ihre Eigensinnigkeit zu bewahren.

Einmal gelangte ich nach Zahara de los Atunes – allein der Name mindestens ein Gericht, vielleicht sogar ein Gedicht. Bilder wanderten durch die Thunfisch-Sahara in meinem Kopf, während ich den epischen Sandstrand vor mir betrachtete. Im Ortskern entdeckte ich eine Plakette, die an Miguel de Cervantes erinnerte, der Zahara mit *La illustre fregona* im Jahr 1613 ein literarisches Denkmal gesetzt hatte. In dieser Novelle, am schönsten finde ich als Titel-Übersetzung *Die erlauchte Scheuermagd*, firmiert das verschlafene Städtchen als Paradies für Halunken aller Art. Vielleicht hatte Cervantes in Zahara de los Atunes nicht lange über die Mannigfaltigkeit des nur scheinbar Immergleichen nachgedacht, sondern einfach losgeschrieben.

Mein Roman, den zu beenden ich hergekommen war, heißt *Sputnik*. Es geht um einen Kaviar-Dealer, der als Enthüllungsjournalist reüssieren will, dafür Russia Today infiltriert und dann so lange für das Sprachrohr des

Kreml arbeitet, bis er nicht mehr weiß, ob er den Auslandssender noch unterwandert oder schon zum hundsgewöhnlichen Propagandisten verkommen ist. Es war kein Stoff, der mit der Costa de la Luz harmonierte. Vergebens versuchte ich, meine eigene Gedankenwelt über die Welt vor mir zu stülpen. Ich schrieb *Sputnik* in jenem Winter nicht fertig.

Aber ich kam wieder nach Vejer, seither fast jedes Jahr. Irgendwann lernte ich, meinen Blick vom blauen Fenster weg und auf meinen Laptop zu lenken, wobei ich nicht behaupten kann, dass mich das zu einem glücklicheren Menschen gemacht hätte. Zum Ausgleich erweiterte ich den Horizont meiner Entdeckungsfahrten.

Nicht einmal eine Stunde nördlich von Vejer liegt Cádiz, die wohl älteste Stadt Westeuropas. Eine schnurgerade Landzunge führt in die von Festungsmauern umgebene Altstadt, die mit ihren phönizischen, römischen und maurischen Einflüssen Geschichten erzählt, ohne dass es dafür eines Laptops oder besonders viel Disziplin bedarf. Jeden Abend stapelt sich in der Casa Manteca die Kundschaft, um frittierte Garnelen-Tortillas mit Manzanilla herunterzuspülen, einem Sherry mit mindestens 15 Umdrehungen. Wem das noch nicht reicht, der fährt weiter ins nahe Sherry-Dreieck. Zwischen Jerez de la Frontera, Puerto de Santa Maria und Sanlúcar de Barrameda (allein diese Namen!) wird der gestärkte Weißwein angebaut und ausgeschenkt. Einheimische schauen in den Tavernen vorbei, um schnell einen Sherry aus riesigen Holzfässern in ihre mitgebrachten Flaschen zu füllen – und ziehen oft erst viele Stunden später weiter. Angesichts solcher Traditionen scheint es unglaublich, dass Magellan im Jahr 1519 von hier zur ersten erfolgreichen Weltumsegelung aufgebrochen ist. Die Zuhausegebliebenen und ihre Nachfahren scheinen oft froh zu sein, wenn sie es aus der Taverne halbwegs heil nach Hause schaffen.

Östlich von Vejer liegt Tarifa. An der südlichsten Spitze des spanischen Festlands treffen sich Atlantik und Mittelmeer. In der »Windhauptstadt« Europas wehen Levante und Poniente – Ostwind und Westwind. Sie machen

Tarifa zum Paradies für Windsurfer, deren bunte Segel vom frühen Morgen an in der aufziehenden Sonne über das Wasser tanzen. Außerdem geht von Tarifa die Fähre nach Marokko. Nur eine Stunde entfernt wartet auf der anderen Seite Tanger.

Früher rangen im Süden Andalusien Christen und Mauren um die Herrschaft, daher tragen viele Orte hier den Zusatz »de la Frontera« im Namen. Heute, in den Zeiten der Festung Europa, klingt jede Betonung der Grenze nach einer Kampfansage. Und stellt jede Grenzregion, ob sie will oder nicht, dem Betrachter die Frage, was Europa eigentlich im Kern ausmacht. Ist es nur die Erinnerung an die Idee, besonders frei und ungezwungen leben zu können? Am Fähranleger von Tarifa sah ich Frauen mit muslimischen Kopfbedeckungen ankommen. Und musste an die christliche Cobijada denken, einen traditionellen Umhang, dem in Vejer Straßen und sogar eine Statue gewidmet sind. Nur ein Auge lässt die sittenstrenge Cobijada frei.

Ich hatte mir keine Illusionen gemacht: Spätestens mit einer Überfahrt nach Afrika würde ich jegliche Ambitionen auf Arbeit am Text begraben. Trotzdem konnte ich es nicht lassen, fuhr in die ehemals als internationale Zone verwaltete Stadt, die nach dem Zweiten Weltkrieg Poeten und Abenteurer angezogen hatte. Jack Kerouac, Allen Ginsberg und Truman Capote waren in Tanger gewesen, um zu schreiben und zu feiern. Irgendetwas sagte mir, dass sie sich nicht zu viel um ihre zeitraubenden Ausschweifungen im Schreibexil sorgten. Ich stolperte in die Hole in the Wall, eine badewannengroße Bar mit einem Barkeeper, dessen ernster, würdevoller Blick Jahrzehnte überspannte. Die Poeten der Beat-Generation hätten Tanger nur benutzt, ließ er mich wissen. Sie seien jeder mit seinem eigenen Floh im Ohr angereist, statt lokalen Geschichten zu lauschen. Ich fühlte mich ertappt.

Zurück in Spanien wollte ich nach Vejer, in meine Schreibkammer am blauen Fenster. Und erblickte an der Landstraße stattdessen Schwarz-Gelb. Zero Nueve hieß die Bar, die ein Auswanderer unweit von Tarifa aufgemacht

und seinem Herzensklub Borussia Dortmund gewidmet hatte. Als halbes Kind des Ruhrgebiets und ganzer Fan der Schwarz-Gelben kehrte ich ein, um erst zu später Stunde von sehr sympathischen Menschen aus der Bar herausgekehrt zu werden. Die Sonnenküste meinte es selbst nach Anbruch der Dunkelheit viel zu gut mit mir. Immer und immer wieder.

Natürlich verändert sich auch Vejer, so wie ganz Andalusien. Solarpanels und Windkraft-räder stören einst unberührte Hänge, atmosphärisch tote Villenviertel und Hotels entstehen auf dem vom Wind abgetragenen Boden. In Barbate, der stets verkatterten Hafenstadt, habe ich kürzlich etwas gesehen, das ich nur als Thunfisch-Boutique bezeichnen kann: einen sehr sauberen, unnötig großen Verkaufsalon, in dem eine etwas zu arg zurechtgemachte Verkäuferin 30-Euro-Thunfisch-Konserven verkauft. Leo Puschkin, der Kaviar-Dealer aus meinem Roman, hätte das nicht gewollt.

Ich schrieb mein Buch fertig, am blauen Fenster in Vejer de la Frontera. Jahre später als geplant. Und konnte es auch danach nicht lassen, im Winter an die Costa de la Luz zu reisen. Ich habe sogar noch einen Ort entdeckt, der die Eigensinnigkeit dieser besonderen Gegend mit von Weitem hergebrachten Ideen versöhnt.

Nur eine Viertelstunde Autofahrt von Vejer entfernt liegt der Skulpturenpark der Fundación Montenmedio Contemporánea. Große Künstler haben hier ihre Bildwerke, Installationen und Land-Art-Projekte in einen Pinienhain gesetzt: Marina Abramović, Olafur Eliasson, James Turrell. Sie haben begehbare Brunnen, in Steilwände gehauene Höhlen und Spiegelwände speziell für dieses Freiluftmuseum geschaffen. Lichtreflexionen, Schatten, Wasserspiele: Der Wald im Skulpturenpark lebt. Vielleicht muss ich noch häufiger an die Küste des Lichts reisen, um etwas zu schreiben, das nur dort hätte geschrieben werden können.

Nikita Afanasjew, 43, ist Autor und Journalist. Sein neues Buch »Mein Eiserner Vorhang« ist eine Spurensuche entlang der neuen Trennlinie zwischen Ost und West

Ein Stückchen Mexiko

Von der mehr als 30 Meter hohen Duna da Bolonia hat man einen fantastischen Blick auf die Bucht und die Ruinen der Römerstadt Baelo Claudia. Die Wanderdüne liegt eine halbe Stunde nordwestlich von Tarifa, die Landschaft erinnert an die Riviera Maya auf der mexikanischen Halbinsel Yucatan



MIT DEM KITE

Wer dem Wind hinterherfährt, entdeckt unbekannte, raue Orte – von der sizilianischen Lagune Lo Stagnone bis ins dänische Cold Hawaii

VON KOLJA RUDZIO

Birgi Vecchi ist ein zugiges Kaff mit bröckeligen Fassaden. Es liegt an einer Lagune mit Matschboden, die zu flach ist zum Baden. Und einen schönen Strand sucht man auch vergebens. Kein Mensch würde zum Urlaub hierherfahren – hätte nicht jemand das Kitesurfen erfunden. Doch so lockt der kleine Ort Besucher aus ganz Europa an. Denn die Lagune eignet sich perfekt, um zu lernen, wie man einen Drachen (englisch: *kite*) steuert und sich von ihm auf einem Brett balancierend über das Wasser ziehen lässt. Verbringt man etwas Zeit an dieser Lagune – sie heißt Lo Stagnone und liegt im Westen Siziliens – stellt man bald auch fest: Ist doch ganz schön hier.

So ist es oft: Wer in Europa dem Wind hinterherreist, landet an kaum bekannten, rauen Orten. Die wenigsten davon sind im landläufigen Sinne schön. Aber auch Europas zugigste Winkel haben ihren Reiz. Und wenn man diesen fantastischen Sport einmal ausprobieren möchte, kommt es auf den richtigen Ort an.

Lo Stagnone ist zum Lernen ideal. Weil es viel Platz bietet, den man als Anfänger braucht, wenn man den Kite an seinen mehr als 20 Meter langen Leinen aufs Wasser krachen lässt. Die Lagune ist riesig, zugleich kann man stehen, treibt nicht aufs Meer hinaus, und es gibt kaum Wellen. Dazu weht es häufig. Nicht zufällig hat sich hier ein Dutzend Kiteschulen angesiedelt.

Und bei Flaute muss man nur Birgi Vecchi hinter sich lassen, dann gibt es in der Umgebung viel zu sehen: die Altstadt von Marsala, das mittelalterliche Bergdorf Erice, die winzige Insel Levanzo, in deren Hafen die Boote zu schweben scheinen, so klar ist das Wasser. Beim Kiten auf der Lagune fügt sich alles zu einem wunderbaren Panorama zusammen: der Monte Erice, historische Wachtürme und weiße Salzberge.

Das Wichtigste an einem Kitespot ist natürlich der Wind. Folgt man ihm, führt er einen mal an eine ruhige Lagune, mal an eine wilde Küste, an der das Meer die Regeln diktiert. So ein Ort ist Klitmøller. Immerhin einen Supermarkt und eine Zapfsäule gibt es hier (das ist mehr als in Birgi Vecchi). Klitmøller liegt an einem Küstenstreifen Dänemarks, der als »Cold Hawaii« bekannt ist. Hier rollen besonders wohlgeordnete Wellen an den Strand. Sie sind zwar nicht so gewaltig wie im echten Hawaii, eher drei statt zehn Meter hoch. Aber sie eignen sich gut zum Surfen.

Vor Klitmøller türmt ein Riff sie zusätzlich auf. Es liegt direkt gegenüber einem Haus mit Sitzbänken, von denen aus man das Meer beobachten kann. Das Gebäude gehört der Nasa – in Klitmøller steht die Abkürzung für die North Atlantic Surf Association. So heißt der örtliche Surflub. Der widmet sich dem klassischen Wellenreiten (also nur mit Brett) und

dem Windsurfen (mit Mast und Segel), nicht aber dem Kitesurfen. Trotzdem fahren auch viele Kiter, die Wellen lieben, nach »Klitte«. Es ist ein Wavespot – für Anfänger jedoch ungeeignet, sie kommen erst gar nicht durch die Brandung.

Ob ein Spot etwas taugt, hängt auch von den eigenen Vorlieben und

Wem Entfernungen egal sind, der fliegt zu einer Insel mit Windgarantie: Fuerteventura. Der beliebteste Spot dort ist die Lagune Sotavento im Südosten. Ihr Wasser schimmert in einem hellen Türkis (in Lo Stagnone sieht es manchmal braun aus). Auch in dieser Lagune kann man stehen, und das Wasser ist

Alternativ kann man in Sotavento auf dem offenen Meer kiten. Der Wind weht hier allerdings meist vom Land aufs Wasser hinaus. Ein Rettungsdienst holt einen im Notfall per Jetski zurück. Aber darauf zu vertrauen, ist nicht jedermanns Sache, und für Kiter ohne ausreichendes Können ist der Dienst kosten-

Der Strand von La Pelosa ist einer jener Orte, über die es heißt, sie erinnerten an die Karibik. Weil der Strand so weiß leuchtet und das Wasser atemberaubend türkis schillert. Es gibt viele solcher Strände in Europa, man müsste also gar nicht von karibischen Farben reden, sie sind auch europäisch. Aber geschenkt. La Pelosa jedenfalls ist ein beliebtes Instagram-Motiv – und ein fantastischer Ort zum Kiten. Es liegt im Nordwesten Sardinien.

Man kann bis zur unbewohnten Nachbarinsel Piana kreuzen, im Hintergrund ragen die 200 Meter hohen Felsen des Capo Falcone in den Himmel. Wer sich an dem Panorama nicht sattsehen kann, bestellt sich auf der Terrasse des Restaurants Chameleon einen Kaffee und genießt den Blick hinunter auf die bunten Schirmchen, die über das Meer fliegen. In der Hochsaison gehört der Strand aber den Badegästen (dann muss man Richtung Süden ausweichen).

Eine letzte Lagune sei noch erwähnt: Sie liegt an der Flussmündung des Alvor, an der Algarve, etwa zehn Minuten mit dem Auto von Lagos entfernt. An den Seiten der Lagune kann man stehen, es gibt auch zwei Kiteschulen – und für die nicht kitende Begleitung bietet die Küste rund um Lagos schöne Badebuchten und spektakuläre Felsen.

Ein Text über Kitespots in Europa wäre nicht vollständig ohne Tarifa. Die kleine Stadt (18.000 Einwohner) westlich von Gibraltar ist der bekannteste Kitespot des Kontinents. Eigentlich handelt es sich um ein Dutzend Spots – von Balneario, unterhalb des Stadtzentrums, wo Kiter vor den Augen der Spaziergänger ihre Tricks vorführen, bis zu Las Dunas am äußersten Ende der westlich gelegenen Strände.

In der Straße von Gibraltar weht fast immer starker Wind. Zwar fehlt ein Stehrevier, und im Sommer ist Kiten an vielen Strandabschnitten wegen der Badegäste verboten. Trotzdem zieht es Kiter aus der ganzen Welt hierher, selbst im November oder Dezember trifft man noch Süchtige. Surft man in seinem Rausch weit hinaus, hat man einen fantastischen Blick auf Atlantik und Mittelmeer, Europa und Afrika.

Die Meerenge vor Gibraltar galt in der Antike als das Ende der Welt. Die Berge auf beiden Seiten wurden oft als zwei von Herakles errichtete Säulen dargestellt, über denen der Spruch prangte: »*Non plus ultra*« – »nicht darüber hinaus«. Nachdem Kolumbus nach Amerika gesegelt war, änderte der spanische König jedoch das Motto. Heute zeigt Spaniens Flagge zwei Säulen mit der Losung: »*Plus ultra*«. Also: Darüber hinaus! Immer weiter! Wenn das kein Motto für alle Kite-Reisenden ist.

Kolja Rudzio, 60, ist stellvertretender Leiter des ZEIT-Wirtschaftsressorts



Wer lernen will, ein Surfbrett mit Drachen zu lenken, braucht vor allem einen geeigneten Spot

vom Können ab. Eine Art Allwelts-Spot ist der Brouwersdam: ein Deich, der die niederländische Provinz Zeeland schützt. Vor ihm erstreckt sich eine Bucht mit breitem Strand, es gibt Wellen, einen kleinen stehtiefen Bereich für Anfänger, zwei Kiteschulen. Nach dem Surfen kann man im Strandclub Zee eine »Oudorpse Vissoep« essen (die regionale Fischsuppe). Der größte Vorteil des Spots ist aber nicht die Suppe, sondern seine zentrale Lage: Vom Westen Deutschlands aus sind es mit dem Auto nur gut drei Stunden.

oft spiegelglatt. Am Nordende findet man eine Kiteschule, zwei Hotels und eine Strandbar (ansonsten ist drumherum Wüste).

Auch ein guter Spot für Anfänger? Ja, doch die schöne Lagune hat einen Haken: Sie existiert nur um Vollmond und Neumond herum. Für zwei Wochen im Monat füllt sie sich mit genügend Wasser, um von Surfern befahren zu werden. Die Daten kann man auf der Homepage der Kiteschule René Egli abrufen. Bei manchen Spots kommt es eben auch auf den Mond an.

pflichtig (50 Euro für die Bergung des Materials). Hinzu kommt: Berge umzingeln diesen Spot. Und Wind, der über Hindernisse strömt, wird böig – das erschwert das Kiten. Kurzum: Dieser Spot hat Tücken.

Wer die wichtigsten Infos zu einem Spot sucht, kann den *Kite and Windsurfing Guide Europe* nutzen. Er beschreibt 2.500 Spots. Eine Alternative ist das kostenlose, aber lückenhafte Angebot von kitedrop.de. Oder man klickt sich durch die Internetseiten von Kiteschulen, die die Vorzüge ihrer Spots beschreiben.

»Kein Mensch würde hierherfahren, gäbe es nicht das Kitesurfen«



Foto: Jon G. Fuller/Universal Images/Getty Images; Illustration: Tobias Beck für DIE ZEIT

Die Amalfiküste: Wer sich hier nicht verliebt, schafft es nirgends

Ravello, du Schönwetterwolke

Wie ich in Richard Wagners
magischem Zaubergarten die besten Ravioli aß

VON VINCENT KLINK

Von Amalfi kommend, quälend, ächzt der Bus die unglaublichen Spitzkehren hinauf. Auf der einen Seite tief unter mir das Meer. Auf der anderen Seite Felswände, von denen ich momentweise glaube, sie stürzten auf mich ein. Der kleine Ort Ravello hockt auf einer Schönwetterwolke, hoch über der Küste von Neapel. Sein Ortsschild winkt wie ein Heilsversprechen.

Dass wir den sonnenüberfluteten Marktplatz des Ortes durch einen dunklen Tunnel erreichen, könnte man als Ouvertüre ansehen: vom Dunkel ins gleißende Licht. Es ist Mittagszeit, das spürt mein Magen ohne Chronometer. Zügig die weit gefächerten Treppen hinauf. Links und rechts hängen mir rosarote Oleanderblüten bis über den Kopf, als wollten sie mich willkommen heißen. Ich keuche.

Richard Wagner hatte es hier besser. Er ließ sich 1880 von einem Esel die Treppen hinauftragen. Der Künstler reiste mit gewaltigem Artistengepäck: Ehefrau Cosima, der Bühnenbildner Paul von Joukowski und einige Freunde waren mit von der Landpartie. Unsere gemeinsame Liebe gilt dem Hotel Palumbo. Mit dem Besten ist man gerade noch zufrieden, stimmt's, Old Richard?

In Ravello reihen sich jede Menge schöne und gute Hotels aneinander. Die Villa Cimbrone oder das Hotel Caruso zum Beispiel sind paradiesisch, aber für meinen Geldbeutel nicht geeignet. Und mein geliebtes Palumbo,

ein Grandhotel, dessen Geschichte bis ins 11. Jahrhundert zurückreicht und das heute Palazzo Confalone heißt, ist auch nicht gerade billig. Von seinen byzantinischen Säulen schwärmte Wagner. Hier und im angrenzenden Herrenhaus Rufolo soll er die Idee für Klingsors üppigen Zaubergarten gehabt haben, der in seiner Oper *Parsifal* Ritter vom sogenannten rechten Weg abbringt. Ach. Wie er darauf nur kam?

Gegenüber einem gepflegten kleinen Park schreite ich durch die dezente Pforte des Hotels. Der Gartenzauber eines magischen Orts empfängt mich, als ich am Ende der Treppe ins Freie trete. So stellt man sich einen Märchenpalast vor. Wer sich hier nicht verliebt, der packt es nie mehr. Ein linkes Servierfräulein versorgt mich mit dem Mittagsmenü, mit einem Caesar Salad, der sicher der amerikanischen Klientel geschuldet ist, aber sehr gut schmeckt. Danach liegen Ricotta-Ravioli auf dem Teller, umgeben von feuerrotem Tomatenragout. Ähnlich Entwaffnendes kann man in Ravello, vorne an der Felskante sitzend, öfter erleben. Der Blick auf den Golf von Salerno macht volltrunken, und der ritterliche rechte Weg ist schnell vergessen.

Vincent Klink, 77, ist Sternekoch und Autor von Büchern wie »Ein Bauch spaziert durch Venedig«, in denen er von kulinarischen Reisen durch Europa erzählt

Ausflug nach Bella Napoli

Einmal um den Vesuv herum, schon landet man im Zentrum von Neapel. Dort schützt das Kloster Santa Chiara seinen mit Orangenbäumen bestandenen Garten mit hohen Mauern vor dem Lärm der Stadt

Einmal im Jahr nach Tenby

TRYSTAN PÜTTER hat Familie in Südwest Wales, reist aber auch wegen der Küste gern dorthin – die manchmal fast karibisch wirkt

Ich bin halber Waliser, meine Mutter kommt aus Südwest Wales. Dort habe ich eine große Familie, Onkel, Cousins und Cousinen, insgesamt ungefähr 25 Leute. Es ist eine sehr eng verbundene Familie. Ich versuche, einmal im Jahr dort zu sein.

Es gibt einen Ort, an den ich immer fahre und den ich jedem ans Herz lege: Tenby. Tenby ist ein alter Fischerort, wunderschön gelegen an einer steilen Küste mit zwei Stränden. Wie in einigen Orten in Südwest Wales sind die Häuser in knalligen, leuchtenden Farben gestrichen: Gelb, Grün, Rosa. Hübsch aufgereiht stehen sie mit ihren ein, zwei Stockwerken nebeneinander. In Tenby besonders eindrucksvoll direkt am Wasser – und man blickt aufs Meer.

Schon die Küstenstraße nach Tenby ist für mich malerisch: durch die Hügel zu fahren und immer wieder das Meer zu sehen. Früher sind wir mit unserem VW Passat gefahren. Wir haben hinten eine Matratze hineingelegt, mein Bruder und ich sind darauf liegend von Frankfurt bis nach Wales gefahren. Zwei Tage. Heute fliege ich nach Cardiff.

Ich empfehle, beim Packen mehrere Wetterlagen einzuplanen, man wird dort schnell von einem kräftigen Regenschauer überrascht. Aber gerade im Sommer erwartet einen in Wales diese unglaubliche, weiche, sattgrüne, hügelige Landschaft – besonders im Süden: ein geschwungener Horizont, dazu teils unberührte, weiße Sandstrände, die im richtigen Licht fast schon karibisch wirken. Bei Grau oder Regen bekommen sie etwas Mystisches, mutet die Küste plötzlich mittelalterlich an.

Es gibt Burgen und viele Pubs, in die man einkehren kann. Die Waliser sind durchaus stark am Glas. Man kann sich auf jeden Fall auf Geselligkeit einstellen und auf eine gewisse Tiefe. Die Waliser sind ein musikalisches Volk. Es wird viel gesungen – in Familien und Kirchen wie in Kneipen, spirituelle Lieder oder *Yma o*

Hyd, übersetzt heißt das, wir sind immer noch da. Dazu kommen die große Gastfreundlichkeit und ein starkes Gemeinschaftsgefühl. Sie nehmen sich selbst nicht so ernst. Wenn ich nach Hause komme – und ich nenne es tatsächlich »nach Hause kommen«, obwohl ich nie wirklich dort gelebt habe –, wird immer viel gelacht, oft gerade über sich selbst. Das ist ein deutlicher Unterschied zur deutschen Kultur, aber auch zu den Engländern mit ihrer *stiff upper lip*. Dieses Royale, die Krone, das wird in Wales eher abgelehnt. Wir möchten nicht mit den Engländern in einen Topf geworfen werden.

Schließlich haben wir auch eine eigene Sprache. Zum Grüßen sagt man: »*Helo, mor braf dy weld di. Sut wyt ti, bach?*« Das heißt ungefähr: »Hallo, wie schön, dich zu sehen. Wie geht's dir, Liebes?« Und das sagt man nicht nur zur Partnerin oder zum Partner, sondern auch zu anderen Menschen. Das Walisische wurde zeitweise unterdrückt. Heute wird es in vielen Regionen wieder gelehrt und gesprochen.

Besonders stolz sind die Waliser auf den Schriftsteller Dylan Thomas. Er hat wie kaum ein anderer die Stimmen, den Klang und den Alltag von Wales eingefangen. Als jemand aus dem Volk schrieb er über das Leben der einfachen Leute, die Bergarbeiter und Bauern. Sein bekanntestes Werk heißt *Unter dem Milchwald*, es hat eine wahnsinnige poetische Kraft. Wenn man Thomas liest, spürt man eine gewisse Melancholie, aber auch Hoffnung. Da liegt was hinter der Natur, hat man immer das Gefühl, wie eine Urkraft. Wales ist ein emotional sehr aufgeladener, tiefer, wunderschöner Ort.

Trystan Pütter, 45, ist als Schauspieler unter anderem in den Serien »Babylon Berlin«, »Ku'damm« und »Vienna Game« zu sehen.

Seine Eindrücke hat Silke Weber festgehalten



Von Strand zu Strand

Die Pembrokeshire Coastal Drive genannte Küstenstraße ist zwischen den Orten Tenby und Fishguard besonders malerisch – und führt zu einigen der schönsten Strände Europas, zum Beispiel zur Barafundle Bay

Diese unglaubliche Wucht

JASNA FRITZI BAUER erzählt von Urlauben in der Bretagne, von Galettes mit Käse und dem Gefühl von Zuhause

Ich bin tatsächlich viel in Frankreich unterwegs – im Norden, Osten, Süden, Westen. Als ich klein war, war das bei uns fast ein fester Rhythmus: im Sommer Provence, im Herbst dann Bretagne. Das hieß: viel Regen und dieses kalte, kalte Meer. Und trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – habe ich daran sehr gute Erinnerungen. Strände, Wälder, Kiefern und Zypressen, diese schönen Steinhäuser, Burgen und Festungsreste. Wir sind immer wieder zu Inseln gefahren, »Île de ...«, und haben da Muscheln gesammelt, die ich irgendwie eklig fand. Überall an den Stränden liegen alte Bunkeranlagen. Darauf sind wir herumgeklettert.

Wir waren da wirklich oft, fast jeden Herbst – bestimmt zehn Jahre. Meistens in der Region Finistère. Und selten nur wir als Kernfamilie. Meist haben wir Urlaub mit den Freunden meiner Eltern gemacht, entweder alle in einem großen Haus zusammen oder nah beieinander auf dem Zeltplatz. Man war den ganzen Tag draußen: Fahrrad fahren, rumstreunen. Als Kind war es das Geilste, dass man allein losziehen und alles entdecken durfte. Abends saßen wir dann zusammen und haben gespielt. Unser favorisiertes Spiel war *Hadli Galli*, das mit der Klingel und den Obstkarten. Und wenn es richtig geregnet hat, blieb uns sowieso nichts anderes übrig, als uns drinnen die Zeit zu vertreiben.

Ein Herbst ist mir besonders hängen geblieben: Es hat so in Strömen geregnet, dass wir im Haus festsäßen. Da haben wir uns ein Hörspiel ausgedacht – ausgerechnet über eine Flut – und das aufgenommen. Ich erinnere mich an nicht sehr viel aus meiner Kindheit, aber solche Urlaubsmomente haben sich richtig eingepreßt. Vielleicht weil man im Urlaub so viel Zeit miteinander verbringt und besondere Erlebnisse teilt, während der Alltag einfach wegdiffundiert.

Die Bretagne ist für mich auch ganz stark Atlantik: diese unglaubliche Wucht. Einmal hat mich im Meer eine Welle erfasst und run-

tergezogen. Für mich als kleines Kind hat sich das wie eine Ewigkeit angefühlt. Es gibt ein Foto von mir, auf dem ich später mit ganz vielen Decken und einer Mütze im Auto sitze, komplett durchgefroren. Das Meer riecht nach Algen und Muscheln, und es ist schön und schrecklich zugleich.

Dazu kommt dieses Frankreich-Gefühl, das bei mir nicht nur Reise meint, sondern irgendwie auch Familie: Alle bei uns sprechen Französisch; meine Urgroßmutter stammt aus der französischen Schweiz. Kulinarisch ist Frankreich sowieso sofort da: Pain au Chocolat am Morgen, dieser Sirup, den man ins Wasser kippt – Cassis –, Kiri, der Schmelzkäse, Galettes, die dunkleren Pfannkuchen aus Buchweizen, gerne mit Käse.

Ich erinnere mich auch an die Grenzkontrollen, dieses Im-Auto-Rumstehen, Snacktüte, endlose Langeweile. Heute merke ich, wie selbstverständlich Menschen sich bewegen, arbeiten, in Metropolen zusammenkommen. Ich fühle mich in Europa sehr frei.

Dazu muss ich sagen, dass ich Schweizerin bin – ich wurde in Wiesbaden geboren, aber habe einen Schweizer Pass, weil meine Mutter Schweizerin ist. Also wähle ich in einem Land, in dem ich nicht lebe, das finde ich manchmal absurd. Gleichzeitig reise ich problemlos, weil die Schweiz Mitglied des Schengen-Raums ist. Und irgendwo zwischen Bretagne-Regen, Atlantikwellen und Pain au Chocolat hängt dieses Gefühl fest, dass es Orte sind, die einen nicht mehr loslassen.

Jasna Fritzi Bauer, 37, ist Schauspielerin. Sie wurde mit Filmen wie »Axolotl Overkill« bekannt, arbeitete am Wiener Burgtheater und ermittelt seit 2021 als Kommissarin im Bremer »Tatort«

Ihre Eindrücke hat Silke Weber festgehalten

Ein Riese kämpft mit Kieselsteinen

Das Corong-Tal, durch das ein Rundwanderweg führt, zählt zu den unentdeckten Gebieten der Bretagne. Der Bach verschwindet hier unter großen Steinen, die der Legende nach ein Riese hineingeworfen haben soll, weil sie ihn im Schuh drückten



CASTELSARDO, SARDINIEN

»Kurz nach der Geburt unseres Sohnes reisten wir nach Sardinien, wo meine Frau als Kind viele Sommer verbracht hatte – in diesem Restaurant am Strand, Vela Blu, in das so herrlich die Abendsonne scheint. Die Betreiber sind wie Familie für sie. Wir kamen spät an, völlig erschöpft. Kaum waren wir eingetreten, rissen mir die Mitarbeiterinnen lachend meinen Sohn aus den Armen und reichten ihn herum. Ein neues Leben, ein Fest, Familie«

Foto und Text: Chris Haiderer

MEDITERRANER CHARME & EXKLUSIVE EVENTS

DIE ESSENZ DES SÜDENS

Kultur und Kulinarik, Moderne und Historie, Natur und Architektur – exklusiv erleben, entdecken und genießen. Die luxuriöse EXPLORA II nimmt ihre Gäste mit zu ikonischen Orten und versteckten Juwelen an den Küsten des Mittelmeers.



Die Küsten des Mittelmeers entdecken – nur anders

NICOLE MAIBAUM
Durch romantische Gassen bummeln, sich intensiver mit Kulturerbe auseinandersetzen, auf stillen Plätzen verweilen – Explora Journeys, die Luxus-Lifestyle-Reisemarke der MSC Group, macht die Mittelmeerregion auf besondere Art erlebbar. Die unique »Ocean State of Mind«-Philosophie ermöglicht Gästen neue Energie aufzunehmen, sich durch das Meer inspirieren zu lassen und dank der stilvollen, gespannten Atmosphäre an Bord der EXPLORA II Körper, Geist und Seele etwas Gutes zu tun.

Hafenstädte, heilige Inseln und pulsierende Metropolen
Für kurzentschlossene Kulturverliebte und Abenteuerer kann das exklusive Urlaubserlebnis bereits in wenigen Wochen beginnen. Am 27. Juli legt die EXPLORA II in Piräus ab und steuert nach einem Tag auf See die italienische Hafenstadt Bari an. Mittelalterliche Straßenzüge schlängeln sich hier zwischen romanischen Kirchen und barocken Palazzi hindurch. Die Basilika mit den Reliquien des heiligen Nikolaus zählt ebenso zu den Sehenswürdigkeiten wie das Theater am Hafen, in dem schon Pavarotti und Nureyev aufgetreten sind. Weiter führt die Route zur griechischen Stadt Nydri auf der Insel Lefkada, es geht weiter zur Hafenstadt Pylos im Südwesten des Peloponnes, zum malerischen Hafenort Katapola auf Amorgos und nach Mykonos. Hier lässt sich beispielsweise die kykladische Architektur bewundern,

ebenso auf der heiligen Insel Delos imposante Ruinen, darunter Amphitheater, Tempel und Schreine griechischer Götter, bevor die EXPLORA II am 3. August wieder ihren Zielhafen Piräus erreicht.



Das exklusive Yacht-Design bietet viel Platz – unter anderem für fünf Pools, Bars und Lounges als gemütliche Rückzugsorte.

So pulsierend die Mittelmeerküsten in den Sommermonaten, so relaxt ist dort die Atmosphäre im Herbst und Winter. Abseits des Tempos der Hochsaison werden Küstenorte zu Oasen der Ruhe und erlauben eine noch intensivere Begegnung mit Kultur und Architektur, mit Historie und Moderne. Die EXPLORA II nimmt im Winter ihre Gäste mit von Piräus nach Santorin, berühmt für seine weiß getünchten Häuser und blauen Dächer, für einen aktiven Vulkan und Ausgrabungsstätten. Nach einem entspannenden Tag auf See legt das Schiff im Hafen von Valetta auf der Insel Malta an. Die Stadt ist voll von bewahrter

Geschichte und lädt ein, sich in einem Labyrinth aus unterirdischen Gräbern und steinzeitlichen Tempeln auf eine Zeitreise zu begeben. Weiter geht es nach Messina auf der italienischen Insel Sizilien,

Vielzahl exklusiver Events wie Abendöffnung der Alhambra

Die Route von Piräus nach Barcelona (29. November bis 9. Dezember) zählt zu den sorgfältig kuratierten Reisen der neuen Journeys Collection »Eine mediterrane Auszeit«. Wenn sich die sommerlichen Besucherströme zurückziehen und sich eine ruhige Gelassenheit über die Strände Südeuropas und Nordafrikas legt, ermöglicht Explora Journeys seinen Gästen eine fast poetische und vor allem ursprüngliche Perspektive auf die verschiedenen Küsten.

Ruhige Morgenstunden auf historischen Plätzen, winterliche Sonnenuntergänge über stillen Buchten – mit »Eine mediterrane Auszeit« auf der EXPLORA II wird die Region nicht nur besucht, sondern erlebt. Der Fokus liegt auf unvergesslichen Eindrücken und der Möglichkeit, die verschiedenen Destinationen in Ruhe und bei angenehmen Temperaturen zu entdecken. Möglich machen dies verlängerte Aufent-

halte in beispielsweise Cannes, Syrakus und Gibraltar und Übernachtungen an Bord in Casablanca, Lissabon, Madeira und Málaga. Es sind Reisen, die eine tiefere kulturelle Verbindung erlauben und dies vor allem auch durch exklusive Events, darunter ein privates Weihnachtskonzert in der Sankt-Michaels-Höhle in Gibraltar, eine exklusive Abendöffnung der Alhambra in Granada sowie eine individuell gestaltete Übernachtungsreise von Casablanca nach Marrakesch.

Fine Dining, Ocean-Wellness, Suiten mit privaten Terrassen

Als schwimmendes Luxushotel, dessen Adresse der Ozean ist, bietet die EXPLORA II ein bewusst entschleunigtes Reiseerlebnis mit maximaler Freiheit und Privatsphäre. Ausschließlich Suiten, alle mit Meerblick und privaten Terrassen, bodentiefen Fenstern sowie edel designten Innenräume, strahlen eine zeitgemäße Eleganz aus. Dank Besonderheiten wie dem weitläufigen Ocean Wellness Spa-



Das Flair und Ambiente wie auf einer privaten Yacht. Der Service und Komfort wie in einem 5-Sterne-Hotel.

Bereich, edlen Uhren-Boutiquen, dem Casino, modernen Kunstwerken und vor allem kulinarischen Erlebnissen in sechs verschiedenen Restaurants fühlen sich Gäste wie auf einer privaten Yacht und genießen den Service und Komfort eines 5-Sterne-Hotels. Übrigens: Für alle, die in den Wintermonaten eher die heißen Reiseziele bevorzugen, wird die EXPLORA I durch die Karibik sowie entlang Mittel- und Südamerika fahren und das Entdecken tropischer Landschaften und lebendiger Kulturen ermöglichen. ●



PREISVORTEILE SICHERN – UND GENIEßEN

Explora Journeys verbindet exklusive Destinationen, stilvolles Lounging, kulinarische Highlights und das Flair einer Privatyacht zu See-reisemomenten jenseits des Standards. Wer sie erleben möchte, profitiert noch bis zum 26. Mai 2026 von bis zu 30% Preisvorteil.

Mehr Infos über den QR-Code und auf explorajourneys.com



Mit ihrer dichten mediterranen Bauweise, engen Gassen und vielen Häusern aus der Zeit des sizilianischen Barocks (17. und 18. Jahrhundert) ist die Altstadt von Syrakus seit 2005 UNESCO-Weltkulturerbe (o.)

Vulkanische Strände, kristallklares Wasser, eine spektakuläre Caldera und die berühmten weißen Häuser als ikonische Beispiele kykladischer Architektur: Santorin zählt zu den schönsten Inseln weltweit (li.).

IMPRESSUM: Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Helmut-Schmidt-Haus, Speersort 1, 20095 Hamburg **Geschäftsführung:** Nils von der Kell, Iris Ostermaier, Christian Röpke **Art Direction:** Dietke Steck **Realisierung:** Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der Zeitverlagsgruppe **Geschäftsführung:** Ilane Weiß, Dr. Mark Schiffhauer, Lars Niemann **Projektmanagement:** Stefanie Eggers **Redaktion:** Nicole Maibaum **Grafik:** Sonja Feldkamp **Lektorat:** Egbert Scheunemann **Bilder:** Explora Journeys **Head of Sales Travel & Tourism:** Sandra Lindemeier, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeier@zeit.de **Anzeigenpreise:** Preisliste Nr. 71 vom 1. Januar 2026



Explora
JOURNEYS

*Vielleicht ist das beste Hotel
gar kein Hotel.*

ENTDECKEN SIE DEN »OCEAN STATE OF MIND«



AUSSCHLIEßLICH SUITEN MIT MEERBLICK | IMMERSIVE REISEN | PREISGEKRÖNTE KULINARIK
GANZHEITLICHES WELLNESSKONZEPT | ELEGANTES EUROPÄISCHES DESIGN

EXPLORAJOURNEYS.COM
Kontaktieren Sie Ihre bevorzugte Reiseberatung oder 00 800 08 25 08 63 (gebührenfrei).



EUROPA, WAS BIST DU SCHÖN!

AUF DEM LAND

Tanja Stelzer wandert durch die Provence, Jaroslav Rudiš zeigt uns sein Böhmen,
Anton Weil zieht es in die Toskana, Martin Machowecz erkundet Polen,
Peter Kümmel spaziert durch Nordirland und Michel Abdollahi liebt Luxemburg



Tauplitzalm, Österreich

»Die Kühe kamen jeden Tag fast bis an unsere Haustür. Manchmal schliefen sie auf der Wiese, und wir mussten um sie herumwandern, manchmal wanderten sie ein Stück mit. Die Tauplitz ist ein Hochplateau mit sechs klaren Seen, sie liegt im Salzkammergut«

Foto und Text: Maximilian Virgili

Tausendmal berührt

Das Licht der Provence mag besonders sein.
Aber was wäre es ohne die Steine, auf die es fällt?

VON TANJA STELZER



Warum eigentlich sucht man so gern nach dem Unberührten? Ist das Berührte nicht manchmal viel schöner? Das frage ich mich, wenn ich an die Provence denke, wo es einem geht wie überall an den schönsten Ecken des alten Europas: Wo man auch hinkommt – immer ist alles schon berührt von den vielen, die vor einem da waren. Und überall haben die vielen etwas hinterlassen. Überall trifft man auf Steine, auf Mauern, auf Ruinen, die Geschichten erzählen.

Die sandfarbenen Festungsmauern von Avignon, bis zu dreieinhalb, vier Meter dick, hinter denen die Päpste von Avignon ihre Audienzen abhielten. Die in hundert Grau- und Beigetönen changierenden Pflastersteine der provenzalischen Dörfer, vor fünf-, sechshundert Jahren in die Erde gestoßen, über die seitdem Menschen liefen, gebückt und aufrecht, in Zeiten von Krieg und Frieden, Armut und Reichtum. Die orange leuchtenden Fassaden von Roussillon, angemalt mit Pigmenten aus den nahen Ockerbrüchen.

Das Licht der Provence mag besonders sein. Aber was wäre es ohne die Steine, auf die es fällt?

Einmal, so bildete ich mir ein, würde ich wirklich in die unberührte Natur wandern. Ich hatte den Ort, an den es mich zog, schon oft von oben gesehen, von einer Straße aus. Mit dem Auto war ich die Panoramastrecke in die Gorges de la Nesque hineingefahren, eine Schlucht nicht weit vom Mont Ventoux. Immer an der Abbruchkante entlang. Von einem Aussichtspunkt aus hatte ich die Wanderfalken beobachtet, die vor der gegenüberliegenden Felswand kreisten und dann im Sturzflug aus dem Bild fielen.

Zu der Felswand, hatte ich gelesen, gibt es eine lokale Legende, verewigt vom Literatur-Nobelpreisträger Frédéric Mistral: Ein junger Held, Calendal, klettert an der Wand hoch, um unter Lebensgefahr wilden Honig und Wachs zu sammeln. So will er seine Geliebte beeindrucken. Aber Calendal, der Tollpatsch, verschüttet Wachs und Honig. Daher die gelben Schlieren am grauen Fels.

Als ich von der Straße aus nach unten schaute, 400 Meter in die Tiefe, konnte ich den Boden nicht erkennen. Was war da unten, unterm Dickicht? Wachs? Honig?

Das »Gorges« der Gorges de la Nesque kommt vom französischen Wort für Schlucht, man könnte es auch mit »Schlund« übersetzen, was viel besser zur Dramatik dieser Landschaft passt. Es ist ein Ort, der den Tieren gehört, den Wölfen, den Falken und Geiern. Es gibt in den Gorges eine wohl nirgendwo sonst vorkommende kleine Blume mit nickendem Köpfchen und eben die Nesque: ein Flüsschen, das über ein paar Millionen Jahre hinweg genug Kraft hatte, eine gigantische Kerbe in den Berg zu schleifen – das nun aber oft über mehrere Wochen im Jahr einfach abtaucht.



Welche liebestollen Helden haben diese Wand wohl schon erklommen?

Mit einer Freundin stieg ich in die Schlucht. Weil wir zu wenig zu trinken dabei hatten und ständig vom Weg abkamen, konnten wir uns wirklich gut einbilden, dass wir sehr, sehr weit von der Zivilisation entfernt waren. Man muss sagen, dass Frankreich ein wunderbares Land ist, dass man jedoch das Beschilderungswesen dort nicht erfinden hat. Aber das macht ja das Wandern dort so schön. Man ist meist ziemlich alleine unterwegs, irgendwo zwischen Sträuchern und flechtenüberwucherten Bäumen, auf der Suche nach dem Weg.

Wir stiegen tiefer und tiefer, dann hörten wir es: das Wasser der Nesque, die sich an jenem Junitag unbekümmert zeigte. Sie war smaragdgrün, an manchen Stellen bloß eine unwirklich klare Pfütze, an anderen tief wie ein Pool. Von oben fielen die Sonnenstrahlen durchs Blätterwerk. Vom Ufer aus ragte die Felswand des Tollpatsch-Helden Calendal in die Höhe, über unseren Köpfen bildete sie einen Überhang, sodass wir fast in einer Höhle standen. In die hinein war eine Mauer gebaut. Die Außenwand einer Kapelle.

Wir waren da, und wir waren nicht die Ersten.

Der Erzengel Michael war auch schon da. Saint Michel d'Anasca, der heilige Michael der Nesque, steht als Statue auf dem Altar, der von Moos überwuchert ist. Jemand hatte ihm einen Dornenkranz über den Arm gehängt, als trüge der heilige Michael ein Handtäschchen.

Die Kapelle ist aus dem 12. Jahrhundert und bis auf ein paar sehr blasse Fresken total schmucklos. Aber dass sie an diesem unwahrscheinlichen Ort steht, fernab von allem, rührte mich. Ich stellte mir die Mühe vor, mit der Menschen sie hier errichtet hatten. Ich malte mir aus, welche Gebete in den vergangenen Jahrhunderten an diesem Ort an den heiligen Michael gerichtet wurden, damit er sie weiterleitete nach ganz oben. Bis zum Zweiten Weltkrieg, las ich später, kamen Pilger hierher, meist am 29. September, seinem Namenstag.

Lange vor dem Erzengel und den Pilgern waren schon Eremiten hier. Sie lebten in zwei Grotten über der Kapelle. Und noch davor, vor 150.000 Jahren, hinterließen gleich in der Nähe prähistorische Jäger ihre Essensreste. Sie hatten Rhinocerosse erlegt, Auerochsen und Elche.

Man kann sich an so einem Ort sehr unbedeutend fühlen. Weil man nie in der Lage wäre, ein Rhinoceros zu erlegen. Weil man nicht die Kraft hätte, am Grund einer Schlucht eine Kapelle zu bauen, und nicht die Ausdauer und Gelassenheit, als Eremit in einer Höhle zu leben. Man kann sich aber auch auf eine gänzlich unverdiente Art sehr bedeutend fühlen, weil man in einer langen Reihe von so großen Menschen steht, die so vieles geleistet haben.

Immer schon war jemand vor mir da, der etwas erhoffte, erträumte, erlitt. Von all diesen Leuten erzählen mir die Steine der Provence. Von Menschen, die eine Pestmauer in die Landschaft setzten wie bei Fontaine-de-Vaucluse und so dem Tod zu entkommen hofften, vergebens. Von Gladiatoren, die in der antiken Arena von Arles vor den Augen der Massen gegeneinander kämpften. Und von all den Menschen, die in den alten provenzalischen Bauernhäusern wohnten und arbeiteten und von der Seidenraupenzucht lebten, vom Olivenanbau, vom Wein.

Diese Häuser haben oft wunderschöne Treppen, deren Stufen mit Terrakotta-Fliesen belegt sind. Die zwei, drei untersten Tritte aber, die am stärksten beanspruchten, sind oft aus Stein. Weil der am robustesten ist. Und doch haben diese Stufen in der Mitte oft eine kleine Mulde, von Bäuerinnen und Bauern, Mägden und Knechten in zahllosen Jahren ausgetreten. So viele Leben, in Stein verewigt.

Tanja Stelzer, 55, ist Reporterin der ZEIT

Das Leuchten einfangen

Seit 1970 findet in der Rhône-Kleinstadt Arles das Fotofestival Rencontres d'Arles statt: Von Juli bis Oktober stellen Fotografinnen und Fotografen aus aller Welt ihre Bilder in Gärten, Galerien, Museen und Kirchen aus



Foto: hanbr/Getty images

Wallenstein, der einst mächtigste Mann Mitteleuropas, wollte Böhmen zum Zentrum seines Reiches machen – verständlich

Durchs Böhmisches Paradies

Mit offenen Zugfenstern reist JAROSLAV RUDIŠ durch seine Heimat – von Turnov nach Jičín und zurück. Eine Runde zwischen Burgen und Bieren, die Lust auf Land und Langsamkeit macht

Das Böhmisches Paradies, wie die Gegend heißt, wo ich geboren und aufgewachsen bin, ist auch ein Eisenbahnparadies. Ein Traumland für alle Bahn nostalgiker nicht nur aus Tschechien, sondern auch aus Deutschland, Österreich oder England, die immer im Sommer im Zug von Turnov nach Jičín unterwegs sind und sich wie kleine Kinder freuen, dass man während der Fahrt die Fenster öffnen kann. Und das sollte man unbedingt tun. Denn so strömt ein Stück dieser poetischen, leicht hügeligen, zuweilen auch dramatischen Landschaft mit der frischen Luft in den Zug.

Die kleinen Triebwagen tragen Spitznamen wie Brotbüchse oder Gewächshaus, weil man drinnen an heißen Tagen im Sommer richtig schwitzen kann. Doch manchmal gondelt man auch mit einem Sarg durch das Böhmisches Paradies. Der kantige Triebwagen sieht wirklich wie ein Sarg aus und passt gut zu den vielen romantischen Friedhöfen mit den kleinen weißen Kapellen, die man vom Zug aus sieht. Und an kleine Kapellen erinnern auch die Bahnstationen. Vor der Tür steht ein Fahrdienstleiter mit roter Kappe und grüßt die vorbeifahrenden Lokführer. Ein Priester im Dienst der Eisenbahn. Manchmal ist es auch eine Priesterin.

Das dichte Eisenbahnnetz entstand schon vor mehr als hundert Jahren. Auch heute noch fahren die Züge zwischen Turnov und Jičín nicht viel schneller als damals, und diese

Langsamkeit tut der Seele gut. Man kommt immer an, die Tschechische Bahn lässt niemanden im Stich.

In Turnov bin ich geboren. Und nach Jičín ziehe ich mich zurück, wenn ich aus Berlin flüchte, wenn ich schreiben muss oder einfach nur Lust auf ein gutes Bier habe. Die beiden Städte Turnov und Jičín streiten sich manchmal, wo das wahre Herz des Böhmisches Paradieses schlägt. Vielleicht hat das Paradies sogar zwei Herzen. Oder drei? Denn aufgewachsen bin ich in Lomnice nad Popelkou, genau zwischen den beiden anderen Orten, wo ein Teil meiner Familie bis heute lebt.

Vom Zugfenster aus sieht man kleine alte Dörfer, aber auch dramatisch dräuende Burgruinen, so wie Trosky, vielleicht die bekannteste Burganlage in Tschechien überhaupt. Wie zwei einsame Zähne aus schwarzem Gestein ragen die beiden Gipfel hoch in den Himmel. Man sieht auch viele Felsen, die im Wald manchmal ganze Städte mit engen Gassen bilden und die uns daran erinnern, dass wir am Boden eines uralten böhmischen Meeres leben.

Manche Hügel sehen aus wie kleine Vulkane. Und das waren sie tatsächlich mal. Der schönste Vulkanberg ist vielleicht Zebín bei Jičín. Man verlässt den Zug nahe der Loggia aus dem 17. Jahrhundert, die Wallenstein errichten ließ. Der einst reichste und mächtigste Mann Mitteleuropas wollte aus Jičín die Hauptstadt seines privaten Rei-

ches machen. Am riesigen Marktplatz steht auch sein Schloss.

Der Weg hinauf auf den Zebín ist sehr steil, aber nicht lang. Ein schmaler steiniger Pfad führt an einer barocken Kirche und an einem ähnlich alten Friedhof vorbei und durch einen alten Obstgarten. Von der oben gelegenen Kapelle der Heiligen Maria Magdalena überschaut man das ganze Böhmisches Paradies. Man kann sehr weit sehen. Am Horizont versteckt sich die Spitze der Schneekoppe im Riesengebirge.

Vom Zebín aus sieht man die lange Allee aus alten Linden von Valdice nach Jičín. Und den jüdischen Friedhof, auf dem die Vorfahren des Schriftstellers Karl Kraus begraben liegen, der in Jičín geboren wurde, bevor die Familie nach Wien zog. Wie vor hundert Jahren kann man von Wien nach Jičín mit der Eisenbahn auch heute noch mit nur zweimaligem Umsteigen reisen, ähnlich wie von Berlin oder Dresden.

Die Schlüssel zum jüdischen Friedhof leiht man sich in der Loggia, in der sich ein kleines Café befindet, bekannt für sehr guten Kuchen. Der Spaziergang von der Loggia zum Friedhof ist dann doch länger, als man denkt. Mehrmals biegt der Weg ab und verliert sich in Feldern und Wäldern. Ich liebe diesen verlassen Friedhof. Auf Deutsch und Tschechisch erzählen die Grabsteine Geschichten aus den letzten Jahrhunderten. Die schönen Geschichten. Die traurigen Geschichten.

Vom Zebín aus sieht man auch das Dorf Valdice und das ehemalige Kloster mit der Kirche, in der Wallenstein in einer Gruft begraben lag. Vor zweihundert Jahren hat man ihn nach Mnichovo Hradiště umgebettet. Das Kloster wurde in dieser Zeit in ein Gefängnis für Schwerverbrecher umgewandelt, das in ganz Alt-Österreich berühmt-berüchtigt und gefürchtet war. Bis heute ist es ein schwerer Ort. Vielleicht ist es im Böhmisches Paradies wie in jedem Paradies: Die Hölle muss sehr nah liegen, damit man das Leben dort genießen und schätzen kann.

Wenn es still ist, hört man von oben nicht nur die Brotbüchse oder den Sarg vorbeischnauben, sondern manchmal auch die Wachhunde der Haftanstalt bellen, die man hier scherzhaft Symphoniker nennt. So hat es mir mal jemand in der Sauna in Jičín erzählt, in der ich Stammgast bin. Und nach der Sauna gehe ich immer auf drei Bier.

Wallenstein hat italienische Architekten nach Jičín geholt. Daher wirken sowohl Jičín als auch viele andere Kleinstädte im Böhmisches Paradies sehr italienisch. Selbst Wein wird inzwischen angebaut. Doch eigentlich sollte man lieber Bier trinken, denn das Böhmisches Paradies ist nicht nur ein Eisenbahn-, sondern auch ein Bierparadies.

Eine der schönsten Brauereien findet sich in Hrubý Rohozec bei Turnov. Mit diesem Bier bin ich groß geworden, in Turnov war ich auf dem Gymnasium. »Viel-

leicht bestehe ich nur aus diesem Bier«, sage ich mir manchmal, wenn ich hier mit meinen Freunden am Tisch sitze. Die Brauerei erinnert an ein romantisches Schlösschen, und im Wirtshaus kann man sehr gut speisen. Wenn man möchte, sogar in einem ausgerichteten Eisenbahnwagen, der im Biergarten steht.

Doch gut gezapftes Bier und gute, bodenständige Mahlzeiten gibt es nicht nur in Turnov, sondern auch in Jičín oder in Lomnice nad Popelkou. Einmal im Jahre braue ich hier zusammen mit den beiden Braumeistern Míra und Václav ein Bier. An einem Wochenende im Frühjahr bestellen wir dann einen Museumszug mit einem Buffetwagen und fahren mit unserem Bier auf den alten Schienen durch das Böhmisches Paradies. Von Lomnice nach Jičín. Von Jičín nach Libuň. Von Libuň nach Turnov. Und über Malá Skála durch die romantische Schlucht von Jizera wieder zurück nach Lomnice. Serviert wird nicht nur Bier, sondern auch Würst. Mitfahren können alle. Man braucht bloß eine gültige Fahrkarte.

Das letzte Bier trinken dann der Schaffner und der Lokführer, wenn wir am Abend zurück in Lomnice sind.

Jaroslav Rudiš, 53, ist Schriftsteller, Dramatiker und Musiker. Zuletzt ist von ihm die »Gebrauchsanweisung für Bier« im Piper Verlag erschienen

Prost, Herr Kaiser

Das Wirtshaus Na Ploužnici bei Lomnice nad Popelkou ist über dreihundert Jahre alt. Es gibt exzellente böhmische Küche mit Bier aus den umliegenden Brauereien, der Wirt steht aus wie der Urenkel des Kaisers Franz Joseph von Österreich. Vielleicht ist er es wirklich



MENTON, SÜDFRANKREICH

»Die Kleinstadt Menton ist berühmt für ihre Zitrusgärten und Parks, in denen die ganze Fülle subtropischer Pflanzen gedeiht. Der Sommer beginnt hier schon im Februar, auf dem Wochenmarkt werden an jeder Ecke Zitronen verkauft. Wer sie zum ersten Mal probiert, wird überrascht: Die Schale isst man mit – sie ist süß, nicht bitter«

Foto und Text: Jana Margarete Schuler

Zucchiniblüten

Die Luft weich, die Hügel pastellig, das Glück einfach:
ANTON WEIL zieht es immer wieder in die Toskana

Als ich im ersten Jahr Schauspiel studierte, fuhr ich für einen Workshop drei Wochen in die Toskana, nach San Miniato, einem verträumten Provinz-Örtchen. Dort gibt es ein Kloster und sonst gefühlt nur Rentner. Dann kamen wir – 250 Schauspielende aus aller Welt – und haben den Ort für eine Weile besiedelt. Manche schliefen im Kloster, ich in einem alten Steinhaus mit uralter Waschküche. Alles fühlte sich magisch an, wie ein romantisches Filmset: als hätte das Licht einen Filter, als wäre die Luft weicher. Die Tage hatten etwas Einfaches, fast Ritualhaftes. Abends traf man sich: eine Flasche Wein, Musik, Gespräche. Es gab nur eine Handvoll Restaurants. Oben, beim Federico-Turm, sammelten wir uns, blickten über das Tal, liefen von dort aus durch die Gassen, als wären sie Kulissen. Bis heute bin ich mit Leuten aus dieser Zeit befreundet.

San Miniato ist ein Ort, den ich immer wieder besuchen muss, um zu sehen, ob er wirklich existiert. Ich versuche, jedes Jahr in der Toskana Urlaub zu machen. Über zehnmal war ich schon dort. Ich bin ein richtiger Profi: Wenn bei Airbnb »frei stehendes Haus, keine Nachbarn« steht, ist es perfekt! Wenn es dazu noch heißt, man brauche einen Allradantrieb und der Weg werde schlechter, ist es genau, was ich will: ein Haus im Nirgendwo. Oft reise ich mit Freunden. Anfangs sitzen ein paar von uns um den Pool und suchen auf ihren Handys nach Restaurants in der Gegend. Mein Google Maps ist voll mit gespeicherten Stecknadeln: »Bester Fisch Italiens« oder »Katharinas magische Toskana«.

Doch oft packt uns die Lust, selbst zu kochen. Erst fahren wir einkaufen, in irgendeinem Dorf ist immer Markt, mal einer für Fleisch, mal für Brot, mal für Gemüse. Da schmecken Tomaten noch nach Tomaten. Das letzte Mal habe ich Zucchiniblüten entdeckt, die findet man in Deutschland allenfalls im Feinkost-

laden. Dort bekommst du eine ganze Tüte für zwei Euro. Ein beliebtes Gericht ist, die Blüten mit Ricotta zu füllen, dann in Teig zu wenden und kurz in Öl zu fritieren. Es gibt kleine und große Märkte, eine Nonna verkauft aus ihrem Garten, manche Händler verkaufen auch Kleidung, Trikots, Plastiktrash. Das ist immer ein schönes Ausflugsziel.

Oft fahren wir auf dem Rückweg zu einem kleinen Wasserfall, einer Quelle oder Therme, die man sonst nie besucht hätte. Flüsse, Bäche, davon gibt es viele in der Toskana, ans Meer zieht es uns eher selten. Oder wir halten doch noch mal an einem Restaurant. Ich frage immer die *locals*, wo sie selbst gern essen, das ist das beste Zeichen. Im Restaurant frage ich, was sie empfehlen. Das ist meine Chance, den besten Fisch meines Lebens zu bekommen – oder den, der wegmuss. Aber selbst der schmeckt besser als zu Hause. Die Gegend um San Miniato ist eine Trüffelregion. Jede Pasta und jedes Steak bekommt noch mal sehr großzügig, ohne Extrakosten, Trüffel drübergerieben. Die Wertschätzung fürs Essen ist hier groß. Ich glaube, das liegt an der Landschaft, weil Essen und Landschaft dort zusammengehören. Alles ist so pastellig, und man kann so weit über das Land schauen, der Blick trifft nicht alle paar Meter auf Beton. Dort komme ich runter, bin glücklich. In der Toskana, aber auch in den angrenzenden Regionen Perugia oder Lazio kann ich eigentlich alles empfehlen. Solange man so weit ins Landesinnere fährt, bis die Straßen schlecht werden, ist man auf einem guten Weg!

Anton Weil, 37, ist Schauspieler, Musiker und Autor. 2024 erschien sein Debütroman »Super einsam«

Seine Eindrücke hat
Silke Weber festgehalten



Zikadenbezirzt

Wie ein Urlaub auf Korsika zur Landpartie wurde
VON LEA MARLEN BALZER

KORSIKA IST NICHT FRANKREICH steht in tiefenden Lettern an der Hafenmauer von Bastia, gegen die salzige Wellen klatschen. Die Sonne geht gerade erst auf. Steifbeinig wanken wir von Bord der Fähre – eines unromantischen Klotzes voller Spielautomaten –, die graffitiförmige Unabhängigkeitserklärung pöbelt unseren müden Hirnen entgegen. *Bonjour*, ach, nee. Guten Morgen?

Meine beste Freundin und ich haben ein Airbnb gebucht, Korsika soll schön sein, hat man uns gesagt (Schlüsselwörter »Wasser« und »kristallklar«). Ah, Züge gibt es hier keine? Busse alle paar Stunden? Ein Auto haben wir nicht, Geld nur in unwesentlichen Mengen. Wir versuchen es per Anhalter, aber niemand nimmt uns mit. Es ist schon Nachmittag, als wir Roger anrufen. Natürlich könne er uns abholen, nuschelt unser Gastgeber, er hoffe, dass wir keine Angst vor Hunden haben. Nein, nottutige ich und zwänge mich zwischen drei riesige Tiere.

Roger, schon älter und eher wortkarg, folgt der Küste Richtung Süden. Dann lassen wir das Meer hinter uns (oh nein!) und biegen in hügeliges Land ein, überwuchert von Kork-eichen, Oliven und duftender Macchia. Die Straße wird einspurig.

Durch die halbdunkle Küche betreten wir das Haus, kühl ist sie und alt, ihre großen Fenster öffnen sich zum Wald hin. Grobe Messer liegen herum, es riecht nach Hund. Den Kühlschrank, ein zweiflügliges Riesenteil mit Crushed-Ice-Spender, füllen Pakete blutroten Fleisches: Ab und zu schieße er ein Wildschwein, sagt Roger, die Berge wimmelten davon.

Im Wohnzimmer verschwimmt das bäuerliche Haus plötzlich mit einer Designfantasie der Siebziger, gigantische Ledersofas rahmen einen verspiegelten Kamin. Unser Schlafzimmer wiederum quillt über vor barocken Rüschen. Wie im Traum wirkt alles zusammengeschoben, ist das hier Bauernhof, Palazzo oder Hollywood-Bungalow? Ligurien oder Venezuela? Von der Terrasse aus blicken wir über Berge und Felder, Strommasten und einzelne Palmen ragen aus dem Dunst, Vögel schreien. Strände scheinen mir plötzlich eine überflüssige Erfindung.

Am Abend hören wir Roger in der Küche singen, in einer Sprache, die mal italienisch klingt, mal arabisch, jedenfalls NICHT FRANZÖSISCH. Er singt eine ganze Stunde lang, das Fenster steht offen, nur die Hunde sind bei ihm. Das sei Corsu, erklärt er uns am nächsten Tag, die Sprache der Einheimischen.

Mehr als 60 Minderheiten- und Regionalsprachen gibt es in der EU. Neben Sorbisch, Friesisch und Jiddisch zum Beispiel auch Karaimisch (in Polen), Manx-Gälisch (in Großbritannien) und Romanes (fast überall). Corsu beherrscht nur noch ein gutes Drittel der Korsen, doch die überwältigende Mehrheit ist stolz auf ihre Sprache und wünscht sich, dass ihre Kinder sie lernen.

Als wir am nächsten Tag zu einem Supermarkt wandern und mit Gemüse in Plastikschaalen zurückkehren, lacht Roger uns aus. Supermarkt? Da war er noch nie. Das wächst doch von alleine, nehmt euch! Tatsächlich entdecke ich in einem Teil des Gartens, den ich nicht ganz zu Unrecht für Gestrüpp gehalten hatte, Bohnen, Au-

berginen, Tomaten und Zwiebeln, man tritt fast darauf. Neugierig beäugt Roger unsere Koch-Aktion. Einen Dosenöffner hat er nicht.

Als unsere Erholung nach drei Tagen im zikadenbezirzten Garten ins Komatöse zu gleiten droht, raffen wir uns doch noch zu einem Ausflug an dieses überbewertete Mittelmeer auf. Weit und herrlich liegt der Strand vor uns, nur sein Sand ist von einem störrischen Grau, als wolle er sagen: Kommt doch her, ihr Festlandluschen, lasst euch enttäuschen! Schon nach zwanzig Minuten ruft Roger an. Ein Sturm zieht auf, wo seid ihr? Besorgt holt er uns ab.

Auf dem Rückweg durchqueren wir menschenleere Neubaugebiete, weiße Blöcke mit verglasten Balkonen, dazwischen Kreisverkehre und Sportgeschäfte. Die Wohnungen gehörten alle Franzosen, erzählt Roger, sie trieben die Preise unerschwänglich hoch und stünden fast das ganze Jahr über leer. Tatsächlich wird fast jede dritte Immobilie auf Korsika ausschließlich als Feriensitz von Festlandfranzosen genutzt.

Der Sturm bricht los und wird heftig, umstürzende Bäume reißen Stromleitungen mit sich, ganze Campingplätze müssen evakuiert werden. Nur knapp hebt unser Flugzeug am nächsten Tag noch ab Richtung Berlin, danach ist die Insel für einige Tage von der Welt abgeschnitten. Nach der Landung in Schönefeld, draußen regnet es, leuchtet eine SMS auf meinem Handy auf: »*Léa, vous allez bien?*« – »Gut angekommen?«

Lea Marlen Balzer, 29, ist Autorin der ZEIT

Alles fließt

Am Fluss Elsa gibt es zwischen den Orten Castelfiorentino und Parco di Canonica viele tolle Badestellen, teilweise sogar mit kleinen Wasserfällen. Auch ein Spazierweg folgt dem Flässchen

Wo Europa einfach passiert

Eine Hommage an die luxemburgische Leichtigkeit
VON MICHEL ABDOLLAHI

Wenn ich an Europa denke, denke ich meist an die großen, steifen Gesten. An Brüssel, verglaste Paläste, Menschen in dunklen Anzügen, die in klimatisierten Räumen über Gurkenkrümmungen entscheiden. Wer die europäische Seele aber wirklich finden will, darf nicht dort suchen, wo Europa verwaltet wird. Er muss dahin, wo es einfach passiert.

Ich fahre nach Luxemburg. Nicht in die Stadt, wo die Banken wie Monolithen aus dem Boden ragen – auch wenn die fantastische Cocktailbar Le Trianon jeden Besuch lohnt. Ich fahre raus, etwa 20 Autominuten von der Hauptstadt gen Süden. In diese seltsam vertraute, hügelige Idylle, die sich anfühlt, als hätte jemand Deutschland, Frankreich und Belgien in einen Mixer gesteckt und einmal kurz auf »Harmonie« gedrückt.

Hier auf dem Land ist Europa kein politisches Projekt, sondern Alltag. Man sitzt in der kleinen Pâtisserie Hoffmann in Dudelange, dieser Arbeiterstadt mit ihrem besonderen Charme, bestellt eine Melange auf Deutsch, bekommt die Antwort auf Französisch und die Rechnung auf Luxemburgisch. Niemand findet das erwähnenswert. Es ist kein Kulturschock, es ist ein Gespräch. Während wir in den Metropolen über Identität streiten und Mauern in den Köpfen hochziehen, ist die Grenze hier keine Barriere, sondern nur eine Linie auf dem Asphalt, die man beim Wandern übersieht.

Was mich fasziniert, ist diese unaufgeregte Mischung. Luxemburg ist gebaut auf dem Schweiß von Generationen von Arbeitern aus ganz Europa. Portugiesen, Italiener, Franzosen, sie alle haben dieses Land zu dem gemacht, was es heute ist: ein funktionierender Schmelztiegel auf kleinstem Raum. Wo der portugiesische Maurer für den luxemburgischen Nachbarn wie selbstver-

ständig die Garage mit hochzieht, während die Kinder auf dem Spielplatz in drei Sprachen gleichzeitig streiten und sich am Ende doch immer verstehen.

Ich habe in Luxemburg oft Veranstaltungen moderiert, habe dort Freunde und bin regelmäßig zu Besuch. Jedes Mal, wenn ich die Grenze überquere, spüre ich eine körperliche Leichtigkeit. Ich erzähle das meinen luxemburgischen Freunden oft, und sie lachen mich dafür aus. Sie sind viel zu bescheiden, um zuzugeben, wie gut es bei ihnen eigentlich läuft. Sie sind eigenartig, auf eine sehr angenehme Weise. Sie halten sich nicht für den Nabel der Welt, aber sie wissen genau, wer sie sind. Man kann sein Dorf lieben, ohne den Nachbarn zu hassen.

Wenn ich durch die Müllerthal-Region im Osten Luxemburgs laufe, durch die »Kleine Luxemburger Schweiz«, vorbei an bemoosten Sandsteinfelsen wie dem »Schiesentümpel«, die aussehen, als hätten Riesen mit Bauklötzen gespielt, dann spüre ich dieses Europa. Es ist kein »Wir gegen die«. Es ist ein unaufgeregtes Nebeneinander. Luxemburg ist für mich das größte Dorf der Welt. Hier wird das Globale lokal.

Wer wissen will, ob Europa funktioniert, sollte nicht die Reden in Straßburg anhören. Sondern sich auf eine Bank im Gutland setzen, in die Ferne schauen und feststellen: Die Grenze ist weg. Niemand vermisst sie.

Das ist kein Schwärmen aus dem Reisekatalog. Das ist die nüchterne Erkenntnis, dass wir einen Schatz haben, den wir viel zu oft für selbstverständlich halten. Man muss nur hinfahren und mal kurz die Klappe halten, um das zu verstehen.

Michel Abdollahi, 45, ist Journalist und Moderator

Ausflug ohne Ticket

Seit 2020 ist der gesamte öffentliche Nahverkehr in Luxemburg kostenlos – Busse, Straßenbahnen und Regionalzüge, für Einheimische wie für Touristen. Auch die Fahrradmitnahme ist gratis

ANZEIGE

ZEITAKADEMIE

Jetzt zum Vorteilspreis streamen!

4 Wochen für 1 Euro

ASTRONOMIE
Eine Reise ins Universum

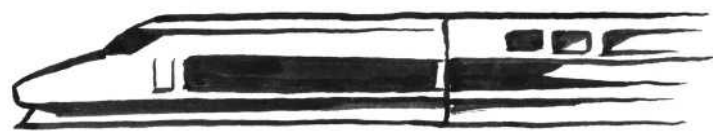
Ursprung des Lebens, Urknall, Milchstraße, schwarze Löcher und dunkle Materie: Diese faszinierenden Phänomene erklärt Astronomin und Astrophysikerin Prof. Dr. Anna Frebel und bietet spannende Einblicke in die Geheimnisse rund um Sterne, Planeten und Galaxien.

Der ZEIT Akademie Kurs »Astronomie« findet wissenschaftliche Antworten auf Fragen, die an die Grenzen des für den menschlichen Verstand Fassbaren gehen.

Streamen Sie jetzt »Astronomie« und viele weitere Kurse **4 Wochen für nur 1 €** statt 24,99 €!

www.zeitakademie.de/astronomie

Foto: tsuneomp/Fotolia | Anbieter: ZEIT Akademie GmbH, Buceriusstraße, Hamburg



MIT DEM ZUG

Mit 320 Stundenkilometern Richtung Marseille – und sich dabei elegant über französisches Parkett bewegen? On y va! – Los geht's!

VON VIKTORIA MORASCH

Nur eine Zugreise trennt mein kaltes München vom hellen Marseille. Warum sind wir nicht schon früher hierhergekommen? Stattdessen lief ich in meinem Wintermantel umher, diesem großen, dunklen, schweren Ding, das in den vergangenen Monaten zu einer weiteren Haut geworden war, die letzte Schicht von vielen, die mich vor Kälte schützen sollten. Ich konnte diesen Mantel nicht mehr sehen. Der Winter war wie jedes Jahr: zu lang.

Nun sitze ich hier, im Sand, am Strand von Marseille, dem Plage des Catalans. Die Sonne wärmt meinen Rücken. Das Meer glitzert unruhig, der Wind ist noch frisch. Ich schlüpfte aus meinen Schuhen und dann, endlich, auch aus meinem Mantel. Ich richte mich auf, vielleicht zum ersten Mal seit Wochen. Alles ist gut, denke ich. Alles wird gut. Ich sehe meiner bald zweijährigen Tochter dabei zu, wie sie, instinktiv, einer Babyschildkröte gleich, aufs Meer zurennt. Dann renne ich hinterher.

Eine andere Sprache, anderes Essen, dieses berauschte Durchdie-Gassen-Schlendern, bei dem man alles aufsaugen will, links und rechts, oben und unten – wie nah all das ist, hatte ich während des langen Winters vergessen.

In München sind wir in einen ICE gestiegen. Es ist frühmorgens, die meisten schlafen oder schauen auf ihre Handys. Baden-Württemberg ist für uns schon ein Vorgeschmack aufs Ausland. Wenn wir ehrlich sind, wird es bereits ab Geislingen hügelig und anders. Aber noch sind wir in der Deutschen Bahn. Die Angst, in einem Desaster aus verpassten Anschlüssen zu landen, fährt mit.

Wir haben eine halbe Stunde, um in Stuttgart in den ershnten TGV umzusteigen. Zunächst sind wir pünktlich. Doch zwischen Bad Cannstatt und dem hässlichen Stuttgarter Bahnhof schmilzt die halbe Stunde dahin. Wir stehen, wir stocken, wir stehen. Wir fahren! Der Schaffner bietet zwei Anschlüsse an, einen nach Bietenheim-Bissingen und einen für »Reisende nach Paris«. »Ihr Anschluss nach Paris ist gesichert«, sagt er mehrmals. Und dann, als wollte er uns weiter beruhigen, macht er die Ansage auch auf Französisch. *Mais oui*, das sind wir. Für Paris haben wir einen Zwischenstopp eingeplant.

Im Zug spüre ich Europa am stärksten, in Momenten wie diesem: eine Ansage auf Französisch mit ganz selbstverständlichem deutschem Akzent. Wie schnell sich Sprachen und Natur ändern. Wie nah wir unseren Nachbarn sind. Zugleich liegt unter der Schönheit der vorbeiziehenden Landschaften die oft schmerzhafteste Geschichte dieser Naha.

Am Stuttgarter Bahnhof rennen wir zum Bahnsteig, dann sind

wir drin. Es ist, verglichen mit dem ICE, irre eng im TGV, wir müssen samt Gepäck und Kinderwagen in den ersten Stock und sind dabei so unbeholfen, dass wir alle aufhalten. Wahrscheinlich reist man in Frankreich nur mit einer Handtasche? Darin Zigaretten, ein Lippenstift, ein Buch und

Im französischen Zug fällt mir die Eleganz des Designs auf. Das Schild, das den Weg zum Bistro weist, zeigt ein Martiniglas, sonst nichts. »*Ici on pose ses valises*« steht auf der Gepäckablage, »Hier stellt man seine Koffer ab«. Ich fühle mich wohl, der TGV spricht in ganzen Sätzen mit mir. Später re-

Handy lautlos stellen und nur diskret telefonieren. Und dann rufe ich das Wort Tupperdose durch den Waggon. Neben der Freude, sich im Ausland zu befinden, steht die Erkenntnis, selbst doch verdammt deutsch geblieben zu sein.

Jemand in unserem Wagen übt noch Französisch mit einer App,



Wie schnell sich Sprachen und Natur ändern! Hinter Avignon viel Lavendel und die ersten Pinien

mehr nicht? Und wir mit unseren peinlichen Rucksäcken!

Sobald ich den Zug einer ausländischen Bahn besteige, bin ich im Ausland. Die Uniformen des Personals, das Essen an Bord, die Gespräche der Reisenden. Ein Schritt, und alles ist anders. Vor vielen Jahren stieg ich in Berlin in einen russischen Zug, im langen Flur des Waggons lag ein rot gemusterter Teppich. Der schwarze Tee, der brühend heiß aus einer Art Samowar kam, war inklusive. Ich hatte Deutschland verlassen, mitten in Berlin.

cherchiere ich: Der Satz ist eine Redewendung, eine Einladung, nicht nur das Gepäck, sondern auch all den Stress abzuladen.

Ich versuch's. Aber das Kind hat Hunger. »Kannst du die Tupperdose mit den Apfelstücken mitbringen, die blaue, quadratische?«, rufe ich meinem Freund zu, der immer noch versucht, unser Gepäck so elegant wie möglich zu verstauen. Sofort schäme ich mich. Gerade habe ich mich noch darüber gefreut, dass der Schaffner durchgesagt hatte, man solle sein

»*je voudrais payer*«, sagt eine Figur aus der Duolingo-Welt, »ich möchte gerne bezahlen«, und schweigt dann diskret. Der Mann, der das Glück hat, mit uns im Viererabteil zu sitzen, zeichnet einen Entwurf für ein Haus. Er rechnet Dinge aus, mit Stift und Papier, und lässt sich von meiner Tochter, die immer noch Weihnachtslieder singt, nicht ablenken. Die Franzosen! Das Festhalten an der analogen Welt romantisiere ich als Touristin natürlich sofort.

»*Nous arrivons*«, sagt wenig später eine freundliche TGV-Stimme an alle Reisenden gerichtet. Wir sind da, erst in Karlsruhe, dann in Strasbourg, der Stadt des Europäischen Parlaments, des Europarats und des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte. Die Grenze, den Rhein, haben wir passiert, ohne es zu merken.

Auf der Rückreise wird das anders sein. Deutschland hat die Grenzkontrollen im vergangenen Jahr verschärft. Alle müssen ihre Ausweise bereithalten, die Stichproben der Polizisten treffen aber auffällig oft Menschen mit schwarzer Haut oder schwarzen Haaren. Auch das ist Europa.

Hinter Strasbourg schläft das Kind ein, ich schaue aus dem Fenster. Wir fahren noch ein wenig durch das Elsass, diese Region, die jahrhundertlang umkämpft war. Wo es einerseits neben Sauerkraut französischen Käse gibt. Wo andererseits der rechtsextreme Rassemblement National besonders stark verankert ist.

Paris ist nur drei Zughalte von Stuttgart entfernt. Und da ist wieder diese europäische Mischung aus Leichtigkeit und Schwere: die Freude, in Paris zu sein, der Stadt der Kunst, der Mode und der Liebe – und in der Bahnhofshalle zugleich durch ein gigantisches Gemälde daran erinnert zu werden, dass an dieser Stelle, am Pariser Ostbahnhof, im Ersten Weltkrieg für viele Soldaten die Fahrt an die Front begann.

Am nächsten Tag steigen wir in den Zug nach Marseille. Die Steckdosen im TGV funktionieren, das WLAN natürlich auch. Mit bis zu 320 Kilometern pro Stunde rasen wir durch Frankreich. In etwas mehr als drei Stunden werden 750 Kilometer, also etwa die Entfernung zwischen München und Hamburg, hinter uns liegen.

Je weiter wir in den Süden kommen, desto weiter fortgeschritten ist der Frühling. Blühende Bäume stehen wie Schäfchen in der Landschaft. Während die Kühe in Deutschland noch im Stall warten, weiden sie hier schon. Endlich ändert sich auch die Farbe der Häuser in südlich-hellbraun.

Vor Avignon sehe ich die weiße Kalksteinspitze des Mont Ventoux, sandfarbene Dörfchen auf Hügeln mit Kirchtürmchen. Hinter Avignon wird es felsiger, der Boden steiniger. Pinien bei Aix-en-Provence! Draußen am Bahnsteig tragen ausnahmslos alle Sonnenbrille. Mein Herz klopft. Urlaub!

Von Aix nach Marseille ist es gefühlt nur noch ein langer Tunnel. Als wir aussteigen, sind wir geblendet. Der Wind Marseilles rauscht durch unsere Haare. Wo könnte es schöner sein?

Viktoria Morasch, 38, ist Redakteurin im Ressort X der ZEIT

»Eine Durchsage auf Französisch mit deutschem Akzent«

O Pole Mio

MARTIN MACHOWECZ findet schon lange: Die Polen sind die Italiener des Ostens.
Eine Reise nach Schlesien und der Versuch einer Beweisführung



Pierogi, Pelmeni, ist das nicht alles Pasta?

Vor einigen Monaten las ich von der Lebensgeschichte eines der berühmtesten Italiener aller Zeiten, Giacomo Casanova. Genau: der Liebhaber. Unzählige Frauen soll er verführt haben, was im 18. Jahrhundert im katholischen Italien allerhöchstens geduldet wurde, wenn man der gehobenen Gesellschaft angehörte. Jedenfalls hat Casanova eine glückliche Episode in Polen verbracht, in Warschau. Dort soll er ein sehr gutes Leben gelebt haben, mit Theaterbesuchen, kulinarischen Freuden, direktem Zugang zum polnischen König. Er sei in Warschau ein bisschen zur Ruhe gekommen, las ich. Die Zahl seiner Liebschaften habe er deutlich heruntergefahren.

War Casanova in Polen etwa *ganz bei sich*? Ich möchte mich gleich dafür entschuldigen, dass eine Geschichte über Polen und Italien ausgerechnet mit Casanova beginnt, aber es soll hier ausdrücklich um Klischees gehen. Ich habe mich bei der Lektüre des Casanova-Artikels nämlich daran erinnert, dass ich schon immer der Meinung war: Polen und Italiener sind einander ähnlich. Sie sind leidenschaftliche, am Leben interessierte Menschen. Die Polen sind die Italiener des Ostens. Deshalb fühlt sich ein Pole in Italien wohl, und andersherum. Ich liebe Italien, ich liebe Polen. Und ich finde, die Parallelen liegen auf der Hand.

Beide Länder sind tief katholisch geprägt. In beiden Ländern steht die Familie über allem. In beiden Ländern liebt man das gute Leben, mit herrlichem Essen, gerne auf Basis von Nudelteig (Pierogi, Pelmeni, ist das nicht alles Pasta?). In beiden Ländern sollte man lieber kein Veganer sein. Die Leute sind temperamentvoll, erfindungsreich und gesellig. Den Staat betrachtet man, aus einer langen Tradition von Dysfunktionalität heraus, mit Skepsis. Außerdem sollte man alle seine Urlaube in einem dieser beiden Länder verbringen. Polnische Sommer können wahn-sinnig italienisch sein.

Ich habe Polen gefragt, die haben mir diese Parallelen sofort bestätigt.

Ich habe Italiener gefragt, die haben diese Parallelen sofort bestritten.

Es gehört zu den Vorzügen meines Lebens, dass ich viel Zeit mit Italienern verbringen darf. Italiener, das ist meine Erfahrung, lieben es, wenn man ihr Land lobt, wenn man von ihrer Sonne schwärmt, ihrer Pasta, ihren Küsten, ihren Städten, ihren Frauen. Italiener erlebe ich allerdings als verständnislos, wenn ich ihnen von meiner These erzähle: ob ich wirklich behaupten wolle, Polen seien so gut angezogen wie Italiener? Ob ich es wage, die polnische und die italienische Küche zu vergleichen? Ob ich das erste Gericht, das mich anlacht, bestellen. Übersetzt heißt das Gericht »Saure Roggen-suppe im Brot«. Als ich den ersten Löffel neh-

Bei Vergleichen mit ihrem wunderbaren Italien verstehen Italiener keinen Spaß.

Ich habe beschlossen, den endgültigen Nachweis zu liefern dafür, dass Polen das Italien des Ostens ist, und steige in den Zug: Fahren Sie mit mir nach Breslau! Polnisch *Wrocław*, an der Oder gelegen, vier Stunden von Berlin entfernt. Weil die Oder sich in der Stadt vielfach verzweigt, weil die feinen Adern des Flusses kleine Inseln schaffen, auf denen prächtige Kirchen und Kathedralen stehen, und weil es steinerne Brücken gibt – deshalb sagt man von Breslau: es sei das Venedig Polens. Die Region um die Stadt, Niederschlesien, hat dagegen etwas Toskanisches. Sanft bewaldet, hügelig. Sogar Wein wird da inzwischen angebaut.

Vor der Abfahrt: Anruf bei einer polnischen Kollegin, die Italienisch spricht. Findest du es absurd, frage ich sie, wenn ich behaupte, Polen und Italiener seien sich ähnlich? Gar nicht absurd, antwortet sie. 80 Prozent der Polen sind katholisch, 80 Prozent der Italiener sind katholisch. Das Katholische Sorge für eine bestimmte Lebensart. Weil das Beichten frei von Sünden macht: Es lebt sich ganz ungeniert, wenn man danach zum Pfarrer gehen und einfach alles gestehen kann! Essen und trinken, lieben und leben, das sei in Polen schon sehr italienisch.

Breslau, Ankunft in einem dieser Züge, in denen man noch frische Spiegeleier bestellen kann. Die Sonne scheint. Ich setze die Pilotenbrille auf und laufe zum Hotel. Hallo, Venedig!

Das Hotel Monopol, fünf Sterne, im Zentrum der Stadt, laut Reiseführer die »Perle Niederschlesiens«: sieht gleich mal richtig italienisch aus. Angeblich schliefen hier Marlene Dietrich, Pablo Picasso und Walter Ulbricht (leider keine Italiener). Ein neobarocker Prachtbau, ausgekleidet mit Marmor. Nicht herauszufinden, ob es sich um italienischen handelt, aber wir beschließen das jetzt einfach mal.

Ich gehe an die Bar, bestelle polnischen Weißwein, aber der Kellner sagt: Haben wir nicht. Sie können was aus Südtirol haben.

Alles in Breslau führt auf den Marktplatz zu, den Rynek, das Zentrum der Stadt. Einer der imposantesten mittelalterlichen Plätze Europas, tatsächlich stellt sich dort sofort Piazza-Gefühl ein, Menschen sitzen mit Sonnenbrille in der ersten lauwarmen Sonne. Leider ist die Innenstadt von Breslau gepflastert mit italienischen Lokalen: Pizza Pasta San Giovanni! L'Antica Roma! Risobar Italian Style! Pizzeria Iggy! O Sole Mio! Aber ich will jetzt polnisch essen, ich will ja beweisen, dass die polnische Küche sich vor der italienischen nicht verstecken muss. Hinterm Rynek befindet sich das Traditionslokal Wrocławska, also hin dort und das erste Gericht, das mich anlacht, bestellen. Übersetzt heißt das Gericht »Saure Roggen-suppe im Brot«. Als ich den ersten Löffel neh-

me, muss ich mich leider fast übergeben, so unbekannt ist mir der Geschmack, eine tatsächlich vollständig saure Emulsion aus Wurst und Wurst mit Wurst. Ich habe mich das letzte Mal in der Schulkantine so gefühlt: Löffel um Löffel quält man in den Mund, aber die Schüssel wird nicht leerer. Die Kellnerin schaut mehrfach vorbei, ist alles in Ordnung? Es scheint, je länger ich esse, nur noch mehr Wurst geworden zu sein! Nach einer halben Stunde lasse ich das durchgeweichte, immer noch mit Suppe randvolle Brot zurückgehen, die Kellnerin schaut mich an wie einen Vollidioten. Ich bestelle einen Espresso, der auch nicht schmeckt, entschuldige mich für mein Essverhalten, zahle die Rechnung und sage Ciao zum Abschied, wirklich und ernsthaft sage ich Ciao und mache damit meinen peinlichen Auftritt komplett. Sage ich auch Ciao von meiner Idee von Italien?

Schmeckt es etwa gar nicht in Polen? Ich muss jetzt spazieren, dem strapazierten Magen Bewegung verschaffen, ich gehe zum Fluss, zu den schönen kleinen Inseln, zum Breslauer Dom, ein gotisches riesiges Wunder, ich biete dir, liebes Breslau, Versöhnung an. Und es gelingt. Schönerer Orte gibt es in nicht vielen europäischen Städten. Es erinnert mich gerade alles nicht an Venedig (da war ich aber auch noch nie!), sondern an Florenz.

Zwischen Dominsel und Rynek steht eine Markthalle. Ich bin bereit, mir Lebensmittel jetzt wenigstens wieder anzusehen. Die Hala Targowa, Markthalle Nr. 1, sieht auch aus wie eine Kirche, hat einen Turm, ist aber eher eine Kathedrale des Fleisches. Berge aus Speck, dazwischen Blumen, Kitsch, Käse und: Angelo. Angelo betreibt den Stand »Squisitissimo«, italienische Spezialitäten von jeder Sorte, Salami, süßes Gebäck, von dem ich ein bisschen was kaufe, »Chrupiące cannoli«, knusprige Cannoli, gefüllte süße Rollen. Ich frage Angelo, den Verkäufer, ob Italiener wie Polen sind und Polen wie Italiener, und er sagt: Ja, ja, exakt gleich!

Ich bin mir aber nicht sicher, ob er auch nur ein Wort verstanden hat, ich spreche kein Polnisch und kein Italienisch, er spricht kein Englisch, das Interview endet mit den Cannoli in meiner Hand. Sie schmecken ganz okay.

Ich muss jetzt etwas Twist in diese Recherche bringen, ich brauche einen Experten, ich bin wahnsinnig glücklich, dass in dieser Minute Francesco Esposito Mocerino auf eine Instagram-Nachricht von mir geantwortet hat: Wie ich vorab recherchiert hatte, ist er der Gründer der soeben eröffneten, sehr hippen Breslauer Weinbar Veno unweit des Rynek, er stammt aus Kampanien in Süditalien, ich darf ihn jetzt besuchen, schreibt er.

Auf dem Weg zu ihm lese ich über die polnisch-italienischen Beziehungen: Polen und Italien standen sich immer nahe. Italien war das

erste Land, das nach dem Ersten Weltkrieg Polens Unabhängigkeit anerkannte. Italienische Baumeister haben in Polen unzählige Kirchen und Paläste errichtet. Italienische Künstler brachten die Renaissance nach Polen und begründeten gar eine eigene, Polnische Renaissance. Italienische Künstler waren an den polnischen Höfen prägende Figuren. Und Polen gehörte zu den ersten Ländern mit einem eigenen Fiat-Werk außerhalb Italiens! Und dann muss man mal die italienische Nationalhymne lesen: »Weich wie die Binsen Sind die gekauften Schwerter: Der österreichische Adler hat schon die Federn verloren. Das Blut Italiens, Das Blut Polens hat er mit dem Kosaken getrunken. Aber das Herz hat es ihm verbrannt.«

Jetzt vollpathetische Ankunft beim italienischen Breslauer Gastronomen Francesco: gut aussehender, einfach komplett italienischer, stilvoll ergrauter Herr von 41 Jahren. Seine Weinbar vom Feinsten eingerichtet, dunkle Möbel, eine Karte mit allen italienischen Klassikern, er serviert mir sofort einen sehr guten Rotwein aus Sizilien.

Naheliegende erste Frage: Was verschlägt ihn hierher? »Wir waren hier vor fünf Jahren im Urlaub, und ich sagte zu meiner Frau: Hier könnte ich leben als Italiener!«

Francesco ist in Neapel geboren, 2012 hat er beschlossen, Italien zu verlassen und nach Schottland zu ziehen. Dort lernte er eine polnische Frau kennen, im vorigen Jahr haben sie entschieden, des schlechten schottischen Wetters wegen – nach Polen zu gehen.

Ahnt Francesco, was ich so dringend von ihm hören will? Er tut mir jedenfalls den Gefallen: Es gebe eine Verbindung zwischen diesen Nationen, Italien und Polen, und zwar über die Religion. »Es ist die Art, zu leben«, sagt Francesco. Die Italiener seien etwas lockerer, die Polen etwas strenger, aber beide gingen gerne aus, äßen gerne auswärts, liebten überhaupt gutes Essen. Und dann: »die Familie! Wir lieben die Großfamilie. Wir verehren die Mama. Wir feiern gemeinsam. Natürlich sind Italiener ein bisschen chaotischer, manchmal ein bisschen unverbundlicher! *Grazie, ciao!* Wir schreiben mehr als die Polen, wir sind offener, die Polen etwas verschlossener. Die Polen setzen eher mal eine Grenze. Aber die Familie ist es, was uns eint. Und weißt du, was noch?« Nein, Francesco, sag's mir! »Polen und Italiener mögen es nicht, wenn ihnen gesagt wird, was sie tun sollen?« Anders als die Deutschen?

Reden wir über das Essen, Francesco. »Hättest du gedacht«, sagt er, »dass italienische Touristen, wenn sie nach Breslau fahren, in mein italienisches Restaurant kommen? Das sagt viel über Italiener aus. Sie trauen keiner anderen Art von Küche. Sie wollen sichergehen.« Mag er polnisches Essen? »Das tue ich.

Es ist etwas schwer. Viel Fleisch. Kartoffel. Man kann nicht zu viel davon essen. Aber es ist gut! Ich liebe es.« Was isst er zu Hause mit seiner Frau? Pasta. Papas Carbonara ist die beste.

Kann man Pierogi als Pasta bezeichnen?

Francesco verdreht ein bisschen, sehr sympathisch, die Augen. Dann erzählt er von den verkochten Nudeln, die seine Schwiegermutter ihm vorsetzen wollte, als er einst neu in der Familie war. Meiner Frage weicht er aus.

Okay, jetzt die Masterfrage, Francesco: Was denkst du über den Wein aus der Region hier?

»Ich muss ehrlich sein«, sagt er: »Ich mag italienische Weine. Ich weiß, dass die Polen versuchen, eigene Weine herzustellen. Aber ich habe noch kein Weingut besucht.« Francesco, starker Diplomat, macht keine Fehler. Sein polnisches Lieblingessen: Gulasch mit *placki ziemniaczane*, Kartoffelpuffer.

Ich laufe raus aus dem Gespräch mit Francesco, empfinde meine These als bestätigt. Da klingelt mein Telefon. Ein italienischer Kollege ruft an. Ich sage ihm, dass ich gerade in Breslau bin, auf der Suche nach Antworten auf die Frage, ob die Polen die Italiener des Ostens sind. Er antwortet: »Hast du dich mal umgesehen? Hast du mal geschaut, wie die Leute sich da anziehen?« Ich schaue mich um. Ja, an der Kleidung könnten sie noch arbeiten, die Leute in Breslau auf dem Marktplatz.

Dafür öffne ich die Tür einer Kirche und stehe plötzlich mitten in einer orthodoxen Karfreitagsprozession. Weihrauch, Gesang. Schleiche mich wieder raus. Kleine Kirchentour in Breslau: macht sofort italienische Gefühle. Ich bin vielleicht deshalb bereit für einen letzten Versuch, in Breslau gut zu essen.

Das Restaurant Baba ist ein kleines, Bistroartiges Lokal, überall junge schöne Menschen, keine Tischdecken, keine Allüren. Ich bestelle einen Negroni, der perfekt ist, und lasse mir bringen, was die junge Kellnerin empfiehlt: Auster mit fermentierter Erdbeere, erster Gang, ein Himmel. Ich bekomme nun auch tatsächlich einen Weißwein aus der Region, einen Gewürztraminer von Kamil Barcentewicz, der von einem italienischen sicher zu unterscheiden ist, aber nicht durch mich. Mein nächster Gang: Pierogi in Form von Bonbons – von einer Konsistenz und Cremigkeit, die man in Bologna bitte erst mal nachmachen soll. Meine Hauptspeise, Entenbrust mit fünf polnischen Aromen und schlesischen Knödeln, schmeckt dann so großartig, dass ich nie wieder woanders essen möchte als im Baba in Breslau.

Auch wenn das hier nicht Italien ist: Es ist doch sehr gut. Polen, das Polen des Ostens, ich bleibe noch ein bisschen.

Martin Machowecz, 38, ist stellvertretender Chefredakteur der ZEIT



Mittagstisch

Seit dem 19. Jahrhundert gibt es in Polen die sogenannten Milchbars, bar mleczny: Günstige Kantinen, in denen deftige polnische Hausmannskost angeboten wird. So zum Beispiel die Familijny: Nowy Swiat 39, Warschau. Bargeld nicht vergessen!

Königlich staunen

Picknicken, singen, Champagner trinken – und dabei auf Pferde und Hüte wetten. Wer die Rennbahn im britischen Ascot besucht, reist in die Vergangenheit. Und glaubt an die Zukunft

VON STEPHAN LEBERT



Ascot liegt eine einstündige Zugfahrt von London entfernt. Seit 1711 werden hier Träume wahr

Danedream hieß die Stute, sie kam am 7. Mai 2008 auf die Welt, und nichts deutete darauf hin, dass ein Wunderpferd geboren wurde. Auf einer Jährlingsauktion im baden-württembergischen Iffezheim wurde sie für 9.000 Euro an ein deutsches Ehepaar verkauft, das am Ende mit Danedream rund 3,5 Millionen Euro verdienen sollte. Sie war klein und unscheinbar – und schnell, unfassbar schnell. Als sie eines der wichtigsten Rennen in Ascot überhaupt gewann, besiegte sie zwei andere Wunderpferde, Nathaniel und Reliable Man.

Die Videoaufzeichnung dieses Rennens habe ich immer klickbereit auf meinem Laptop. Es war sehr knapp, Zielfoto. Die kleine Nase von Danedream war eine Winzigkeit vorne. Der englische Rennkommentator wagte noch vor Auswertung des Fotos eine Prognose: »Possibly Danedream.« Womöglich hat die Deutsche gewonnen.

Possibly Danedream. Wenn mein Leben ein bisschen Wunder braucht, schaue ich mir das Rennen an. Ziemlich oft also.

Die Rennbahn von Ascot ist eine einstündige Zugfahrt von London entfernt. Der billigste Eintritt kostet 32 Pfund, der teuerste: unbekannt. Das englische Königshaus hat eine eigene Loge, auch der Kriminalschriftsteller Edgar Wallace hatte eine, er war berühmt für seine extrem hohen Wetten und für seine extrem hohen Verluste. Man kann in Ascot picknicken, Champagner trinken, gemeinsam singen, und man kann nicht nur auf die Pferde wetten, sondern auch darauf, welche Farbe der Hut der Königin hat, den sie am Renntag tragen wird. Das Rennen, das Danedream gewann, trägt den Namen: King George VI and Queen Elizabeth Stakes. King George war der Vater

der legendären Königin, die 2022 im Alter von 96 Jahren starb.

Die riesige gläserne Tribüne in Ascot ist das Herzstück der Rennbahn. Sie wurde im Jahr 2005 für rund 200 Millionen Pfund modernisiert. Es gibt verschiedene Restaurants und Bars, ein Hotel und unzählige Wertschalter. Von jedem Winkel der Tribüne aus blickt man auf das Renngelände. Pro Jahr werden in Ascot rund 20 Renntage mit je sechs bis acht Rennen veranstaltet, wann, lässt sich auf der Website mit dem souveränen Seitentitel ascot.com studieren.

Der absolute Höhepunkt des Rennjahres ist die Royal-Ascot-Woche in jedem Juni mit fünf Renntagen nacheinander, dieses Jahr vom 16. bis 20. Juni. Die Rennwoche wird im Schnitt von mehr als 300.000 Menschen besucht. In der Regel ist das Königshaus an all diesen Junitagen anwesend.

Das Königshaus besaß und besitzt Rennpferde, Hunderte. Queen Elizabeth sagte einmal, sie züchte gerne Rennpferde, die schneller seien als die Pferde von anderen Züchtern. Sie ließ es sich auch nicht nehmen, bei den Siegerehrungen plötzlich aufzutauchen, um das Gewinnerpferd zu streicheln. Einer ihrer Lieblingsjockeys hieß Ryan Moore, ein genialer Reiter, der so gut wie nie in der Öffentlichkeit mehr als drei Wörter gesagt hat. Kurz vor ihrem Tod meinte Queen Elizabeth, sie habe die regelmäßigen Gespräche mit ihrem Jockey sehr genossen. Seither rätselt die britische Pferdewelt: Wie nur hat sie Ryan Moore zum Reden gebracht? Und was hat er erzählt?

In Deutschland werden Rennbahnen gerne mit halbseidenen Milieus in Verbindung gebracht. Mit Wettbetrug. Mit Doping. Mit Glücksspielsucht. In England ist das anders. Wer auf die Rennbahn geht, ver-

steht was vom Leben. Wer nach Ascot fährt, glaubt an das nächste Rennen, ist davon überzeugt, dass es immer ein nächstes Rennen gibt. Man könnte pathetisch formulieren: Wer in Ascot ist, glaubt an die Zukunft. Und kennt sich in der Vergangenheit aus.

Am 11. August 1711 wurde die Rennbahn auf Initiative der damaligen Königin Anne eröffnet. Nur ein paar Meilen entfernt vom Schloss Windsor, dem Sommersitz des Königshauses und bis heute größten Schloss der Welt, das durchgängig bewohnt ist. Die Rennbahn in Ascot wurde entworfen und gebaut von einem Architektenteam um William Lowen und John Grape. Im Jahr 1813 verabschiedete das House of Commons den sogenannten Act of Enclosure, um die öffentliche Nutzung des Ascot-Geländes, das



Der Krone so nah

Das nahe gelegene Windsor gilt als ältestes und größtes Schloss der Welt, das noch bewohnt wird. Wer es mit einem Tagespass besucht, kann dort auch Meisterwerke von Holbein, Rubens und Van Dyck bewundern

Eigentum der Krone ist, für den Pferdesport dauerhaft festzuschreiben.

Es wäre nur schwer vorstellbar, dass in Deutschland ein hochrangiger Politiker eine Zeitungskolumne über Pferderennen schreibt. Robin Cook, Außenminister in der Labour-Regierung unter Tony Blair, hatte eine regelmäßige Turfkolumne in einer Sportzeitung. Er notierte nichts Philosophisches, ihn interessierte, welcher Boden, hart oder weich, der richtige für dieses oder jenes Pferd sein müsste. Er wagte Prognosen, gab Tipps, und niemand nahm es ihm übel, wenn er danebenlag. Robin Cook war ein Mann von Charakter. Er trat von seinen Ämtern zurück, weil er den fatalen Kurs von Tony Blair im Irakkrieg nicht mittragen wollte. Kurz vor seinem Tod, der Cook bei einer Wanderung ereilte, hatte er verkündet, er wolle mit einem Konsortium die größte Pferderennenzeitschrift Englands kaufen. Einmal sagte er, kein Geräusch der Welt mache ihn glücklicher als das Klacken der Hufe von Rennpferden.

Damit sich keiner eine Illusion macht: In Ascot trifft man nicht nur Könige und Außenminister. Nein, die Halbseidenen sind da, die Betrüger auch und die Leute, die davon träumen, heute, jetzt den Tipp ihres Lebens zu haben. Und die alles darauf setzen. Das tun sie nicht an den offiziellen Wertschaltern. Sie wetten bei den Buchmachern. Da gibt es große Buchmacher und kleine, mittlere und unseriöse. Sie bestimmen die Quote, und sie entscheiden, welche Wette sie annehmen. Das ist zuweilen ein gefährliches Geschäft.

Ich habe eine eher idealistische Beziehung zu den englischen Buchmachern. Das liegt an einer Kindheitserinnerung. Ich war mit meinem Vater im Süden Englands. Wir

warteten in einem Pub auf den Beginn eines Rennens. Mein Vater konnte nicht gut Englisch, aber er kannte sich ein bisschen im Wettmilieu aus. Er sah zwei Leuten beim Dartspielen zu und hatte das Gefühl, das seien Buchmacher. Er bestellte ihnen zwei Bier, kam mit ihnen ins Gespräch, und irgendwie traf er den richtigen Ton. Jedenfalls kam er zurück mit einem Tipp. Dick unterstrichen im Rennprogramm. Zweites Rennen, Cherry Kill, den Namen habe ich nie mehr vergessen. Mein Vater setzte 100 Pfund auf Sieg und gewann 800. Solche Erlebnisse machen einen süchtig. Korrekterweise sei erwähnt, Cherry Kill war kein Pferd, er war ein Hund. Es waren Hundereennen, auch das gibt es in England.

Apropos alte Erinnerungen: Jahrelang saß mir auf der Tribüne einer Rennbahn ein Mann schräg gegenüber. Wir redeten über Pferde, über Wetten, über sonst nicht viel – und wurden doch Freunde. Irgendwann verschwand er. Finanzielle Schwierigkeiten, hieß es. Und irgendwann stand an einem Renntag seine Frau vor uns. Sie hatte eine Urne dabei. Seine Asche war da drin. Schönen Gruß von ihm, wir sollten sie auf der Rennbahn verstreuen, das habe er sich gewünscht. Weil das der Ort war, wo er die glücklichsten Stunden seines Lebens verbracht hatte. Wir taten es, obwohl die Geschichte auf einer deutschen Rennbahn spielte und das in Deutschland verboten ist. Die Asche gehört auf den Friedhof. Egal. Längst verjährt.

Ich wette, in Ascot liegt eine ganze Menge Asche von glücklichen Stammgästen.

Stephan Lebert, 65, ist Reporter im Ressort Verbrechen der ZEIT



MOSTAR, BOSNIEN UND HERZEGOWINA

»Was ich an Mostar liebte, waren die drückende Hitze, das Zirpen der Zikaden und die ruhigen Plätze abseits der bekannten Brücke, an denen wir die berühmten Brückenspringer beobachten konnten. In den kleinen steinernen Gassen hing der Rauch von gegrillten Ćevapi. Malerisch umgeben von Kalkbergen und Schluchten hat es mir dieser Ort wirklich angetan – in einem Land, das noch viel zu sehr unter dem Radar ist«

Foto und Text: Julia Nimke

Zwischen Belfast und Derry befindet sich ein literarisches Weltreich:
die Heimat des großen irischen Dichters Seamus Heaney

VON PETER KÜMMEL

Lass in deiner Hand die Vögel brüten

E

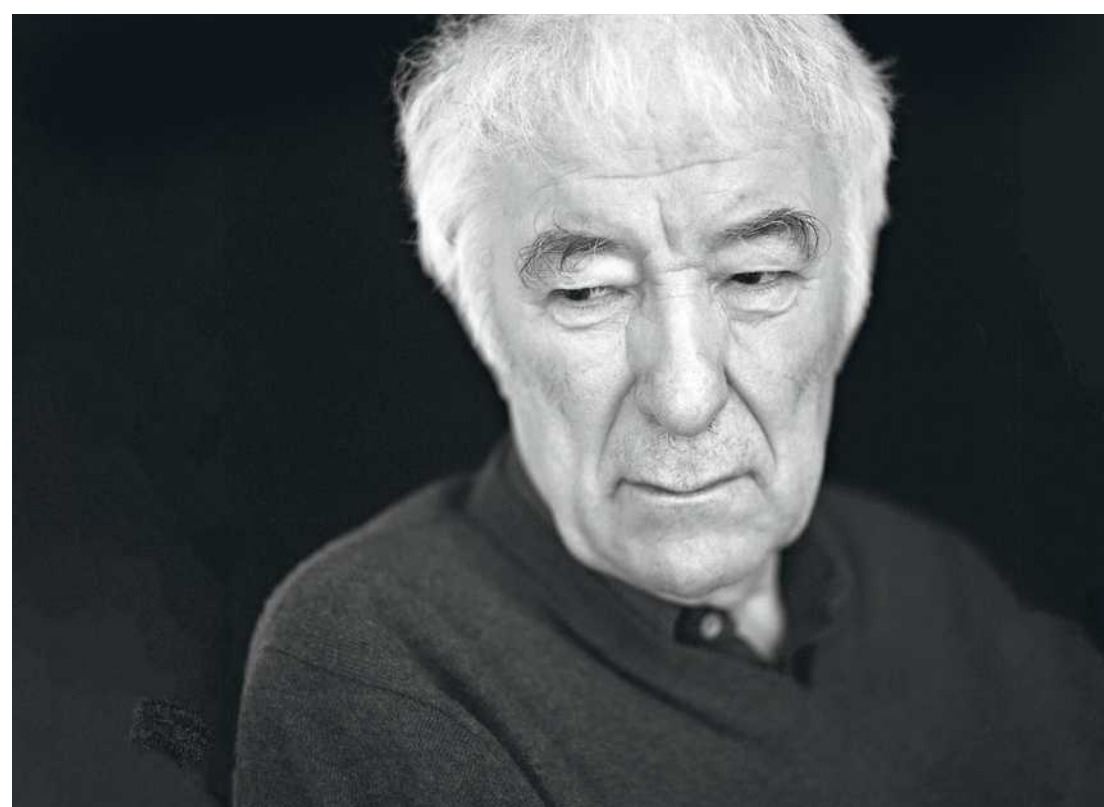
Ein armer Winkel des Kontinents war Irland, ehe Google, Apple, Microsoft und andere Hightechriesen es als Steuerparadies weitab von Brüssel entdeckten: eine Landmasse aus Torf, Fels, Moos und Moor, die jährlich an Höhe verlor. Torfstecher nutzten den Inselboden als Brennmaterial, sie verheizten ihn buchstäblich, nämlich zu Hause, in Herd und Kamin. Dass das Land am westlichen Rand Europas von einsamer Schönheit ist, half ihren Bewohnern wenig: Hungersnöte und Bürgerkrieg zermürbten die Iren, und wer kräftig genug war, emigrierte in die USA oder ging zumindest nach England – und pflegte in der Ferne sein Heimweh.

Hier kommt nun der Dichter Seamus Heaney ins Spiel. In seinem Werk ist die Essenz Irlands aufbewahrt. Er, der vierte Literaturnobelpreisträger, den das kleine Land hervorgebracht hat, gehört zu den größten Naturlyrikern unserer Zeit. Er verkärt die Natur nicht, sondern er versteht sie als Botschaft, die es zu entziffern gilt.

Wer Ire ist, geht auf federndem Grund: Das Moor ist ein Archiv, in dem die Spuren der Ahnen auffindbar sind. Wenn Heaney über Erde spricht, was er oft tut, spricht er über Erinnerung. Den Erdboden bezeichnet er als »hydraulisch«, und wenn er sein Schreibwerkzeug eingehend betrachtet, wird es ihm zum Grabinstrument: »Zwischen Finger und Daumen / ruht die kräftige Feder. / Ich grabe mit ihr.« Die Zeilen stammen aus seinem berühmtesten Gedicht, *Digging* (»Vom Graben«). Es überstrahlt sein ganzes Werk: Heaney, der Torfstecher der Literatur, der gräbt, weil er herausfinden will, auf welchem Boden er steht. Vor allem aber will er die Grenzen außer Kraft setzen, die zu seinen Füßen und durch sein Denken verlaufen. Wer tief genug hinabschaut, dem werden menschliche Differenzen lächerlich, er untergräbt sie.

Er wurde am 13. April 1939 als ältestes von neun Kindern einer armen katholischen Familie in Castledawson in der nordirischen Grafschaft Derry geboren. Das Dorf liegt westlich von Belfast und östlich von Derry – zwei zentralen Schauplätzen der »Troubles« (so wurde beschönigend der Bürgerkrieg genannt). Wenn man sie heute besucht, ist der Zorn immer noch greifbar, der den Norden der Insel lange bestimmt hat. Nehmen wir etwa das schöne Derry, dessen historischen Kern man bequem umrunden kann, indem man auf seiner Stadtmauer spazieren geht: Ganz geborgen liegt Derry in seiner steinernen Fassung, der Fremde hat das Gefühl, auf dem Rand einer riesigen Nusschalenhälfte spazieren zu gehen. Doch nichts an dieser Stadt ist unkompliziert. Wie heißt sie denn nun eigentlich? Wenn man in protestantischen Vierteln den Fehler macht, sie Derry zu nennen, wird man vermutlich Ärger bekommen; ebenso ungemütlich kann es werden, wenn man die Stadt in katholischen Vierteln als Londonderry bezeichnet.

Heaney wollte über den Hass hinaus, der die katholischen und die protestantischen Nordiren voneinander trennte (und bisweilen immer noch trennt). Er besann sich auf das gemeinsame Erbe – und suchte eine Sprache, die beide verbindet. Es gibt zwar eine irische Sprache, auch Irisch-Gälisch genannt, doch die wurde verdrängt und überlagert (wie eine frühe Torfschicht) von den englischen Siedlern und Machthabern, die Irland im 16. und 17. Jahrhundert von Osten her unterjochten: Wer nicht untergehen wollte, musste Englisch sprechen



Seamus Heaney schrieb über die irische Landschaft und erhielt 1995 den Literaturnobelpreis

und denken. Das tat auch Heaney, aber er tat es mit einem gewissen Argwohn. In einem seiner Gedichte heißt es: »Be advised my passport's green. / No glass of ours was ever raised to toast the Queen.« Frei übersetzt: Ich habe einen grünen – also irischen – Pass und wir haben unser Glas nie zum Wohl der (englischen) Königin erhoben.

Heaney erfand seine eigene Sprache. Das Englische diente ihm dabei wie ein im Torf gefundenes

Werkzeug, das man reinigen und untersuchen muss und das dabei stets etwas Fremd-Wunderbares behält. Eins seiner schönsten Gedichte handelt von einem Heiligen. Wir sehen ihn mit ausgebreiteten Armen in seiner Zelle knien, vermutlich betet er. Da der Raum eng ist, ragt seine Hand aus dem Fenster ins Freie. Nun lässt sich auf der Handfläche eine Amsel nieder; in die Wölbung legt sie ihre Eier. Was tut der Betende? Er stellt seinen Arm als Zweig

zur Verfügung und bietet seine Hand zum Nestbau an. Kniend wartet er ab, ohne die Amsel je zu sehen, wie sie ihre Eier ausbrütet, die kleinen Vögel im Fliegen unterrichtet und mit ihnen davonfliegt.

Von diesem Vorgang berichtet das Gedicht *Der heilige Kevin und die Amsel*. Genauer gesagt: Es ist der erste Teil des Gedichtes, der davon handelt. Der zweite Teil beginnt so: »Und da das Ganze doch nur vorgestellt ist, / Stell dir vor, du seist Kevin ...«

Im Grunde hat Seamus Heaney genau so gearbeitet. Er hat sich »das Ganze« vorgestellt, den Menschen, der sich unter der Berührung des Amselgefieders in Baum, Gezweig und Wurzelwerk verwandelt, und er hat seine Leser zu Gefährten des geduldigen Heiligen gemacht. Und zu Begleitern der Amsel. Manche seiner Verse sind wie Hecken, worin die Vögel nisten. Ein Gewimmel von Kreaturen bevölkert seine Dichtung, und man könnte sich Heaney als einen Mann vorstellen, der sich selbst im Gebüsch versteckt hält, als Mittler zwischen Tieren, Pflanzen, Elementen: damit das Stumme doch zur Sprache kommt. Die Art, wie bei ihm Blumen, Gefieder, Tierpfoten, Gebein ins Gedicht eingewoben werden, erinnert bisweilen an Gottfried Benn – allerdings ist seine Welt ohne das Bennesche Leichengift, ohne die grimmige Freude an der Verwesung. Seine Lyrik will, was in ihr erscheint, auch bergen, fassen, feiern.

Er starb in der Republik Irland, in Dublin, am 30. August 2013, aber er liegt in seiner nordirischen Heimatstadt Bellaghy begraben. Dort, in einer ehemaligen Polizeistation, befindet sich seit zehn Jahren der Seamus Heaney Home Place, ein Museum zum Leben und Werk des Dichters, das den Besuch lohnt. Nicht weit entfernt fließt der Moyola River, der weiter südlich in den Lough Neagh, den größten See der britischen Inseln, mündet. Heaney stand als Kind oft am Ufer des Moyola und beobachtete das Spiel der Sonnenreflexe, und vor allem hörte er zu, wie der Fluss klang.

Über den Kies, der in der Strömung dahinrollt, schreibt er, im Gedicht *The Gravel Walks*: »Horte und preise die Ehrlichkeit von Kies. / Schatz für die Unverblendeten. Rogen der Erde. / Sein schlichtes Knirsch-Lied gegen den Schaufelbiss / Sondiert und sandstrahlt Worte wie »wahrer Wert.«

Der wahre Wert des Daseins – er zeigt sich beim Belauschen der Steinchen auf dem Grund eines irischen Flusses. Und natürlich erstreckt sich »das Reich des Kiesel« (*the kingdom of gravel*) auch im Kieswanderer selbst, überhaupt in jedem Wesen, das durch ein Flussbett waten.

Wer durch Nordirland fährt, sollte den Giant's Causeway sehen – 40.000 Basaltsäulen, aus Lava entstanden, die meisten von ihnen sechseckig, bilden einen natürlichen Skulpturenpark an der Küste. Außerdem sollte man sich Zeit für die vom Bürgerkrieg gezeichneten Städte Derry und Belfast nehmen. Und man sollte Bellaghy besuchen, Heaneys letzte Ruhestätte.

Wer an seinem Grabstein verweilt hat, geht gestärkt davon. Es steht dort der herrliche Rat: »Walk on air against your better judgement«. Zu Deutsch heißt das ungefähr: Gehe über die Luft / auf Wolken, auch wenn du's eigentlich besser weißt.

Peter Kümmel ist Autor der ZEIT

Derry und Belfast

Die raue Hafenstadt Belfast und das liebliche Derry wirken sehr gegensätzlich. Doch die Spaltung, die man Nordirland noch immer anmerkt, zeichnet beide Städte. In Belfast trennt eine »Friedensmauer« katholische und protestantische Viertel, während man sich in Derry nicht mal darauf einigen kann, wie die Stadt eigentlich heißt



MERO MERO

Rucksack »Wanaka«

Flexibler Rucksack mit magnetischem Roll-Top: sicher, bequem und aus nachhaltigen Materialien

95,00 €* | Bestell-Nr. 47832



HAROLD'S LEDERWAREN

»Kulturtasche«

Edle Kulturrolle aus pflanzlich gegerbtem Leder: flexibel, stilvoll, mit Patina & praktischen Fächern für unterwegs

179,00 €* | Bestell-Nr. 48757

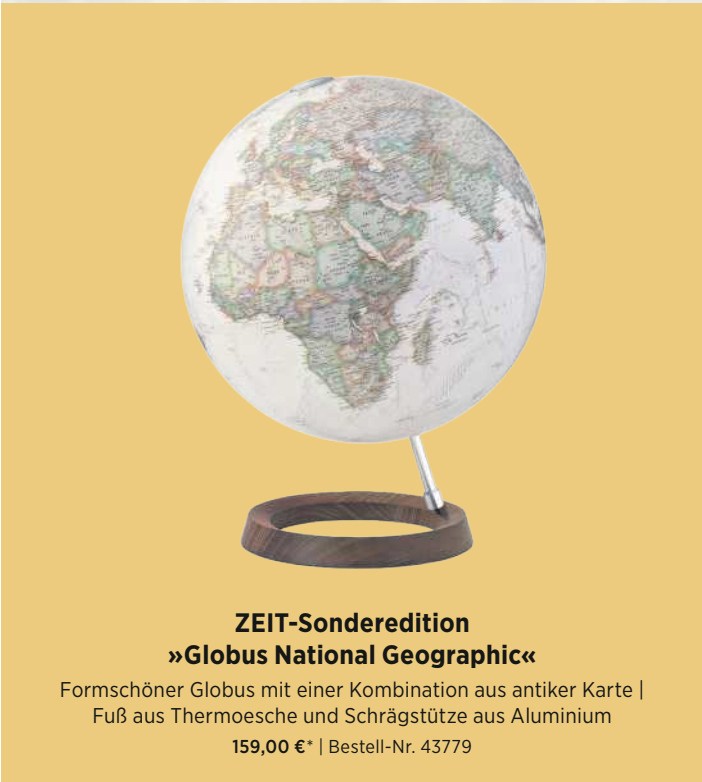


SMALL FOOT

Vier in einer Reihe »Gold Edition« Spiel

Strategieklassiker für zwei Personen aus Holz

27,99 €* | Bestell-Nr. 43348



ZEIT-Sonderedition

»Globus National Geographic«

Formschöner Globus mit einer Kombination aus antiker Karte | Fuß aus Thermoessche und Schrägstütze aus Aluminium

159,00 €* | Bestell-Nr. 43779



MISMO

Reisetasche »HOLDALL«

Vielseitige Reisetasche: stilvoll, anpassbar mit Messingschnallen, perfekt für Weltenbummler

575,00 €* | Bestell-Nr. 45957



Besondere Ideen. Erlesene Geschenke.

Stilvolle Begleiter für Ihre nächste Reise

Jetzt bestellen:
shop.zeit.de



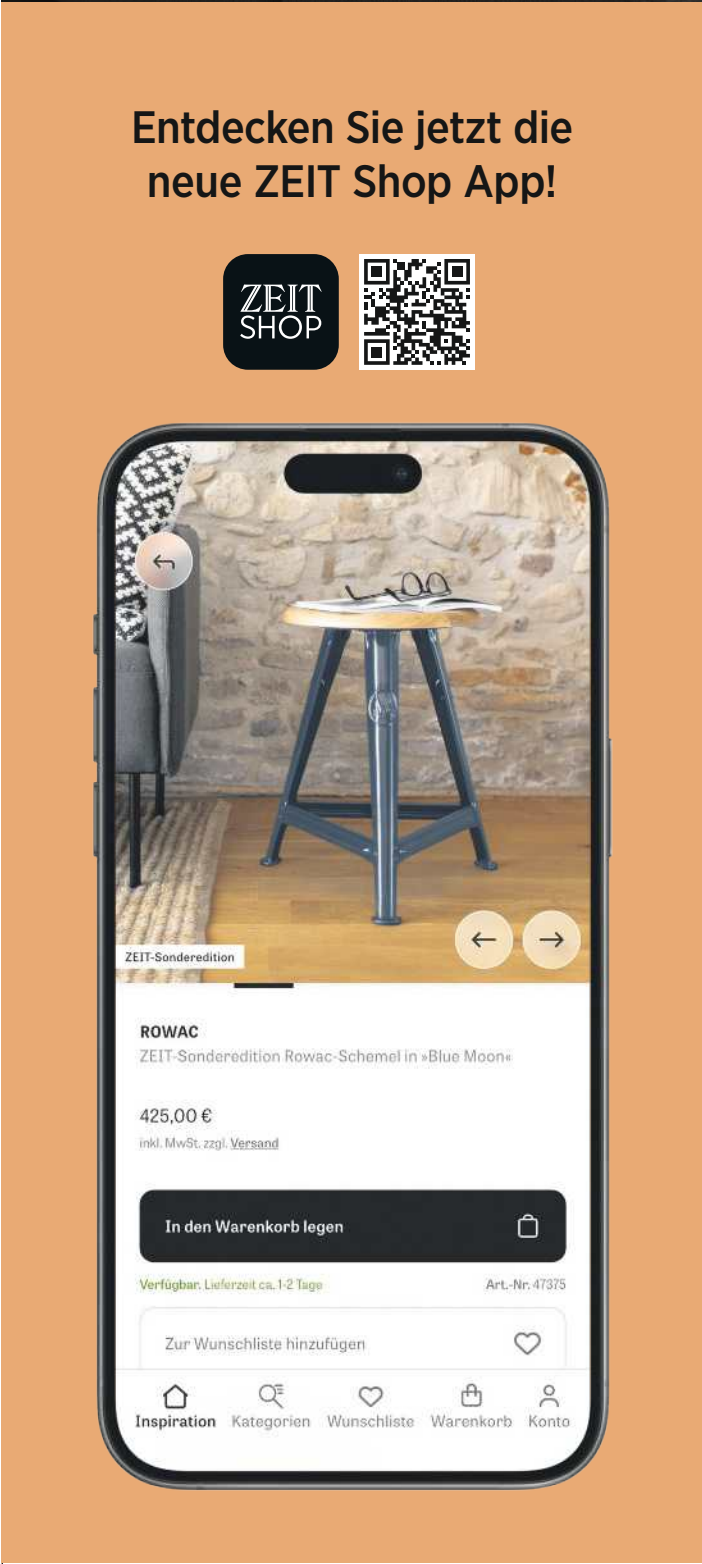
FIELD BAR

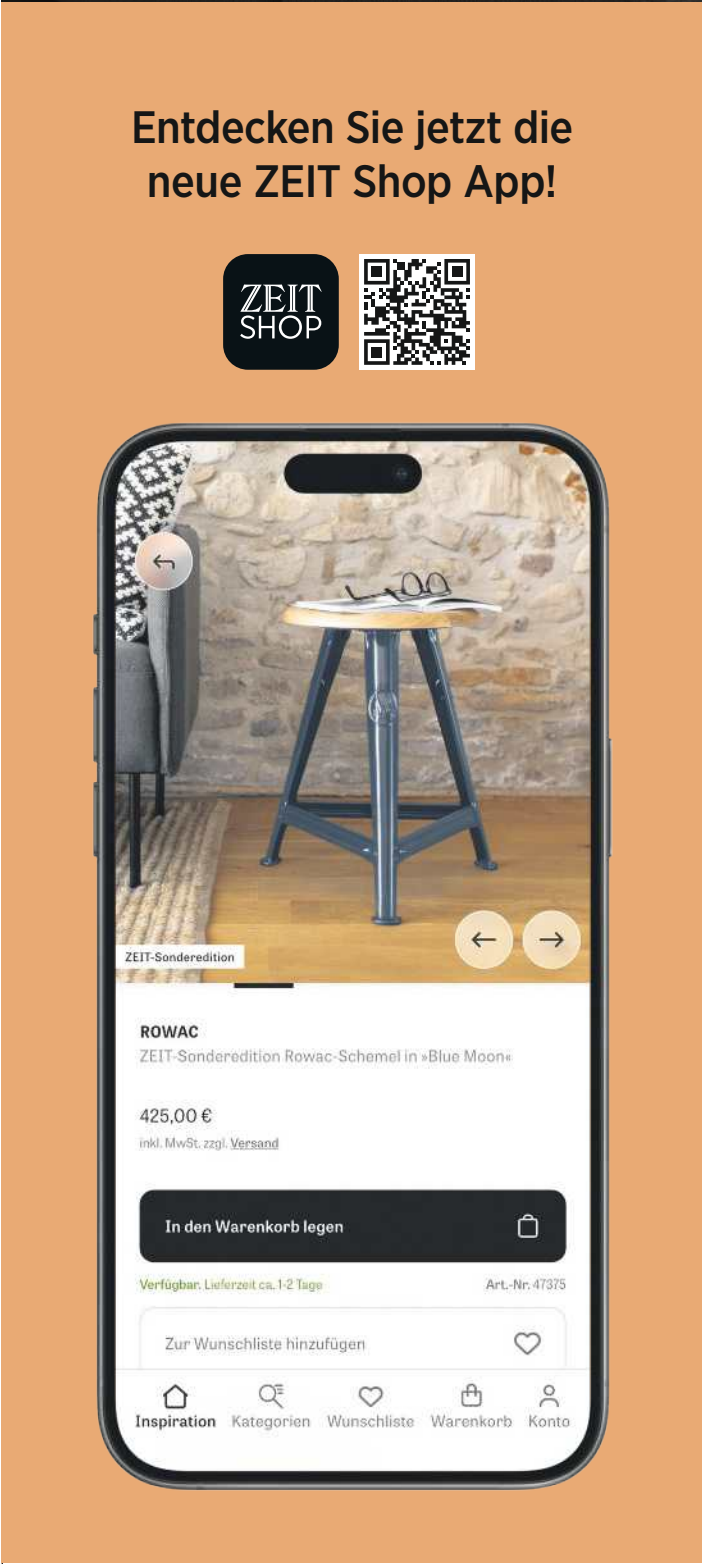
»Kühlbox«

Moderner Kühler. Strapazierfähig, vielseitig und bequem zu tragen | Mit 50 Stunden Champagnerkalt-Leistung

199,00 €* | Bestell-Nr. 47682

Entdecken Sie jetzt die neue ZEIT Shop App!







ZEIT-EDITION

»kurz & gut«

Die 9 besten kurzen Romane der modernen Weltliteratur: intensive Leseerlebnisse, kompakte Handlungen, verstaubar auch im kleinen Gepäck

89,90 €* | Bestell-Nr. 44853



Valentine Benoist

»London. Eine Augenreise«

London entdecken: atmosphärische Fotos, Insiderwissen & Touren für Ihre nächste Reise

32,00 €* | Bestell-Nr. 51099



MÜHLE-GLASHÜTTE

ZEIT-Sonderedition »Panova Grau«

Ein einzigartiges Sammlerstück und persönliches Unikat: auf dem Gehäuseboden nummeriert und mit individueller Gravur

1.300,00 €* | Bestell-Nr. 49294



MANOPOULOS

»Reise-Backgammon«

Handgefertigtes Reise-Backgammon aus edlem Kunstleder | Mit 30 Olivenholz-Steinen

119,00 €* | Bestell-Nr. 46161



WEISHÄUPL

»Set Badehandtuch«

Kuschelbunt: zwei riesige Luxusbadehandtücher im Multicolor-Streifendesign

149,00 €* | Bestell-Nr. 47685



HAROLD'S LEDERWAREN

ZEIT-Sonderedition Travelbag »Toro«

Speziell für DIE ZEIT gefertigt: pflanzlich gegerbtes Rindleder, handgefertigt in Deutschland – zeitlos edel

399,00 €* | Bestell-Nr. 45293

Wer sich als Amateur die Rennstrecke von Roubaix zumutet, wird geschüttelt und gerührt – von Kopfsteinpflaster und tollen Zuschauern

VON HENNING SUSSEBACH

HELDENREISE

Wenn drei Männer aus drei entlegenen Erdteilen an einem unscheinbaren Ort in Nordfrankreich zusammenkommen, muss dort etwas Außergewöhnliches passieren – und so ist es auch: Chad aus Colorado, USA, Andrew aus Melbourne, Australien, und Eduardo aus Bogotá, Kolumbien, sind nach Roubaix gereist, um dort Teil einer Tradition zu werden, der die Stadt ihren Namen gab.

Seit weit mehr als einem Jahrhundert endet im Velodrom des Ortes direkt an der Grenze zu Belgien das Radrennen Paris–Roubaix, eine Hatz über 258,3 Kilometer Feld- und Waldwege, davon 54,8 Kilometer Pflasterstein. Bis hinteres Komma ist dieser Parcours Mythos und Martyrium, er gehört zu Europas fünf »Monumenten des Radsports«, allesamt Eintagesrennen, die schon vor dem Ersten Weltkrieg ausgetragen wurden. Die Jagd nach Roubaix startet immer am zweiten Sonntag im April, der Termin ist so unverrückbar wie Weihnachten und Ostern.

Nun, im April 2026, sind Chad, Andrew und Eduardo, drei mittelalte Männer aus drei Kontinenten, nicht angereist, um sich mit den Profis zu messen. Am Tag vor dem Rennen dürfen Amateure einen Teil der Strecke abfahren. 7.500 Menschen aus 53 Nationen haben sich angemeldet. Jeder darf mitmachen, es gibt weder Fitnessstest noch Zeitnahme. Der Andrang ist so groß, dass die Startplätze schon vor Monaten ausverkauft waren.



Seit 1896 ist Paris-Roubaix ein Mythos. Am Tag vor dem Profis startet ein zweiter Wettbewerb: Wirklich jeder darf mitfahren

Chad, Andrew und Eduardo kennen sich nicht und werden sich im Gewusel vermutlich nie begegnen, aber sie empfinden alle drei ähnlich auf ihrem Weg zum Start.

»Ich weiß, einmal über den Atlantik ist sehr weit für ein Rennen«, sagt Chad, der Amerikaner. »Aber bei mir zu Hause gibt es so etwas nicht.«

»Ich fahre den Erinnerungen meiner Jugend hinterher«, sagt Eduardo, der Kolumbianer. »Ich saß immer am Radio, wenn die Übertragungen aus Europa liefen.«

»Das Rennen ist so alt«, sagt Andrew, der Australier. »Für mich ist es der Beweis, dass einiges in unserer verrückten Welt doch Bestand hat.«

Und dann sind sie fort, Teil einer Menge aus knallbunten Trikots, trappelnden Klickschuhen, sirrenden Rädern, einige jubelnd, andere schweigend, jeder auf seine Weise aufgeregter oder gerührt, weil Paris–Roubaix die vielleicht traditionsreichste all der traditionsreichen Sportveranstaltungen ist, wie es sie in dieser Menge nur in Europa gibt: Die Vierschanzentournee der Skispringer. Die Abfahrtsrennen von Garmisch, Kitzbühel, Cortina. Die Fußballderbys wie in Glasgow, wo nicht bloß Rangers gegen Celtic spielen, sondern Protestanten gegen Katholiken. Die halbe Welt will bei diesen Wettkämpfen dabei sein, wenigstens auf der Tribüne – und noch lieber als Sportheld für einen Tag. Etwa, wenn die Nordschleife des Nürburgrings für normale Autofahrer geöffnet wird. Oder eben, wenn die härteste Rennradroute Nordfrankreichs abgesteckt ist.

Bei Paris–Roubaix ragt besonders viel Vergangenheit ins Jetzt, als Materie sogar. Die Pflastersteine. Einige Passagen, über die Chad, Andrew, Eduardo und all die anderen jagen, stammen aus der Zeit Napoleons, haben zwei Weltkriege überstanden und boten Radsportgrößen wie Fausto Coppi, Eddy Merckx und Bernard Hinault eine Bühne.

Es wäre ein Unding, Radfahrer während eines Rennens zu fragen, was ihnen angesichts dessen durch den Kopf geht, auch am Jeder-



mann-Samstag von Paris–Roubaix. Doch das ist auch nicht nötig. Viele Teilnehmer vergangener Jahre haben ihre Eindrücke in Internetforen protokolliert.

Ludwig: »Es ist ein Zitterstart. Wie ein kaputtes Hochleistungs-Morse-Gerät schlottern meine Zähne unkontrolliert aufeinander. Die Nachricht von meinem Kleinhirn an mein Großhirn ist deutlich: Junge, du bist völlig verrückt!« Patria: »Ich habe zwei Hosen übereinander angezogen, weil ich keinen schlechten Tag riskieren will.« Moritz: »Ob ich diesen Höllenritt überstehe?«

Das erste Rennen fand 1896 statt und war eigentlich als einmalige Werbeaktion gedacht. Roubaix galt als »Stadt der tausend Schornsteine«. Textilfabriken auf engstem Raum. Um die Arbeiter bei Laune zu halten, bauten zwei Unternehmer ein Velodrom. Radsport fand damals auf Rundkursen statt, angelegt wie Pferderennbahnen. Die Idee der Fabrikanten war nun, mit einem Straßenrennen aus der Hauptstadt Paris ins kleine Roubaix für ihre neue Sportstätte zu werben. Rund 50 Verwegene traten an. Es gewann Josef Fischer, ein Deutscher, der seinen Bart in Form eines Lenkers gezwirbelt hatte. Die letzte Runde im Velodrom drehte er mit einem Glas Sekt in der Hand, so groß war sein Vorsprung. Fischers ärgster Konkurrent war unterwegs von einem Hund angefallen worden.

Seither nähren Jahr für Jahr neue Anekdoten den Mythos. 1919 führen die Teilnehmer um Sieger Henri Pélessier durch eine verwüstete Landschaft, in der Region waren während des Ersten Weltkriegs die furchtbarsten Schlachten geschlagen worden. »Es gibt keinen einzigen Baum«, berichtet ein Journalist in jenem Jahr, »ein Granatloch nach dem anderen. Das Einzige, was sich in dieser aufgewühlten Erde abhebt, sind die Kreuze mit ihren Bändern in Blau, Weiß und Rot. Es ist die Hölle.« Seitdem wird das Rennen Die Hölle des Nordens genannt.

1934 ging das Rad des Führenden Roger Lapébie kaputt, seine Verfolger zogen vorbei. Lapébie überbrückte mit dem Damenrad einer Zuschauerin, kämpfte sich dann, erneut auf einem Rennrad sitzend, zurück an die Spitze, kreiste als Erster durchs Velodrom und wurde disqualifiziert, weil die Regeln damals Materialwechsel verboten.

1985 fluchte der Niederländer Theo de Rooij: »Dieses Rennen ist ein Witz. Du schufst wie ein Tier. Du bist bis zur Schulter voll Schlamm. Du hast nicht mal Zeit zu pinkeln, sondern machst dir in die Hose. Es ist ein Haufen Scheiße. Es ist das wundervollste Rennen der Welt.«

2006 brach dem Amerikaner George Hincapie zunächst der Lenker, dann die Schulter.

Die ersten knapp einhundert Kilometer sind nicht das Problem. Aber dann kommt das Kopfsteinpflaster. Wieder und wieder, in un-



terschiedlich komplizierten Kategorien. Hinter einem stillgelegten Bergwerk, im Wald von Arenberg, wartet die wohl schlimmste Marter. Eine enge Gasse, die Steine spitz, ohne Rhythmus, ohne Gnade.

Marc: »Ich fuhr (...) mit Dampf in den Sektor und kurz darauf stand ich am Wegesrand und legte meine abgesprungene Kette wieder aufs Kettenblatt.« Patria: »Oft waren zehn oder mehr Personen damit beschäftigt, ihre platten Reifen zu wechseln.« Tobias: »... eigentlich unfahrbar ...« Moritz: »Nach gut einer Stunde (...) erreichen wir die erste von insgesamt drei Verpflegungsstationen. (...) Ich bin erstaunt, wie lang die Schlange vor dem Zelt der Sanitäter ist.«

Auch an diesem Aprilsamstag 2026 fliegen Trinkflaschen aus den Halterungen, springen Ketten ab, platzen Schläuche – aber der Weg durch den Wald ist gesäumt von Freunden und Verwandten, viele mit Luftpumpen, Flickzeug, Werkzeugkisten. Die meisten Starter sind Männer, das Klatschpalier ist mehrheitlich weiblich. Im Sekundenmoment gegenseitigen Erkennens rufen Kinder aufgeregt »Papa!«. Eine Frau schwenkt ein Schild mit der Aufschrift: »PAUL! Surviv aux pavés, le mariage arrive!« Sind die Steine überlebt, folgt die Hochzeit.

Auf den Feldwegen in Richtung Roubaix entstehen immer wieder jene zeitlosen Bilder, die auch Chad, Andrew und Eduardo angelockt haben: Ob 1926 oder 2026, bei Regen werden die Fahrer zu Skulpturen aus Schlamm, bei Sonne werden sie mit Staub paniert. Es ist Frühling, Bauern pflügen ihre Äcker, die Böden liegen brach, der Sand lässt die Zähne knirschen, und jeder Fahrer verwandelt sich in ein erdfarbenes Denkmal seiner selbst.

Aber es geht um mehr als ums Ego. Vor dem Start hatte Eduardo erzählt, er arbeite in Kolumbien für eine Organisation namens Gracias a la bici, Dank ans Fahrrad. Er reparierte alte Räder und verschenke sie an Arme, dazu an Frauen und Mädchen, um ihnen Mobilität zu ermöglichen. Das hat mit Paris–Roubaix insofern zu tun, als dass viele der legendären Sportveranstaltungen Europas eine solidari-



sche, proletarische Komponente haben. Fußballklubs wie Manchester United, der FC Liverpool oder Schalke 04 wuchsen in Arbeiterstädten. Und das Fahrrad, stählernes Nebenprodukt der Industrialisierung, wurde in den Kohle- und Stahl-Revieren zur Freiheitsmaschine, zum Revolutionsvehikel. Mit seiner Hilfe verteilten Gewerkschafter Streikaufrufe schneller, als die Polizei erlaubt. Frauen, denen zunächst vom Radeln abgeraten wurde, weil sie breitbeinig auf dem Sattel saßen statt im Damensitz, legten ihre Röcke ab und stiegen in Hosen.

Zwar sind auch Europas Sportereignisse längst kommerzialisiert, manchmal dopingverseucht, an Investoren verschertelt. Starter wie Chad, Andrew und Eduardo haben 90 Euro Antrittsgeld, Interkontinentalflüge und überteuerte Hotel- und Privatzimmer in einer ausgebuchten Stadt bezahlt. Reiseveranstalter bieten Komplettpakete an, Leihrennrad und Essenspakete inklusive. Doch man kann diese Kosten zu einer Kulturabgabe umdeuten. Anders als in Nordamerika, wo Vereine austauschbare Disney-Namen wie »Panthers«, »Penguins« oder

»Falcons« tragen, ist da in Europa oft ein Kern, der verteidigt wird. Von Fans, von Teilnehmern, von einem größeren Wir.

So ist eine Freiwilligen-Armee der Amis de Paris–Roubaix, Freunde des Rennens, Wochen vor dem Start bei Schnee und Regen die Strecke abgelaufen und hat neue Steine dort eingesetzt, wo alte als Souvenirs gestohlen wurden. Vor allem Rentner schleppten fünf Kilogramm schwere Brocken durch spröde Gegend und schabten Gras aus den Fugen.

17 Kilometer vor dem Ziel steht der letzte harte Sektor an. Noch einmal Rüttelstrecke, nun nicht im Wald, sondern in schutzloser Weite. In diesem Jahr knallt die Sonne, und harscher Gegenwind macht es den Freizeitfahrern noch schwerer. Ihre Gesichter sind inzwischen ausdruckslos, die Augen leer, die



»Es ist ein Haufen Scheiße. Es ist das wundervollste Rennen der Welt«, kommentiert ein Teilnehmer

Tritte langsam. Während die Profis das Rennen mit mehr als 45 km/h im Durchschnitt bestreiten, quälen sich die Jedermannen an dieser Stelle allenfalls im halben Tempo. Eine endlose Karawane farbiger Punkte in der Ebene, irgendwo auch Chad, Andrew und Eduardo.

Ludwig: »Verkrampfte Unterarme, vor Schmerzen deformierte Gesichter überall – meins inklusive.« Torsten: »Unendliche Agonie des Gerüttels und Geprügels.« Marten: »Wenn man will, dass es vorbei ist, dauert es sogar noch länger.«

Aber das Wir zieht, schiebt, hilft. Auf einem Acker steht eine Frau namens Natalie mit einem Plakat für Mann und Sohn: »Im Ziel gibt's Bier!« Ein Simon hat »Allez Adrien!« auf einen Fetzen Pappe geschrieben, mit absichtlich verwackelten Buchstaben. »Ich dachte mir, bei dem Gerüttel sieht er die Schrift so viel leicht wieder scharf.«

Je näher Roubaix rückt, desto mehr Menschen drängen sich entlang der Pfade. Den lautesten Beifall spenden sie den wenigen Frauen und Jugendlichen auf der Strecke. »Allez!«, »Bravo!«. Applaus für Freunde wie Fremde. Jubel für jeden, ausnahmslos. So wird mitten im nordfranzösischen Nichts offenbar, zu wie viel Harmonie der Mensch doch fähig ist.

Stu: »Ich fühlte mich wie ein Held, als ich an den jubelnden Leuten vorbeifuhr.«

Weil in den 1960er-Jahren in Frankreich immer mehr Straßen asphaltiert wurden, wird das Rennen seit Langem nicht mehr in Paris gestartet, sondern weiter östlich, in der Provinz, wo noch mehr Kopfsteinpflaster erhalten ist. Der Parcours endet nach wie vor in Roubaix. Eine letzte, scharfe Rechtskurve, dann öffnet sich die Rundbahn des Velodroms, und auf den Tribünen feiern schon Tausende, alle Teil von etwas Großem, etwas Gemeinsamem.

Christian: »Bereits wenn man von der Hauptstraße nach rechts abbiegt, stellen sich einem die Nackenhaare auf.« Angefixed: »Ich reiße die Arme hoch, weil ich irgendwie das Gefühl habe, dass man das so macht.« Marten: »Gänsehaut von Kopf bis Fuß.«

Und das alles einen Tag bevor das eigentliche Rennen beginnt.

Henning Sussebach, 54, ist verantwortlicher Redakteur für Reportagen der ZEIT

EUROPA, WAS BIST DU SCHÖN!

IN DER STADT

Thea Dorn verhandelt in Athen, Cornelius Pollmer wird Römer,
Édouard Louis verliebt sich in Paris, Richard Sennett erklärt London,
Clemens J. Setz führt durch Wien und Marlene Knobloch jubelt in Budapest



Foto: Marco Argüello/Connected Archives

Istanbul, Türkei

»Ich sah einen alten Mann Möwen füttern und fragte, ob es ihn stören würde, wenn ich ein Foto machen würde. Gemeinsam blickten wir über die Dächer und die Süleymaniye-Moschee in Richtung Goldenes Horn und Bosphorus. Es beeindruckte mich, wie Europa und Asien hier ineinanderfließen«

Foto und Text: Marco Argüello



Der Stock mit dem Averna

Über Flohmarktfunde und das Sammeln von Geschichten – eine sizilianische Lektion

VON JANNA MARIA NANDZIK

Modica, Sizilien. Ein Sonntag im August. Der Kalkstein der Barockfassaden glüht. Die kleine rote Eisenbahn fährt Touristen über den Corso Umberto I, vorbei an der Bar Sicilia, wo die älteren Herren am Vormittag bei Zigaretten und Kartenspielen zusammensitzen. Gleichzeitig hat hinter dem Kreisverkehr das eigentliche Spektakel begonnen: der Mercatino dell'Antiquariato.

Die ganze Viale Medaglia d'Oro entlang haben die Händler ihre Schätze aufgebaut. Madonnenbilder, Bakelittelefone, kistenweise Kassetten mischen die Callas mit Little Tony und Italo-Disco. Zwischen Spitzendecken, Olivetti-Schreibmaschinen und *L'Europeo*-Ausgaben aus den Sechzigern entdeckte ich Formelle, antike Keramikformen für Gelees und Süßigkeiten, in denen ich heute in Berlin meinen Schmuck aufbewahre.

Die Leidenschaft für alte Dinge hat mir meine Mutter vererbt. Dabei interessierten sie weniger Provenienzen als vielmehr Gegenstände, an denen man besonders gut »entlang-erzählen« konnte. Auf Flohmärkten zog es sie immer zu rustikalen Relikten ihrer nord-deutschen Kindheit. In ihren Geschichten erweckte sie ihre skurrilen Funde zu neuem Leben. Eine kleine Seekiste, die penetrant nach Teer und alten Tauen roch, taufte sie »Stinkebox«. Sie hielt sie neugierigen Kindern unter die Nase und erfand ein ganzes Seemannsschicksal um den eigenwilligen Geruch herum.

Daran denke ich auf dem Mercatino in Modica. An die untrennbare Verbindung des

Sammelns alter Gegenstände und des Sammelns von Geschichten. Erkundige ich mich nach der Herkunft einer rostigen Kaffeemühle, erhalte ich eine Tragödie in drei Akten über eine *nomma* aus Enna, die mit dieser Mühle den besten Kaffee der Insel mahlte, bis ein missgünstiger Nachbar sie mit dem *malocchio*, dem bösen Blick, belegte.

Kaum ein Gegenstand, der nicht einen *cuntu*, eine mündliche Erzählung, heraufbeschwört. Bekanntestes Beispiel die Testa di Moro, die durch *The White Lotus* zu neuer Berühmtheit gelangte. Die Keramikköpfe erinnern an die Legende einer Sizilianerin, die aus Rache den Kopf ihres maurischen Liebhabers abschlug und ihn als Basilikumtopf auf ihren Balkon stellte. Weil die Kräuter darin so prächtig wuchsen, wollte bald das ganze Viertel mithalten und ließ sich tönerner Nachbildungen anfertigen. So wurde aus einem Mord aus Leidenschaft ein Dekotrend. Das Wort für Nippes lautet auf Italienisch zärtlich *ninnoli*, ein Begriff, der auch kurze Erzählungen bezeichnen kann.

Die Mittagssonne steht nun im Zenit. Händler dösen auf Klappstühlen. Straßenzwischen Kisten voller Bücher hindurch. Mich fasziniert ein *bastone da passeggio*, ein Gehstock mit einem Messingknopf in Form eines Windhundes. Der Verkäufer zwinkert mir zu. Das sei früher ein *bastone animato* gewesen, mit verborgenem Degen zum Schutz auf den dunklen Treppen von Modica Alta. Mit einer routinierten Bewegung schraubt er den Hundekopf ab. Doch statt einer Klinge erscheint

ein schmales Glasröhrchen, fest im Schaft versenkt und randvoll mit einer dunklen, sirupartigen Flüssigkeit. »*Ecco*«, flüstert er, »ich habe ihn modifiziert. In den *bastone Amaro Averna*. Wenn die Sonntagsmesse sich zieht und der Pfarrer kein Ende findet, leistet der Hund treue Dienste. Heilige Medizin.« Er klopft mit der Spitze des Stocks auf den Asphalt und reicht ihn mir herüber. Gekauft – samt Story.

Einer der Entstehungsmythen von Sizilien geht so: Drei Nymphen reisten durch die Welt, begeistert von allem Erlesenen. In den Falten ihrer Gewänder sammelten sie die edelsten Samen, die ergiebigste Erde, glitzernde Steine und Sand aus jedem Winkel des Planeten. Als sie den schönsten Platz unter der Sonne fanden, tanzten sie immer wilder und ließen all ihre gesammelten Schätze ins Meer fallen. Daraus erhob sich die *Trinacria*, die dreieckige Insel Sizilien. Genau genommen ein Land, erschaffen aus den besten *ninnoli* aller Länder.

Vielleicht sind wir am Ende alle nur Nymphen mit zu großen Taschen, wir ziehen umher und heben hier eine Kaffeemühle, dort einen Schluck Averna, eine Stinkebox, ein Heiligenbild oder eine Erinnerung auf. Die besten Geschichten scheinen die zu sein, die man in den Händen halten kann. Doch noch mehr Freude macht es, wenn man sie weitergibt.

Janna Maria Nandzik, 46, ist Autorin und Regisseurin, sie schrieb an der Netflix-Serie »Die Kaiserin« mit



Darf es ein geräucherter Lachs mit Ei sein?

Madrid statt Barcelona

Architektur wie eine Dauerausstellung, Parks wie eigene Welten und ein Lebensgefühl, das überrascht

VON CHRISTOPH AMEND

Vielleicht liegt es an Barcelona. Dieser Stadt, die für die Olympischen Spiele Anfang der Neunziger ihr Gesicht veränderte, so umgebaut wurde, dass ihr Blick jetzt zum Meer geht. In den Neunzigerjahren zog sie erst junge Menschen aus der halben Welt an, die hier ihr Glück suchten, es folgten die Touristinnen und Touristen, das Musikfestival Sónar wurde zu so etwas wie der spanischen, Pardon, katalanischen Loveparade. Es war die Zeit, in der Barcelona und Berlin darum wetteiferten, welche Stadt in Europa am aufregendsten war. Madrid hingegen, die stolze Hauptstadt Spaniens, einst erbaut auf einer Anhöhe knapp 700 Meter über dem Meeresspiegel und 360 Kilometer von der nächsten Küste entfernt, geriet für manche Reisende in Vergessenheit.

Als ich im vergangenen Jahr zum ersten Mal länger in Madrid war, hat mich die Stadt schon bei den ersten Spaziergängen überrascht. Weniger ihre drei berühmten und sehenswerten Museen, das Museo del Prado, das Museo Nacional Centro de Arte Reina Sofia und das Museo Thyssen-Bornemisza, weniger auch das Stadion der Königlichen, des Fußballvereins Real Madrid, das mitten in der Stadt liegt und nicht irgendwo am Rand wie, sagen wir, im ähnlich fußballbegeisterten München. Was mich fasziniert hat, ist diese einmalige architektonische Mischung aus Barock, Jugendstil und Brutalismus, die Haus auf Haus auf Haus folgt, nebeneinander, miteinander. Immer wieder will man einfach nur stehen bleiben und staunen, beispielsweise über die »Villen im Himmel«, die der Architekt Francisco Javier Sáenz de Oiza in den Sechzigerjahren aus Beton gebaut hat. Oder über die rot-goldene Fassade des Teatro Infanta Isabel, das 1906 als Kino gebaut und später als Theater betrieben wurde. Anders gesagt: Die Architektur von Madrid ist die selbstverständlichste, permanente Ausstellung der Stadt, und der Eintritt ist frei.

Spaziert man weiter – und Madrid ist eine Stadt, die man entspannt zu Fuß erleben kann –, landet man immer irgendwann in ihren Parks. Diese elegant geschnittenen Bäume und Büsche! Man will sie umarmen, sich in sie hineinfallen lassen. Und wer das erste Mal nichts ahnend (wie ich bei meiner zweiten Reise nach Madrid in diesem Jahr) in den Retiro-Park hineinläuft, angelegt im 17. Jahrhundert, erlebt, dass ein Park eine Welt für sich sein kann, so wie der Central Park in New York oder der Hyde Park in London. Auf dem großen Teich des Retiro-Parks, dem Estanque Grande, rudern die Menschen gemütlich in blau-weißen Booten, die man sich ausleihen kann. Jugendliche lernen Kanufahren, Familien schlendern drum herum, Jogger laufen am Palacio de Velázquez und am Palacio de Cristal und an den Tausenden Rosen vorbei, die im Frühling blühen.

Einer, der meine Begeisterung für Madrid teilt, ist der Schweizer Kurator Hans Ulrich Obrist, der künstlerische Leiter der Serpentine Gallery in London. Seit einigen

Jahren kuratiert er regelmäßig Ausstellungen in Madrid. Und er beobachtet, dass sich Madrid verändert, dynamischer wird, wie er es formuliert. »Zum einen kommen sehr viele Menschen aus Süd- und Lateinamerika in die Stadt, auch Investitionen von dort, andererseits hat die Stadt eine hohe Lebensqualität«, sagt er. »Und die Reina Sofia hat mit Manuel Segade einen neuen Direktor, der sehr viel Energie mitgebracht hat. Ich habe mir dort die Neuhängung der Sammlung angesehen, man hat jetzt einen ganz neuen Blick auf die Werke. Es wird auch gezeigt, wie in der Zeit des Franco-Regimes eine Picasso-Ausstellung zerstört wurde.« Und klar, die Stadt liegt weit weg vom Meer, hat mir Hans Ulrich Obrist erzählt, als ich ihn für seine *Weltkunst*-Kolumne interviewt habe, doch »das Wetter ist trotzdem gut«.

Mein Lieblingsmuseum in Madrid ist weniger berühmt, aber umso sehenswerter. Das Museo Nacional del Romanticismo wurde in den 1920er-Jahren eröffnet und zeigt nicht nur die Kunstsammlung des Marquis von Vega-Inclán, sondern auch seine Möbel, die Einrichtung der Räume, in denen er gelebt hat. Es ist eine Zeitreise in die Welt des spanischen Großbürger-tums. Allein die prächtigen Vorhänge!

Und die Restaurants? Man kann, auch wenn man essen geht, beide Madrids erleben, das historische und das neue, dynamische. Und Madrid lässt sich sogar von Barcelona inspirieren! Die Weinbar Masa aus der katalanischen Hauptstadt hat jetzt auch ein Restaurant in Madrid eröffnet, die Einrichtung kühl und aus Metall, die Stimmung warmherzig, was nicht nur an dem jungen, freundlichen Personal liegt, sondern auch an der Musik, die im Masa vom Plattenspieler kommt, die Betreiber lieben Vinyl und Naturwein gleichermaßen. Oder Sie gehen ins Lhardy, das 1839 eröffnet wurde und noch immer den Geist des 19. Jahrhunderts atmet, im ersten Stock das Restaurant, im Erdgeschoss das Bistro. Bestellen Sie auf jeden Fall die Vorspeise, die so heißt wie das Restaurant: geräucherter Lachs mit Ei.

In Madrid leben heute 3,5 Millionen Menschen, und wenn man durch die Stadt spaziert, kann es einem passieren, dass man im Kopf das wohl größte Kompliment durchspielt, das man als Besucher einem Ort machen kann: Wie wäre es eigentlich, hier zu leben? Denn Madrid strahlt eine eigentümliche Ruhe aus, eine Eleganz, eine Selbstverständlichkeit, es wirkt dabei weniger hektisch als London und offener als Paris. Und es liegt zwar nicht am Meer wie Barcelona, aber wer braucht das schon, wenn er an einem warmen Frühlingstag im Retiro-Park die Ruder in die Hand nimmt und das kleine Boot langsam über den Estanque Grande lenkt.

Christoph Amend, 52, ist Editorial Director der ZEIT und Gastgeber der Podcasts »Und was machst du am Wochenende?« und »Alles gesagt?«

Madrid im Film

In Pedro Almodóvars »Parallele Mütter« spielt das Café Moderno die heimliche Hauptrolle (sorry, Penélope Cruz!). Setzen Sie sich an einen der sonnigen Tische, beobachten Sie das Treiben auf der Plaza – Sie werden Ihren ganz eigenen Film sehen

ANZEIGE

Die schönsten Seiten der Kunst



Tauchen Sie ein, in die faszinierende Welt der Kunst. Von den alten Meistern bis zur Gegenwart – erleben Sie mit der WELTKUNST jeden Monat die spektakuläre Fülle künstlerischen Schaffens. Für Kunstkenner und alle, die es werden wollen. Lesen Sie eine Ausgabe gratis:



www.zeit.de/wk-dz
+49-40/42 23 70 70*
*Bitte Bestellnummer angeben: 2183578

Jetzt gratis sichern!

Die Ehre unserer Stadt

Alle Wege führen hin, nur er war noch nie da: CORNELIUS POLLMER stellt sich in Rom seinem Trauma.
Vom Stadion-Shuttle bis zum Petersdom – die Geschichte einer Römerwerdung

Meine Einbürgerung erfolgt spontan und an einer Bushaltestelle. Keine 24 Stunden hat es gedauert, um aus mir, dem Touristen und Neuankömmling, einen geradezu glühenden Römer zu machen. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich diese Stadt besucht, in die angeblich alle Wege einmal führen. Nie zuvor hatte ich mir Gedanken über Rom gemacht oder gar Gefühle für diese Stadt entwickelt, von solchen der Sehnsucht ganz zu schweigen. Und jetzt? Jetzt stehe ich bei einem Pulk aufgebrachter Männer an der Viale Giulio Cesare und versuche nicht aufzufallen, weil aufzufallen in Gegenwart einer Gruppe aufgebrachter Männer leider nie eine gute Idee ist. Auch ich habe den rechten Arm jetzt also ausgestreckt und den zugehörigen Mittelfinger gleich mit. Auch ich pöbele jetzt eine Kolonne vorbeifahrender Busse an. Und warum? Weil meine aufgebrachten Mitbürger und ich die Ehre der Stadt verletzt sehen. Die Ehre unserer Stadt.

Es ist ein Sonntagabend im Frühling, in einer Stunde beginnt das Spiel von Lazio Rom gegen die AC Milan. An die Haltestelle hatte ich mich begeben in Erwartung eines Busses der Linie 32, der mich zum Stadio Olimpico bringen würde. Aber jetzt kommt nur die Kolonne, von der Polizei eskortiert, jedes Shuttle vollgestopft mit schwarz verummten Gästefans. Sie quetschen sich an die Busfenster, ballen ihre Fäuste und versuchen sich in gestischen Andeutungen dessen, was in der italienischen Bezeichnung *fellatio* eindeutig schöner klingt, als es in diesem Fall aussieht. Erster Gedanke des deutschen Reporter-Chamäleons inmitten von Lazio-Fans an der Haltestelle: Die meinen uns! Deswegen die ausgestreckten Arme, deswegen die Mittelfinger, deswegen nun auch noch gestische Andeutungen dessen, was in der italienischen Bezeichnung *masturbazione* ungefähr so klingt, wie es in den allermeisten Fällen auch aussehen dürfte.

Oder, noch mal kurz zusammengefasst: *Mamma mia*, Männer!

Dass ich offenbar über Nacht zum Neutrömer geworden bin, ist auch insofern überraschend, als Rom für mich lange eine Art verbotene Stadt gewesen ist, ein für Normalbürger wie mich abriegeltes Weltzentrum. Das hat, kein Witz, ausschließlich mit der Komödie *Go Trabi Go* zu tun. Deren weithin vergessener Verweistitel – »Die Sachsen kommen« – mag heute selbst für mich als Dresdner einen unmittelbar bedrohlichen Beiklang haben. Vor 35 Jahren beschrieb er schlicht die so schöne wie klamaukige Grundidee des Films: Die Familie von Udo Struutz aus dem notabene in Sachsen-Anhalt gelegenen Bitterfeld nutzt die neue Freiheit des Sommers 1990, um im himmelblauen Trabi gen Italien zu fahren. Mangels Autoatlas erfolgt die Routenplanung mithilfe von Goethes *Italienischer Reise*, wobei Bildung eben nicht vor Unbeholfenheit schützt. Vieles geht dann jedenfalls schief, und doch landet Familie Struutz schließlich in Rom.

Gegen den Film ist an sich nichts zu sagen, er ist eine okaye Groteske über die nachvollziehbare Abenteuer- und Reise lust meiner seinerzeit frisch ausgemauerten Landsleute. Und doch habe ich mich für *Go Trabi Go* immer ein bisschen geschämt, präziser: nicht für den Film selbst, sondern für das darin abgebildete Talent nicht nur ostdeutscher Touristen, sich bei erstbestener Gelegenheit im Ausland komplett zu blamieren.

Nur leicht zugespitzt war es für mich viele Jahre so: Ich konnte weltgewandt durch aller Herren und Damen Länder tanzen, Champagner in finnischen Rauchsauen trinken und lässige Cocktailempfangsgespräche über den Dächern von West Hollywood führen. Ich konnte auch fast sämtliche europäischen Hauptstädte bereisen, inklusive Fischvergiftung in Lissabon, Schlittschuhlaufen in Tallinn, dann doch nicht kiffen in Amsterdam. Nur auf Rom lag gefühlt ein Fluch, Rom war tabu aus der unterschwelligen, wiewohl konkreten Angst, dort und nur dort würde ich bei Ankunft sofort zum hinterwälderischen Volltrampel.

Die erste Romreise meines Lebens ist also kein klassischer Tourismus, sie ist vielmehr Traumabewältigung. Und sie beginnt, wie erwartet, mit Verunsicherung. Ein paar mal fast totgefahren werde ich wegen meines anfänglich blinden Vertrauens, römische



Foto: Cristina Rey/Kinzing

Alle Wege führen über die Spanische Treppe und von Statue zu Ruine zu Kapelle – all you can feet

Zebrastrreifen verfügten gegenüber Autofahrern über dieselbe Autorität wie deutsche. Angestarrt wiederum werde ich, wenn ich unterwegs orientierungslos stehen bleibe an Stellen, die alle anderen – sich ihres Zieles gewiss – in eleganter Eile passieren. Und als veritable Niederlage ist jener Ausflug nach Trastevere zu verbuchen, bei dem ich ein schönes Abendessen lang glaube, ihn tatsächlich gefunden zu haben, den berühmten kleinen Geheimtipp-Italiener in einer pittoresken Gasse. Beim Gehen stellt sich der kleine Italiener zunächst als ein sehr großer Italiener heraus, in einer Art Außenposten der Außenbewirtung hatte ich das nur nicht ahnen können. Und später, beim Googeln im Hotel, erweist sich der sehr große Italiener als Kette gleich mehrerer sehr großer Italiener. Nicht ganz McDonald's, aber es geht in die Richtung.

Eine Niederlage kann immer auch ein Wendepunkt sein – für mich besteht er an diesem Abend in einer befreienden Einsicht: Als Spätentdecker werde ich in diesem Leben ohnehin kein intimer Romkenner mehr. Ich weiß von Kollegen, die per Du sind selbst mit den kleinsten Stadtkirchen, die Freunde in Rom haben, wenigstens aber Lieblingslokale und Lieblingslebensbuden. Vielleicht ist es dann besser, als Novize jeden überschüssigen Ehrgeiz direkt abzulegen?

Vielleicht habe ich mehr von meiner Zeit, wenn ich gar nicht erst nach vermeintlich einzigartigen Spots giere für spätere Angebereien beim Betriebskantinen-Small-Talk? Wenn ich stattdessen stumpf und ironiefrei nur die Hits abhake, Petersdom, Spanische Treppe, mit Reiseführer in der Hand und offenem Rucksack am Trevi-Brunnen rumstehen und sich dort beklaumen lassen? Kurzum, habe ich am Ende mehr von dieser Stadt, wenn ich mir eingestehe, Udo Struutz zu sein, nur eben ohne Anglerhut und Dialekt?

Die Antwort ist, anders kann ich es nicht sagen, ein bis in alle Ewigkeit nachhallendes Ja. Sofort fällt Entdeckerlast von meinen Schultern und ändert sich der Vibe, sofort leuchtet die Stadt. Und erst mit dem schönen Gefühl, nichts besuchen, aufspüren, erleben zu müssen, kommt das noch schönere Gefühl, frei zu sein in einer Weise, wie sie üblicherweise nur Einheimischen vorbehalten ist, nicht aber Kampftouristen, die insbesondere Städtereisen und ganz besonders solche ins sommerliche Rom gern anlegen als heiße Schlacht am alten Buffet, jede Statue, jede Ruine, jede Kapelle, alles muss begafft werden und am besten zu Fuß, den ganzen Tag, *all you can feet*.

Genau so mache ich es also im Folgenden gerade nicht. Stattdessen gehe ich spa-

zieren, hier ein Glas Wein, dort ein Espresso, und, wie schön, dann ist ja immer noch Zeit, vom Monte Mario ein bisschen in den Dunst zu stieren und sich zu fragen, wie viele Sonnenuntergänge diese Stadt seit Romulus und Remus wohl gesehen haben mag und wie die beiden wohl heute reagieren würden, käme die AC Milan für ein Auswärtsspiel in die Stadt.

Wie ausgewechselt laufe ich jetzt auch Zebrastrreifen an in exakt jener spezifischen Unerschrockenheit, die römische Autofahrer dann doch stoppen lässt. Wie selbstverständlich gerate ich an denselben Straßenecken wie vorher ins Stocken, bloß eben in der felsenfesten Überzeugung, dass ja wohl nicht ich falsch stehe, sondern dass eindeutig alle anderen falsch gehen. Ich sehe nur noch Schönheit. Und selbst bei den voll assozialen Atzen in Bomberjacke, die durch die Gegend meines Hotels schleichen, erkenne ich jetzt Style statt Stumpfsinn. Was bei mir daheim nach Faschismus räche, ist hier ganz klar: Fashion.

Letztlich sind es doch solche Sinn- und Trugbilder, die das Verreisen auch dann schön machen, wenn es strapaziös ist. Es reichen schon ein paar Tage, in denen auf dem Rücken von Sicherheitskräften »Fontana di Trevi« zu lesen ist statt »Im Auftrag der DB Sicherheit«. Ein paar Tage, an denen

man nicht irgendwohin muss, und dann noch mit der Bahn, sondern in denen man irgendwo ist. Und sei es eine Stunde an selbigem Trevi-Brunnen, wo ich wie angewurzelt im Gedränge stehe und das Trillerpfeifkonzert der Ordner bestaune.

Davon werde ich daheim genauso zu erzählen haben wie von den herausragend lustlosen Lockvögeln eines Hütchenspieters, deren Schauspielkunst noch hinter der von Sexfilmkomparsen zurückbleibt. Zu erzählen haben werde ich von der performativ lesenden Frau, die auf einer Treppe nahe der Basilica di Massenzio erstaunlich lange und konzentriert in Irving Stones *The Agony and the Ecstasy* guckt, ohne umzublätern. Vor allem aber werde ich zu erzählen haben von diesem sehr grundsätzlichen Romgefühl, das sich nun immer deutlicher einstellt. Andere Städte wirken alt, erhaben auch. Rom wirkt, als wäre es immer schon da gewesen, immer im Sinne von: schon vor Beginn dessen, was wir Zeit nennen. Ja, die Existenz Roms wirkt unverhandelbar. Und gerade weil wiederum die eigene Existenz eine Art Gegenteil ist, ein Wimperschlag nämlich, wirkt diese Stadt so kolossal beruhigend selbst inmitten der auch sie täglich heim-schenden Overtourism-Orgien, die zu beklagen Neurömern wie mir natürlich nicht im Entferntesten zustünde.

Am Ende ist man in jeder größeren Stadt nicht mehr als ein Punkt im Gewimmel. Und manchmal kann selbst das ja ganz schön sein, wie eine kurze Geschichte der Erleuchtung belegt, mit der wir die Beweis-aufnahme vorläufig schließen.

Bei einem Besuch im Petersdom zu Beginn der Reise war ich in eine kleine Massenbewegung geraten. Leute standen irgendwo an, ich stellte mich dazu wegen »warum auch nicht«. Eine Absperrkordel wurde aus der Halterung gelöst, und ich wurde zum Teil eines Herdentriebs, als tatsächliche Schäfchen trieb man uns nun den Gang durchs Mittelschiff nach vorn zum Altar. In vielen leicht feuchten Augen: rührender Stolz, es von wo auch immer in der Welt bis hierhin geschafft zu haben. Ein globalhumanes Gefühl stellte sich ein, wie unter einem schwachen Strom miteinander verbunden wirkten alle einander faktisch Fremden. Auch hier im Petersdom hatte ich nichts gesucht, nichts erzwingen wollen, und plötzlich: eine Art heiliger Shift, es kribbelte. Und weil phonetisch der Weg jetzt nicht mehr weit war, musste ich an den Schriftsteller Wolfram Lotz denken, der in seiner *Heiligen Schrift I* die tolle Geschichte einer Trude erzählt, die nur zufällig mit nach Rom fährt, dort aber als Einzige aus der Reisegruppe des Gesangsvereins vom Papst berührt wird, woraufhin die guten Menschen um sie herum natürlich fast wahnsinnig werden.

Das aber war sie noch gar nicht, meine Erleuchtung. Die kommt erst am Abreisetag, als ich noch einmal zum Dom gehe, gleich nach dem Aufstehen und in einer unbestimmten Hoffnung. Es ist 6.45 Uhr, als ich ankomme im frühen Glühen einer Sonne, die sich nun wie ein perfekt eingerichtetes Spotlight in den Dienst der Basilika stellt. Als deren Türen sich öffnen, fühlt sich das Innere ganz anders an als noch beim ersten Mal. Ein Wischroboter zieht letzte Bahnen, zwischen den versprengten Frühaufstehern bleibt viel Platz. Keine Herde, kein Trieb, da ist nur eine Hinweistafel, auf der »Follow the Path« steht neben einem Pfeil, jedoch ohne ein Ziel des Pfades auszuweisen, was ja auch schon wieder ein schönes Bild für Kirche ist.

Ich stehe jetzt einfach so herum in diesem für einen Moment vielleicht sogar gottverlassenen Hallraum. Dankbar, diese Stadt endlich einmal gesehen zu haben. Dankbar aber auch dafür, sie jetzt wieder verlassen zu dürfen. Wahrscheinlich geht es mir ein bisschen so wie Rita, der Frau von Udo Struutz in *Go Trabi Go*. Rita will zwar ihrerseits raus, sie will Abenteuer und etwas erleben und sich wohlfühlen in einer neuen, ihr noch fremden Welt. Aber so schön und aufregend Italien auch ist, irgendwann fährt Heimweh in sie, und sie sagt einen lakonischen, auch traurigen, vor allem aber wunderschönen Satz, völlig aus dem Nichts: »In Bitterfeld is es jetzt zehn nach sieben.«

Cornelius Pollmer, 41, leitet die ZEIT im Osten

Wie die Römer

In der Pasticceria Mariani trinken Einheimische Espresso und Orangensaft mit hausgemachtem Gebäck. Wenn man an einem der Tische auf dem Gehweg sitzt, blickt man auf die gegenüberliegende Kapelle San Salvatore in Onda. Via dei Pettinari 44, Rom



SCHLOSS LAEKEN, BRÜSSEL

»Nur ein paar Wochen im Jahr sind die königlichen Gewächshäuser für alle geöffnet. Sie standen schon lange auf meiner Wunschliste, vor allem der prächtigen Architektur wegen. 2022 spazierte ich schließlich hindurch und staunte, wie viele Winkel es hier zu erkunden gibt. Auch das Hauptatrium überraschte mich, es war deutlich größer als vermutet. Und dann schien auch noch die Sonne an diesem Tag – ich Glücklicher.«

Foto und Text: Mikhail Vassiliev



Foto: Artur Felch Beltan/Getty Images

Feuerwerk bei Tageslicht? In Valencia jeden Mittag, drei Märzwochen lang

Kawummmmmmm!

Die Fallas, Valentias üppiges Frühlingsfest, sind der heimliche Olymp der Pyrotechnik

VON FREDERIC LÖBNITZ

Auf keinen Fall die Ohren zuhalten, dafür unbedingt den Mund weit öffnen! Ich würde eigentlich lieber mein Trommelfell schützen, wenn es gleich knallt, aber der Rat meines Stehnachbarn ist nicht das Einzige, was mir hier spanisch vorkommt.

Der Plaza del Ayuntamiento in Valencia ist so voll, dass die Polizei die Zugänge gesperrt hat, Wasserwerfer blockieren die Straßen, ein Hubschrauber sendet Live-Bilder auf eine Videoleinwand. Zehntausende stehen dicht gedrängt, auf dem Platz, den Dächern der umliegenden Gebäude, Gesichter hinter jeder Fensterscheibe. Es ist ein Dienstag im März, kurz vor 14 Uhr. Gleich wird die Mascletà gezündet, ein traditionelles Feuerwerk – und das kurioserweise mitten am Tag, viel davon sehen wird man also nicht. Immerhin, die heutige Pyroshow trägt den verheißungsvollen Titel »Pura Intensitat«, kreiert von der Gruppe »Pirotecnic de Alto Palancia«.

Um mich herum öffnen die Menschen probeweise die Münder, lockern ihre Kiefer. Noch zehn Minuten, dann werden hier 120 Kilogramm Feuerwerk, handgefertigt, in Form von gurken großen Bonbons in die Luft gejagt. Und das nicht nur heute an diesem, sondern jeden Tag. Drei Wochen lang.

Alljährlich im März feiern die Valencianer ihre Fallas. Ursprünglich ein Ritual der Tischler, die ihre Holzreste verbrannten. Bis daraus ein Fest wurde. Die kunstvollen bunten Holzsulpturen, die man heute extra dafür baut – Hunderte in der ganzen Stadt –, sind oft so hoch wie ein fünfstöckiges Haus und kosten mehrere Hunderttausend Euro. Dazu das Feuerwerk, Musik, Tanz, Paella, auf offener Straße mit Kohlen zubereitet, und ein Opfergang, bei dem 50 Tonnen Blumen zusammengetragen werden. Bis in der letzten Nacht, der Crema, sämtliche Skulpturen angezündet werden.

Ein absoluter Irrsinn. Ein Graus für Umwelt und Tiere. Geldverschwendung, aus der Zeit gefallen. Sagen viele. Und meiden Valencia in dieser Zeit. Anders als wir: Einheimische in Festkleidung, angestrigelte Touristen mit auf den Bauch geschnallten Rucksäcken, Kinder mit

Ohrenschützern (also doch!). Manche stimmen Lieder an, beißen in frittierte Kürbiskrapfen. Zehntausende Unbekannte, die in wenigen Minuten eine gemeinsame Erinnerung teilen werden, vielleicht eine Paella, vielleicht eine Zukunft. Ein Fest, das nichts kostet, auf das jeder eingeladen ist. Und in diesem Moment frage ich mich: Gibt es etwas Schöneres? Gemeinschaft, Vielfalt, Tradition. Das ist doch die Idee Europas.

Und auf diesem Kontinent wird ständig gefeiert: Heiligenkulte, die neue Ernte, der Sieg gegen das Böse. Man könnte heute den Teufel mit Rüben bewerfen, morgen Weinfässer den Berg hochrollen, übermorgen in Tomaten baden. Nur verpasst man leider das meiste.

Vielleicht bräuchte es einen gemeinsamen Feiertag im Kalender aller europäischen Länder. Ein riesiges Fest, mit Tischen, so lang, dass sie von einem Land ins nächste reichen. Mit einem Feuerwerk, das man von Norwegen bis Griechenland sehen kann. Mit Meeresfrüchten und Bergkäse, Musik in 24 Sprachen und 800 Millionen Gästen.

14 Uhr. Die ersten Salven zerreißen den Himmel, der nach wenigen Augenblicken so verrauch ist, dass man erst recht nichts mehr sieht. Die Luft bebt, der Rhythmus steigert sich, ich nehme die Hände von den Ohren und sperre den Mund auf. Knall für Knall schlucke ich in meinen hämmernenden Brustkorb. Ein gigantischer Platzregen, die Erschütterungen multiplizieren sich, Menschen springen ekstatisch in die Luft, kreischen unhörbar, tupfen sich die Augen. Der Platz schwebt.

Dann ist alles vorbei. Betäubt wie nach einer Zahn-OP, sehe ich mich um. Links neben mir hat es einen Heiratsantrag gegeben, das junge Pärchen küsst sich innig, wird jubelt. Auf dem Balkon des Rathauses werden die Pyrotechniker gefeiert wie Popstars. Viele Münder stehen noch offen, auch meiner. Wieso, weiß ich noch immer nicht. Aber morgen mache ich es wieder so.

Frederic Löbnitz, 34, ist freier Autor und Journalist

Traditionell hungrig

In Spanien isst man fünfmal am Tag. Almuerzo, die Mahlzeit nach dem Frühstück, bei der zum Beispiel ein Bocadillo-Sandwich Appetit auf das Mittagessen macht, nimmt man am besten im Bistro La Pergola ein

Lang lebe Tivoli

Ein Hoch auf den stürmischsten und kinderliebsten Freizeitpark der Welt

VON JOCHEN WEGNER

Unsere fünfköpfige Patchworkfamilie wird zusammengehalten von wenigen gemeinsamen Glaubenssätzen. Der wichtigste: Dänemark ist das schönste Land in Europa, Kopenhagen die schönste Stadt, und der dortige Vergnügungspark Tivoli ist unvergleichlich. Er vereint alle dänischen Grundtugenden in sich.

Ein Tag im Tivoli ist zwingend, wenn wir gen Norden reisen, und so ist es seit Generationen. Von meiner Frau gibt es Fotos aus den Neunzigerjahren, auf denen sie als kleines Kind mit ihren Eltern im Bummelzug über das Gelände fährt. Die gleichen Bilder gibt es nun, 35 Jahre später, mit demselben Zug, nur dass unser fünfjähriger Sohn darin sitzt.

In unserer romantischen Vorstellung hat der Tivoli viele Familiengeschichten über Generationen geprägt. Der Freizeitpark öffnete 1843 und ist einer der ältesten der Welt. Die Fahrgeschäfte sind zum Teil noch mit Holz verkleidet, alles ist mit der Zahnbürste renoviert, mit Liebe zu den architektonischen Details, sehr dänisch. (Kurz vor Kriegsende setzten Kollaborateure der deutschen Besatzer die Tivoli-Konzertthalle in Brand. Das führte 1944 mit zum historischen Julistreik und konnte den Betrieb des Parks nur kurz aufhalten.)

Oh, wie schön ist Tivoli! Immer, wenn wir da sind, regnet es oder es stürmt. Das ist sehr dänisch und macht gar nichts. Dann gehen wir einfach gut essen, das ist noch dänischer. Nur hier findet man in einem Rummel Dutzende anspruchsvolle Restaurants. Zu empfehlen: Glassalen, ein nach dem Krieg liebevoll wieder aufgebauter historischer Pavillon mit bestem Smørrebrød und guter Weinauswahl. In der Japanischen Pagode kochen abwechselnd gleich sieben Sterne-Restaurants. Und wenn schon Fast Food, dann dänische Hotdogs.

Der Eintritt für Erwachsene kostet 22 Euro. Ein – empfehlenswertes – Ticket, das unbegrenzte Fahrten enthält, rund 63 Euro. Auch in der Copenhagen Card (ab 80 Euro), die den öffentlichen Nahverkehr und den Zugang zu den meisten Sehenswürdigkeiten abdeckt, ist der Tivoli enthalten.

Der Park wird von einer Art Eliteinheit des Volksvergnügens betrieben. Überall warten lächelnde Helfer mit antiken Schirmmützen, die Familien mit Kleinkindern an den Schlangen vorbeimogeln. Überhaupt werden Kinder mit dänischer Entschlossenheit mitgedacht. Von fast allen Fahrgeschäften gibt es kleine Varianten. Es gibt Boxautos ab einer Größe von 1,30 Meter und Boxschiffe für die Jüngsten. Es gibt die sehr gefährliche

Achterbahn, die bei Sturm immer gesperrt ist, und die für die Kleinen ab 1,20 Meter. Von unserem Lieblingsfahrgeschäft, dem 63 Meter hohen Fallturm »Det Gyldne Tårn«, gibt es gleich drei weitere Versionen – für Babys, Kinder und vorsichtige Erwachsene. Wer zum ersten Mal auf dem großen Turm war, hat in unserer Familie ein wichtiges Initiationsritual durchlaufen und kann ab dann als erwachsen gelten, so war es bei meinen beiden älteren Kindern.

Schon Wochen vorher freuen wir uns darauf, uns wieder einmal in die Höhen über Kopenhagen heben zu lassen. Während der Fünfjährige sich da unten am Kinderfallturm selbst hochkurbelt, lassen sich die Großen, die mittlerweile studieren, mit mir in schwindelnde Höhen über der Stadt schleppen. Wir sehen ihre Sandstrände und Fluss-Badeanstalten, ganz hinten ragt die Müllverbrennungsanlage empor, die zugleich eine Skipiste ist, ein architektonisches Weltwunder, sehr dänisch. Nach der kurzen Verschnaufpause lässt uns der Turm mit 80 Kilometern pro Stunde gen Erde zurückstürzen. Oh, wie schön ist Tivoli!!!!

Jochen Wegner, 56, ist Chefredakteur der ZEIT

Skandinavisches Savoir-vivre

Im Stadtteil Vesterbro verkauft die Secondhand-Boutique LopGun liebevoll ausgewählte Spielsachen, Gemälde, Haushaltsgeräte, Möbel und Kleidung, darunter Juwelen des skandinavischen Designs. Vesterbrogade 88

ANZEIGE

Gut investierte Zeit.

Jetzt echten Mehrwert abonnieren und **34 % sparen**. Lesen Sie **13 Wochen lang** ausgezeichnete Reportagen, tiefe Analysen und spannende Debatten – Print oder Digital. Jederzeit monatlich kündbar.



Jetzt alle Abovorteile sichern:
www.zeit.de/13wochen
Tel. 040/42 23 70 70*

Abonnieren
und 34 %
sparen



* Bitte Bestellnummer angeben: 2197030 - 2197091 Stud. - 2197092 Digital - 2197094 Digital Stud. | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg



Richard Sennett, Chronist des urbanen Lebens, in seinem Londoner Viertel Holborn

Foto: Jooney Woodward für DIE ZEIT

»London ist ein Dorf im guten Sinn«

Der weltbekannte Soziologe Richard Sennett führt uns durchs alte Zentrum der Stadt, wo er seit 30 Jahren lebt

VON PETER KÜMMEL

Gewaltiges, unerschöpfliches London: Es gibt Aussichtspunkte, von denen aus man die Skyline am Horizont sieht, obwohl man sich noch mitten in der Stadt befindet. Wenn man beispielsweise auf den Höhen Wimbledons steht, erscheinen die Hochhäuser der City wie ferne gespenstische Zacken.

Da stehen lauter Gebäude, die etwas bedeuten wollen, was übers eigene Gebäudeschein hinausgeht: Eins erinnert an eine gigantische Glasscheibe, ein anderes an einen Rasierapparat, wieder andere wirken wie aufgeblasene Amphoren oder Faustkeile. Es sind Manifestationen eines Investorenstolzes von übermäßig schlechtem Geschmack. Kritiker sprechen von »Oligarchitektur«, dem Baustil der Oligarchen. Und fast fühlt man sich an ein Album-Coverbild von Supertramp erinnert, an *Breakfast in America*, auf dem Milchtüten, Salzstreuer, Ketchupflaschen, Pfeffermühlen sich zu einem Stadtbild formieren. Im Fall von Londons Skyline ist es allerdings umgekehrt: Hier wirken die Häuser selbst wie groteske Waren – unbezahlbar, fürs Wohnen gar nicht gedacht, reines Spekulationsgut. Je mehr man sich aber dem Zentrum nähert, desto mehr verliert sich die Gigantomanie. London kann beim Kennenlernen die Bescheidenheit und den Charme eines Scheinriesen entwickeln, es löst sich auf in ein unermessliches Gewimmel der Dörfer.

Im alten Stadtkern, Holborn, wohnt der amerikanische Soziologe und Kulturwissenschaftler Richard Sennett, 83, ein intellektueller Superstar, begehrt als Redner und Gesprächspartner auf Podien in aller Welt. Er lebt seit 30 Jahren hier – und hat nie aufgehört, über die Widersprüche und den Zauber seiner Wahlheimat zu staunen. Zum Beispiel über den öffentlich zelebrierten Gegensatz zwischen Armut und Reichtum.

Richard Sennett: Das Eigenartige an London ist, dass es in jedem Bezirk Sozialwohnungsprojekte gibt. Viele sind nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Deshalb hat London nicht die Homogenität, die wir etwa von Berlin-Charlottenburg kennen. Charlottenburg ist sehr uniform und reich. In London werden Sie selbst in Belgravia, einem der allerteuersten Viertel, Sozialwohnungen finden.

DIE ZEIT: Extrem augenfällig wird der Gegensatz in Kensington, oder? Einem Lon-

doner Stadtteil, dessen südlicher Teil zu den luxuriösesten Vierteln gehört, während im Norden ...

Sennett: ... der Grenfell Tower steht, in dem vor neun Jahren 72 Bewohner in ihren Sozialwohnungen verbrannten. Man hatte das Gebäude total vernachlässigt und für seine Fassade leicht brennbare Verkleidungen verwendet.

Richard Sennett wuchs mit seiner alleinerziehenden Mutter selbst in einem Sozialwohnungsbau auf, in Cabrini-Green in Chicago. Das Viertel war als Modellprojekt konzipiert worden und entwickelte sich zum abschreckenden Beispiel: Die Verbrechensrate war hoch, Gewalt beherrschte den Alltag. Sennett erinnert sich an einen Nachbarn, der es sich nicht nehmen ließ, seine Notdurft durchs offene Fenster zu verrichten. Es war wohl hier, in Cabrini-Green, wo sich sein Interesse am Städtebau und an den Fragen des Zusammenlebens entwickelte.

Margaret Thatcher, die Eiserne Lady, habe als Premierministerin das Prinzip der erschwinglichen Sozialwohnungen aufgeweicht, sagt Sennett. Sie habe den Mietern die Möglichkeit gegeben, ihre Wohnungen zu kaufen und teurer weiterzuverkaufen. So hätten die Gesetze des freien Marktes im *social housing* Einzug gehalten. »Dennoch finde ich«, sagt Sennett, »dass es in London eine viel geringere Trennung zwischen den Klassen, Schichten und Rassen gibt als etwa in Paris – Paris ist eine wirklich segregierte Stadt. Übrigens ist auch Berlin weniger durchlässig als London. London ist das, was Amerikaner einen *crazy quilt* nennen – ein Flickenteppich der unvorhersehbaren Muster, ohne feste Regeln entstanden.«

Das Traurige an London, sagt Sennett, sei, dass junge Menschen es sich nicht leisten könnten. Sie kämen nicht in diese Wohnprojekte hinein, und auf dem freien Markt hätten sie schon gar keine Chance. Für Leute unter 40 sei es unmöglich, im Zentrum zu leben – es sei denn, man habe eine Wohnung von den Eltern geerbt.

Er lebt seit 30 Jahren am Gray's Inn Square in Holborn. Getroffen haben wir uns ein paar Hundert Meter entfernt von seiner Wohnung, im Weinrestaurant Noble Rot (zu Deutsch: Edelfäule). Dort gibt es ein

Mittagsmenü für 24 Pfund, rund 28 Euro – sehr günstig für London. Es ist Sennetts Lieblingsrestaurant; im Netz wird behauptet, auch der Musiker Harry Styles werde dort gelegentlich gesehen. Noble Rot liegt in einer kleinen, teilweise verkehrsberuhigten Straße namens Lamb's Conduit, und nach dem Essen gehen wir ein paar Schritte. Dies ist der Kern des alten London, ein Gebiet, in das sich erstaunlich wenige Touristen verlaufen – obwohl Charles Dickens' Wohnhaus, heute ein sehenswertes Museum, gleich um die Ecke liegt. Sennett kennt hier jeden Laden und jedes Lokal, die meisten sind im Familienbesitz oder existieren als kleine Gemeinschaftsunternehmen. Sennett deutet auf die Fassaden der Häuser:

»Das hier ist ein Goldschmied; das daneben ist eine Apotheke, die von einer pakistanischen Familie der ersten Generation geführt wird; es folgt der teuerste Herrenausstatter ganz Londons; dann ein sehr teurer Weinladen; daneben ein billiges Restaurant; daneben ein Coffeeshop, der untrinkbaren Kaffee serviert; daneben The Perseverance, ein sehr schönes Pub. Der Lamb's Conduit ist eine wunderbare Straße.«

Sennett stellt allerdings fest, dass die Engländer generell nicht mehr so freundlich zu ihm sind, wie sie es jahrzehntelang waren, es gebe im Verhältnis zwischen Briten und Amerikanern einen einseitigen Wärmeabfall, der auf Trump zurückzuführen sei. Die unglaubliche menschliche Gemeinheit des Präsidenten trübe zwangsläufig das Verhältnis zwischen den Ländern. »Ich spüre diese Reserviertheit übrigens überall in Europa.«

ZEIT: Man hat, wenn man durch London geht, das Gefühl, sich in einer ziemlich entspannten Stadt zu befinden – es herrscht eine grundsätzliche Höflichkeit, der rabiate Autoverkehr ist längst aus der City verbannt. Man spürt wenig Hass. Irre ich mich?

Sennett: Hasserfüllt ist London überhaupt nicht. Die Leute hier leben seit zwei, drei Generationen auf engem Raum mit Angehörigen des ehemaligen Empires zusammen – Indern, Pakistanern. Das Ressentiment gegen Fremde, »Ausländer« (er sagt es auf Deutsch, *Anm. d. Red.*), ist in Großbritannien eine Sache der Kleinstädte und der Landbevölkerung. Das findet man nicht in London. Die Kandidaten des rechtsgerichteten

Nigel Farage und seiner Partei Reform UK holen hier bei Bürgermeisterwahlen maximal sechs oder sieben Prozent; das sieht auf dem Land ganz anders aus.

ZEIT: Was hat London eigentlich mit dem Rest von England zu tun?

Sennett: Wenig. London hat eine völlig andere wirtschaftliche Situation als der Rest des Landes. Es geht hier alles viel schneller. Dies ist eine Global City mit Ressourcen, die die anderen Städte nicht haben. Ein Versagen der Regierung besteht darin, dass sie es nicht geschafft hat, das Wachstum kleinerer Städte zu stimulieren. Das ist hier ganz anders als in Deutschland – dort gibt es reiche Städte, die nicht im Machtzentrum des Landes liegen, München beispielsweise. In London befinden wir uns in einer globalen Stadt, die in ein stagnierendes Land gewissermaßen eingepflanzt ist.

ZEIT: Und was ist mit Manchester, Birmingham, Leeds, Liverpool?

Sennett: Wie die Regierung mit dem Kontrast zwischen London und dem Rest des Landes umgeht, ist absurd. Sie bauen neue Städte und ignorieren den Niedergang von Städten wie Manchester.

ZEIT: Sie bauen Siedlungen um Liverpool und Manchester herum und lassen die Zentren verrotten?

Sennett: Sie würden das nie so sagen, aber darauf läuft es hinaus, ja.

Wenn es Nachmittag wird, stehen vor den Pubs massenhaft Leute, sie rauchen und stemmen ihre Pints, vermutlich klagen sie über den Zustand des Landes, sagt Sennett, Engländer liebten es, zu klagen – aber in London gehe es ihnen ganz gut dabei. Er weist mich auf einen glatzköpfigen Mann hin, der mit entschlossenem Blick an allen Passanten vorbeistarrt und seiner Wege geht. Das sei, so sagt Sennett, das Unikum des Viertels, ein Mann ohne Einkommen. Der Mann erinnert an das, was im italienischen Dorfleben als »Platznarr« bezeichnet wird; er sei, sagt Sennett, schon hier gewesen, als er selbst vor 30 Jahren hierherzog.

ZEIT: Ein Zeichen für die Lebensqualität eines Viertels – dass auch Menschen, die als crazy gelten, in ihm überleben können?

Sennett: Absolut. Der Mann hat kein Geld, aber die Restaurants geben ihm Essen. Das

ist etwas typisch Britisches: Sie können enorm großzügig zu ihren Nachbarn sein. Sie können aber auch ziemlich fürchterlich sein – wenn sie jemanden nicht kennen. Aber alles in allem ist dieser Bezirk im Innersten Londons eine Art Dorf, ein Dorf im guten Sinn.

ZEIT: Macht das den Zauber Londons aus? Dass sich in einer Neun-Millionen-Stadt lauter Dörfer finden, in denen sich die Leute kennen und grüßen?

Sennett: Dieses Viertel hat den richtigen Maßstab. Man entwickelt ein Gemeinschaftsgefühl, anders als in New York – dort braucht man eine perverse Liebe zur Unpersönlichkeit und Anonymität als in London. Aber diese Liebe zu New York habe ich auch in mir. Ich bin ein wenig schizophr.

Wir treffen uns am Tag bevor Sennett nach New York fliegen wird, in die alte Heimat. Seit zwei Tagen hat er starke Zahnschmerzen, und in London streiken die Ärzte. Was also tun?

Sennett: Schmerzmittel nehmen während der Reise. Ich bin seit 30 Jahren aus New York weg, aber ich gehe dort immer noch alle zwei Jahre zum selben Zahnarzt. Er ist 90.

ZEIT: Und er arbeitet immer noch?

Sennett: Ja. Ich hoffe, er kann meine Schmerzen beseitigen.

ZEIT: So reisen Sie zwischen London und New York hin und her? Sie lieben die eine Stadt, wenn Sie in der anderen sind?

Sennett: Genau.

ZEIT: Wenn Sie sich für eine von beiden entscheiden müssten, wie würden Sie sich entscheiden?

Sennett: Ich habe mich schon entschieden. Für London.

Wenn man die Anzeigetafeln auf den Londoner Flughäfen studiert, sieht man, wie viele Jets täglich nach New York fliegen. Man kann beinahe auf den Gedanken kommen, es müsse eine Luftbrücke zwischen den beiden Städten geben – und dass Richard Sennett auf dieser Brücke eigentlich zu Hause ist. Aber er hat sich ja entschieden. Für die Stadt, über die der Schriftsteller Samuel Johnson gesagt hat, wer ihrer überdrüssig sei, sei des Lebens müde.

Am Wasser entlang

London lässt sich wunderbar autofrei erkunden – auf den Pfaden der Kanäle, die die Stadt durchziehen. Man kann etwa von Camden Town nach Little Venice oder nach King's Cross gehen und sieht unzählige Hausboote und kleine, unterschulpartige Gärten – aber keinen Straßenverkehr



MIT DEM BUS

Die scheußlichste Art des Reisens ist die ehrlichste: Eine Fahrt mit dem Fernbus legt das Land unter der Oberfläche frei

VON JULIA LORENZ

Weil wir hier gleich ordentlich trödeln werden und Sie es sicher eilig haben: Bitte schön, ganz schnell, ein paar Fotos aus Sarajevo. Schauen Sie: Die Altstadt Bačarsija mit ihren engen Kopfsteinpflastergassen und Marktständen voller Kaffeegeschirr aus opulent graviertem Kupfer. Doch, ja, das ist die bosnische Hauptstadt, nicht Istanbul. Und hier, die Häuser in den Hügeln, die Sarajevo umgeben! Bis in den Vormittag liegen sie dunstig verhangen da, als wollten sie ewig das Bett nicht verlassen. Wenn man abends auf einen dieser Hügel steigt und hinablickt auf die Stadt (noch so ein sehenswertes Bild), erhebt sich ein unglaublicher Sound. Der Muezzin ruft, Kirchenglocken läuten, der Verkehrslärm lärmt, und Straßenhunde beklagen sich bitter über die fröhlichen Jugendlichen, die nun, zum Anbruch der Dämmerung, in ihrem Revier herumfeiern. Es ist unmöglich, diesen Klang zu vergessen. Seit elf Jahren lagern diese Fotos auf meiner inneren Festplatte. Damals war ich zum letzten Mal in Bosnien, ich reiste mit meiner besten Freundin mit dem Fernbus, Flüge waren zu teuer. In Berlin stiegen wir ein, fast 24 Stunden später in Sarajevo wieder aus. Wie man das halt macht in einer Lebensphase, in der man mehr Ideen und Zeit hat als Geld. Und weil mich hin und wieder die Angst überfällt, dieses Verhältnis könnte sich irgendwann umkehren, tue ich nun Folgendes: Ich kaufe mir ein Fernbusticket und Salzcracker. Ich reise der eigenen Erinnerung hinterher, einen Tag lang, mit mäßiger Beinfreiheit. Fahren wir also noch mal mit dem Bus nach Sarajevo. Ein Freund fragt mich, warum ich mir das antue, und nur für einen kurzen Moment frage ich mich dasselbe.

Los geht es schon mal damit, dass ich gern beschreiben würde, wie die Welt an mir vorbeifliegt auf der Fahrt, aber das tut sie ja gar nicht: Eher schlappt sie an mir vorbei. Die Plattenbauten auf dem freien Feld scheinen träge die Hand zum Gruß zu heben, und für eine Weile fließt die schwermütige Moldau parallel zur Busstrecke, als wolle sie mich ein Stück begleiten, nur zur Sicherheit. Wer einen Tag lang über Autobahnen und Schnellstraßen rollt, entwickelt ein seltsam zärtliches Verhältnis zu Landschaften, die gemeinhin als trostlos gelten. Es gibt viele Bücher über die schönsten Bahnstrecken Europas. Ein Reiseführer »Die malerischsten Flixbusrouten« wäre ein deutlich anspruchsvolleres Projekt. Auch die prächtigsten Städte betritt man auf Fernbustouren durch die Hintertür, durch den Bühneneingang. Man sieht, was beim Reisen nicht vorgesehen ist: Baustellen, auf denen schon lange niemand mehr zu bauen gedenkt. Lagerhallen, Autohäuser, Einkaufszentren mit diesen Läden, deren Namen klingen wie sehr gute Namen für Kleinstadtpunks (Takko, Billa, Sconto). So ein Reisebus ist, anders als ein Flugzeug

oder Hochgeschwindigkeitszug, keine Kapsel, in der man Raum und Zeit überlistet. Man steigt nicht ein, guckt einen Actionfilm und fällt zwei Stunden später selig aus der Maschine. Grenzen überfliegt man nicht, man passiert sie mühevoll, manchmal sammeln Polizeibeamte mitten in der Nacht die Reisepässe ein. Man staunt seinem Ziel auch nicht ent-

und raucht dabei von der Tür aus den Mittelgang voll. *Oh, hell yes.* Hier kommt sie, eine andere Erinnerung an Sarajevo: Wie unerbittlich damals überall geraucht wurde.

Seit wenigen Jahren sind die AufLAGen dort streng, aber in meiner Erinnerung zündete sich ständig irgendwer eine Zigarette an, und meine Freundin und ich rauchten

Am Busbahnhof im Maribor steigt nur ein Mann zu, der nichts bei sich trägt außer eine Ledertasche. Jetzt sind wir immerhin sechs Passagiere, eine kleine Reisegruppe, die schläfrig hineinruckt in den slowenischen Abend. Der Busfahrer löscht die Lichter. Es gibt nun genau zwei Möglichkeiten: Man kann sich darüber ärgern, dass man die Salzcracker

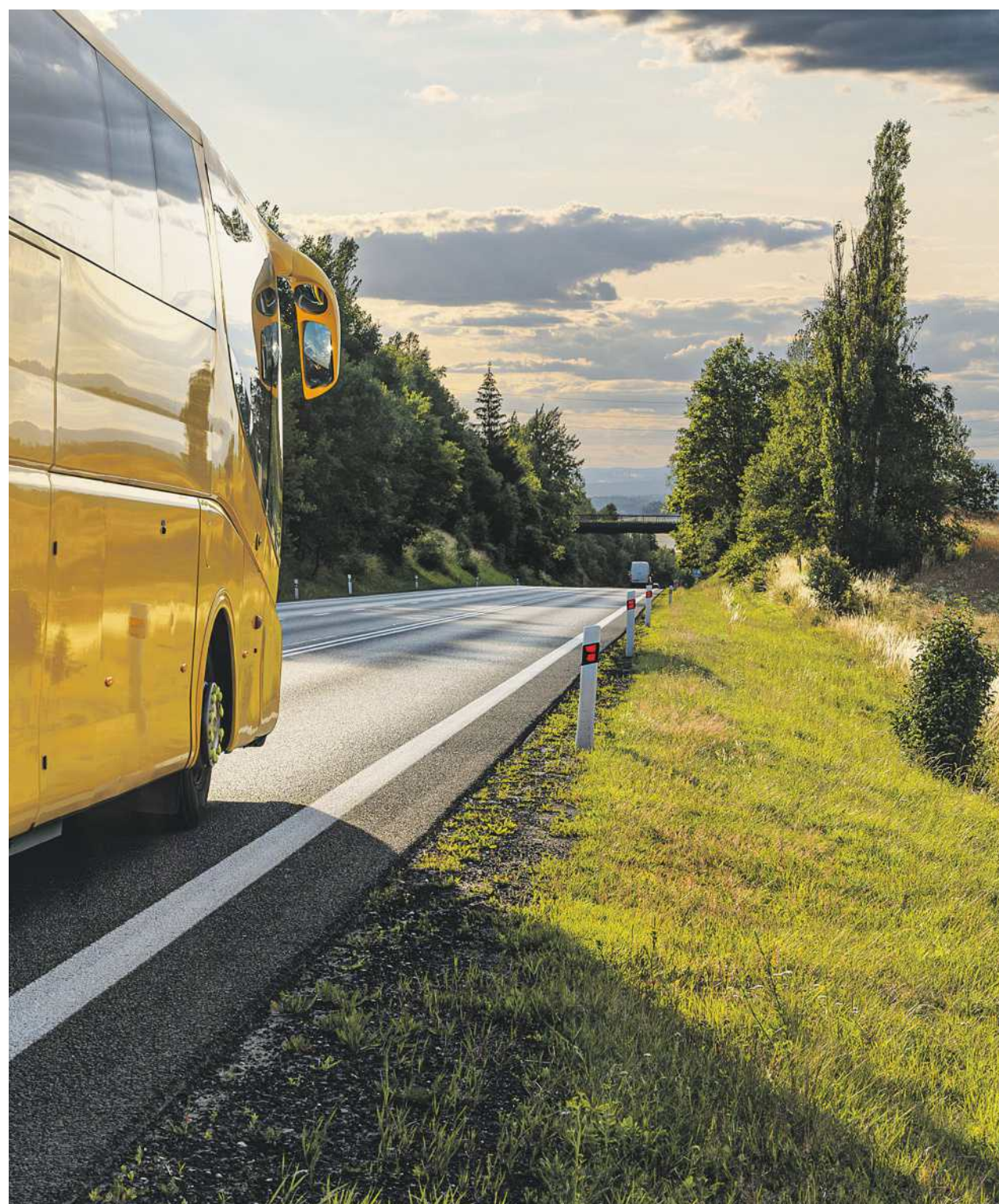
nachts um halb 5. Gibt es eine Planänderung und der Bus fährt weiter nach, sagen wir, Neum, der einzigen bosnischen Stadt an der Adriaküste? Oder werde ich an einer löchrigen Landstraße rausgeworfen?

Nein, ich bin einfach eher angekommen als gedacht. Mit dem Taxi fahre ich durch die warm beleuchtete Stadt zum Hotel, entlang des Flusses Miljacka. Später, nach ein paar Stunden Schlaf, gleiche ich alles mit den Fotos der inneren Festplatte ab. Bin wieder gerührt von der Stadt. Finde wieder: Vom Ufer aus sieht Sarajevo aus wie eine alte, kostbare, angelaufene Brosche. Vielleicht, denke ich kurz, träume ich diesen Ort ja immer noch, und der Bus fährt und fährt einfach weiter.

Noch eine Erinnerung: dass ich Dinge hier entweder zu schnell oder zu langsam mache. Ich laufe – viel zu eilig für den Rhythmus der anderen Passanten – über den Markale-Markt, vorbei an Herren mit Schiebermütze und imposant zerknitterten Gesichtern, die an einem Stand alte Comics verkaufen. Ich bummele beim Überqueren der engen Innenstadstraßen und werde fast umgefahren, weil es so viel zu gucken gibt. Wie viel Geschichte hier so disparat herumsteht! Synagoge, Moschee, katholische und orthodoxe Kirche, alles in Laufweite. Da die schlanken Minarette, die von der osmanischen Herrschaft ab 1463 erzählen. Dort die hochmütigen Bauten der Habsburger. Die Lateinerbrücke, vor der Österreich-Ungarns Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek 1914 ermordet wurden – hier knallte, wenn man so will, der erste Schuss des Ersten Weltkriegs. Überall Wohnblocks aus Titos Zeiten. Und immer noch: Einschusslöcher in den Fassaden, Relikte aus der traumatischen, fast vier Jahre währenden Belagerung Sarajevos. Ich kenne keine Stadt, die zugleich so stolz, lebendig und verschrt aussieht wie diese.

Ich werde gleich noch emporsteigen zum Jüdischen Friedhof und den mächtigen Sarajevo-Sound hören. Ich werde am nächsten Morgen ein Café suchen, in dem ich Mokka und Lokum kriege, und dabei feststellen, dass es auch hier nun Hafermilchkaffee gibt und Avocado-toast, der genauso schmeckt wie in Paris, Melbourne oder Bukarest. Nach drei Tagen werde ich zurückreisen, nicht im Bus, sondern im Flugzeug. Und dann das: Ich werde wegen eines Streiks in Belgrad stranden, meinen Trolley an einer staubigen Stadtrandstraße zu einem Flughafenhotel zerren und ansonsten warten, sehr viel warten, so wie auf der Hinreise, nur unsentimental. Ich werde wieder fast 24 Stunden reisen, im Taxi und im Flieger, ohne Salzcracker und vernuschelte Durchsagen und den einsamen Maribormann. Und ich werde es hassen.

Julia Lorenz, 34, leitet das politische Feuilleton der ZEIT



Man spürt die Reise in den Knochen; trinkt Raststättenkaffee, der nach Batteriesäure schmeckt

gegen. Man spürt die Reise in den Knochen, trinkt Raststättenkaffee, der nach Batteriesäure schmeckt, und fühlt sich rechtschaffend allein. Aber all das ist es, was mir schon früher an dieser umständlichen Art des Reisens gefallen hat: Eine Fahrt mit dem Fernbus legt das Land unter der Oberfläche frei. Selbst im schönen, giftigen, sahnetortenhaften Wien sieht der Busbahnhof mit dem sprechenden Namen Erdberg trist aus.

Hier steige ich um in den Bus eines bosnischen Unternehmens. Eine Mitreisende redet vor der Abfahrt mit dem gelangweilten Fahrer

mit: in den Cafés, in denen es starken Mokka gab und Lokum mit Rosenswasser, das sind Süßigkeiten, die schmecken wie parfümierte Gummistiere. Wir rauchten vor den Bäckereien, wo sich der Qualm mit dem Duft von frischem Burek mischte, und im Kino Bosna, einem prächtig verwitterten Lichtspielhaus, das in den Neunzigern die Belagerung der Stadt im Bosnienkrieg überlebte. Wahrscheinlich rauchten wir sogar in Schlaf. Ich sehne mich schlimm nach einem Abend mit der alten, fernen Freundin Sarajevo. Sind ja nur noch 770 Kilometer. Also dann.

cker schon kurz hinter Prag aufgeschossen hat und außerdem schlecht schlafen wird. Oder man gibt sich der Busnacht hin, denkt an Menschen, auf deren Schulter man den Kopf gern parken würde, und an die Fremden in den erleuchteten Häusern, an denen man vorbeifährt. Was für ein Leben sie wohl führen? Der Maribormann denkt sich nichts mehr, er schläft längst, verschläft ganz Kroatien, und irgendwann schlafe auch ich.

Dann geht das Licht an. Wenig klingt so beunruhigend wie eine Fahrerdurchsage in fremder Sprache

»Nur noch 770 Kilometer bis Sarajevo. Also dann«

»Paris ist ein Ort der Freiheit«

Ein Gespräch mit dem Schriftsteller ÉDOUARD LOUIS über Ankunft und Aufstieg – und Paris als Schule der dauerhaften Verwandlung

DIE ZEIT: Wenn du ein letztes Mal spazieren gehen würdest, bevor du die Stadt für immer verlässt – wohin würdest du gehen?

Édouard Louis: Zur Place de la République. Dort bin ich 2011 als junger Student aus dem Norden Frankreichs angekommen und habe die ersten drei Jahre in einem Studio gewohnt. Rundherum gab es viele erste Male: die ersten Nächte, der erste Kuss. Und dann würde ich die ganze Nacht weiterlaufen: Du kannst Paris zu Fuß durchqueren, in vielleicht vier Stunden. Eine unglaubliche körperliche Freiheit.

ZEIT: Du bist vor 15 Jahren nach Paris gezogen. Die Stadt ist inzwischen deutlich fußgängerfreundlicher: kaum Autos, mehr Ruhe, eine Stadt, die zum Spazieren einlädt.

Louis: Die linke Stadtregierung hat den Autoverkehr um fast 50 Prozent reduziert und rund 150.000 Bäume gepflanzt. Ich reise viel, nach New York, London, Berlin, und habe noch nie eine Stadt gesehen, die sich in so kurzer Zeit so stark gewandelt hat: Architektur, Aussehen, Atmosphäre. Ich liebe Paris immer mehr. Es ist fast luxuriös still. Aber du hast laute Nischen, wenn du das willst: Clubs, Bars.

ZEIT: Du bist nach Paris gegangen, um ein anderer zu werden, so beschreibst du es auch in *Anleitung, ein anderer zu werden*. Ist Paris für dich eher Triumphbogen deines Aufstiegs oder Spiegel deiner Flucht?

Louis: Ein Ort der Freiheit: Ich bin dorthin gegangen, um zu werden, wer ich bin – und zugleich jemand anderes. Ich wollte meine Homosexualität leben, Schriftsteller werden. In der Provinz kennt jeder deinen Namen, es gibt Kontrolle. Der Schatz der Großstadt ist Anonymität.

ZEIT: Dann ein Ort ewiger Flucht.

Louis: »Ich muss fliehen« war schon als Kind ein Satz in meinem Kopf. Ich bin nach Paris geflohen und habe mein Leben neu geformt, aber der Fluchtimpuls ist geblieben. Manchmal spüre ich nach einem Vortrag oder einer Signierstunde plötzlich Beklemmung: Ich will nicht mehr Édouard Louis sein. Dann brauche ich einen Ort, an dem ich verschwinden kann – für einen Moment jemand anderes sein.

ZEIT: Wo gelingt das?

Louis: In der Nacht. Ich liebe es, um drei oder vier Uhr durch die Stadt zu laufen, egal welches Arrondissement. Um diese Zeit sind die Menschen draußen, weil sie eine Geschichte haben. Sie entziehen sich dem normalen Takt, Pierre Bourdieu würde sagen: der sozialen Zeit. Vielleicht suchen sie Sex oder Drogen, kommen von einer Affäre. Ich mache die schönsten Begegnungen – fast immer passiert etwas Überraschendes.

ZEIT: Ich habe gelesen, ein zentraler Ort deiner intellektuellen Sozialisation ist das Café Le Select. Was bedeutet es dir heute, dort zu sitzen?

Louis: Sehr viel. 2010 traf ich als Soziologiestudent Didier Eribon, er war mein Professor an der Universität Amiens. Wir wurden Freunde, und ich erzählte ihm, dass ich schwul bin und Schriftsteller werden will. Er lud mich nach Paris ein, ins Le Select. Wenn ich dort saß, fühlte ich mich umgeben von den Geistern all dieser Leute, die vor mir dort saßen, Simone de Beauvoir, Michel Foucault. Und ich sah Sophie Calle – später wurden wir Freunde.

ZEIT: Es wurde dein Wohnzimmer?

Louis: Ja. Es gibt diese altmodische französische Tradition: Du bestellst einen Espresso und kannst Stunden bleiben. Als armer Student machte ich genau das. In welcher Großstadt geht das schon! Es gab mir auch ein Gefühl von Legitimität: Du sitzt hier, also darfst du anfangen zu schreiben. Ich verbringe viel Zeit dort mit Didier, unseren Freunden Geoffrey, Sophie und anderen. Unsere Lieblingsbeschäftigung ist, von acht bis zwei Uhr in einem Café zu sitzen und zu reden. Das ist unsere Lebensweise: ein unvollendetes, fortlaufendes Gespräch in Pariser Cafés. Danach verabschiede ich mich und spaziere durch die Stadt.

ZEIT: Du hast an der École Normale Supérieure studiert. Wie ist Eddy Bellegueule, dein früherer Name, aus einer armen Arbeiterfamilie in der Picardie diesem Ort begegnet?

Louis: Ich dachte: Wenn ich diese Schule schaffe, bin ich für immer gerettet – weit weg von der Fabrik. Jean-Paul Sartre, Émile Durkheim, Pierre Bourdieu, Jacques Derrida, Michel Foucault waren dort. Aber als ich ankam, merkte ich: Viele sind weniger wegen ihrer Ideen da als wegen ihrer Herkunft – sie bringen die Codes, die Sprache, die Si-



Édouard Louis, 33, sagt, seine Lebensweise sei ein »unvollendetes, fortlaufendes Gespräch in Pariser Cafés«. Zuletzt erschien sein autofiktionaler Roman »Der Absturz«, eine literarische Erkundung seiner Familie und der Arbeiterklasse

cherheit der Bourgeoisie mit. Ich fühlte mich als Klassenkörper eingeschüchtert und ehrlich gesagt enttäuscht von der intellektuellen Atmosphäre. Und ja: Ich habe mich sogar vorbereitet, Anzug, Hemd, Jackett, wie ich mir Bourgeoisie vorstellte, wie aus einem impressionistischen Gemälde im Louvre, und alle trugen Poloshirts. Ein klassischer Bourdieu-Moment: die *allodoxia*, die Fantasie über eine Welt, wenn man außerhalb dieser Welt steht.

ZEIT: Du schreibst über deinen sozialen Aufstieg. Das Motiv nutzten viele französische Autoren: Balzac, Dumas, Stendhal.

Louis: Diese Aufsteiger-Erzählung ist ein französischer Klassiker – ich habe das selbst lange fantasiert. Aber als ich in Paris ankam, wollte ich nicht mehr Teil dieses bürgerlichen Milieus sein, zu viele Machtspiele, Preisjurs, dieses Journalisten-Umwerben. Diese Art Choreografie hat mich krank gemacht. Aber in Paris gibt es ja nicht nur den Dorfplatz und das Café. Ich konnte mir ein paralleles Leben mit meiner eigenen Gang außerhalb der Institutionen aufbauen.

ZET: Und welche Orte gehören dazu?

Louis: Viele kleine Cafés in der Nähe von Denfert-Rochereau im 14. Arrondissement und vor allem Orte am linken Seine-Ufer, das weniger »cool« ist. Das rechte ist jünger und hipsteriger, das linke ist älter, ruhiger und wirkt geschützter vor dieser Pariser Welt. Symbolfigur ist Catherine Deneuve. Sie lebt schon immer dort.

ZEIT: Wer noch so?

Louis: Historisch viele Schriftsteller: Samuel Beckett lebte dort, Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir auch, Hervé Guibert, Jean-Luc Lagarce, der französische Dramatiker, der *Einfach das Ende der Welt* geschrieben hat.

Hélène Cixous, eine Freundin, lebt dort. Es ist ein literarischer Ort. Restaurants, in denen wir Nächte durchreden und Freundschaften schließen, etwa das libanesische Assanabel, ein intellektueller Raum außerhalb der Institutionen. Die Skepsis diesen gegenüber teilen die meisten Menschen, die ich liebe.

ZEIT: Und das institutionalisierte Paris?

Louis: Früher traf sich im Café de Flore die Avantgarde, jetzt gehen die Etablierten dorthin. Sogar die Rechten. Wenn du heute Schriftsteller in Paris bist, würdest du niemals ein Treffen im Café de Flore ausmachen, weil es zu einem Ort des Geldes und der Macht geworden ist. Ebenso Les Deux Magots daneben.

ZEIT: Als du in Paris ankamst, hast du als Platzhalter, Escort und Bäcker gearbeitet.

Louis: Ich war Student, also hatte ich viele

Jobs: Als Escort traf ich Männer – ich war sogar Versuchsperson für eine medizinische Studie. Es war körperlich brutal, es machte den Klassenunterschied sichtbar. Ich sehe das aber auch als lehrreiche Zeit. In der Buchhandlung habe ich unendlich viel gelesen.

ZEIT: Welche Buchhandlung?

Louis: In der Rue Rambuteau im Marais, neben dem Centre Pompidou: Les Cahiers de Colette. Colette, die ältere Dame, die sie führt, ist eine feste Größe, sie hat Autorinnen und Autoren eingeladen, lange bevor sie berühmt wurden, Pierre Michon oder Annie Ernaux. Colette ist eine Figur wie aus dem Film, elegant, altparisierisch, viel Parfum, lange Zigaretten, eine tiefe Raucherstimme. Als ich 17 oder 18 war, sagte ich zu ihr: »Ich will Schriftsteller werden.« Sie sagte: »Dann arbeitest du bei mir, wenn du Geld brauchst.« Das war für mich magisch – und ich stelle bis heute aus Loyalität jedes Buch von mir als Erstes dort vor. Sie war aber nicht nur für mich wichtig, sie hat in einem kleinen Komitee an dem Gesetz zum festen Buchpreis mitgewirkt, das unabhängige Buchhandlungen in Frankreich bis heute schützt. Diese Frau ist einer der Gründe, warum du in Paris in jeder Straße zwei Buchhandlungen hast.

ZEIT: Was sind die gehobenen und die egalitärsten, die gerechtesten und die ungerechtesten Orte in Paris?

Louis: Es gibt viel mehr ungerechte Orte – schon weil Paris wie jede Großstadt immer teurer wird, vor allem beim Wohnen. Früher vielleicht zehn Prozent des Gehalts, heute eher vierzig. Die Arbeiterklasse und selbst die Mittelschicht wird verdrängt, die Stadt wird exklusiver. Wenn ich einen Taxifahrer frage: »Wo gehst du aus?«, sagt er: »Ich gehe nicht aus. Es ist zu teuer.« Wer kann zwölf

Euro für einen Cocktail oder sieben Euro für ein Bier zahlen?

ZEIT: Und ein konkreter Ort?

Louis: Die Oper. Ich liebe sie und gehe oft hin. Aber man sieht auch viel soziale Klassenunterschiede: die Wohlhabenden so sicher und so stolz auf sich. Didier Eribon hat das sehr gut beschrieben in *Rückkehr nach Reims* – wie sehr Menschen spüren, dass sie zu etwas gehören, wenn sie in der Oper sind. Als Student nahm Didier mich mit und sagte: »Mach dir Notizen!« Und zwar beschützend: »Fühl dich nicht illegitim – sieh es als Witz, und schreib mit.« Gleichzeitig ist die Oper historisch auch ein queerer Schutzraum: wegen der Emotionen, des Manieristischen, dieser Art von Befreiung. Soziologisch betrachtet ist Homosexualität oft ein symbolischer Raum, in dem sich Klassen eher mischen. Die Oper ist aber eher kulturelle Bourgeoisie. Und es gibt Orte der ökonomischen Bourgeoisie, wo ich nie hingehöre: Bars und Restaurants im 8. und 16. Arrondissement, reine Geldorte, an denen ich vielleicht ein-, zweimal war, wenn mich Produzenten treffen wollten.

ZEIT: Wo gibt es die meisten queeren Bars?

Louis: Im 11. und 20. Das Marais war lange das Zentrum, dann kamen die Reichen und die Firmen – wie im Castro in San Francisco oder im West Village in New York.

ZEIT: Paris ist wieder Zentrum der europäischen Kunstwelt. Die Mode- und Luxusindustrie investiert viel in Kunst und Museen, Fondation Louis Vuitton, Bourse de Commerce oder Fondation Cartier – und es ziehen wieder mehr Leute in die Stadt.

Louis: Ich bin nicht tief in der Szene, aber ich sehe diese Dynamik. Meine Freundin Nan Goldin hat gerade ein Visum bekommen. Deborah Levy, Rachel Cusk oder Tash Aw sind in Paris. Viele meiner amerikanischen Freunde wollen her. Wie jede Dynamik nährt sie sich irgendwann selbst. Leute kommen, weil Leute kommen. Und vielleicht kommen diese Autoren ja nicht wegen Macht oder Geld, sondern wegen der Ruhe, weniger Autoverkehr, mehr Bäumen, all das ist gut für die Inspiration.

ZEIT: Deine Mutter ist Jahre nach dir nach Paris geflohen. In deinem Buch *Die Freiheit einer Frau* beschreibst du ihre Flucht und Emanzipation. Sie fängt an, Lippenstift zu tragen, zu rauchen, wird »pariserisch«.

Louis: Eines Tages packte sie die Sachen meines Vaters in Müllsäcke, warf sie aus dem Fenster und wollte ein neues Leben. Sie verließ ihn, seine Gewalt, das häusliche Gefängnis. Er wollte, dass sie kocht, nicht arbeitet, kein Auto fährt, sich nicht schminkt. Mit fast 50 entschied sie, sich neu zu erfinden. Sie zog zu ihrem Freund in die Rue Bonaparte, eine der schicksten und teuersten Straßen im 6. Arrondissement. Die Straße von Catherine Deneuve, jeder weiß das. Sehr schön. Extrem fancy.

ZEIT: In deinem Buch erzählst du, wie sie mit Deneuve eine Zigarette raucht.

Louis: Ich traf sie bei einem Filmdreh und sagte nur, meine Mutter wohne nicht weit von ihr. Sie meinte: »Dann sage ich ihr Hallo.« Ich hielt das für Small Talk – zwei Tage später rief meine Mutter an: »Rate mal, wer mich besucht hat: Catherine Deneuve!« Für sie war das ein Symbol dafür, nicht mehr unsichtbar zu sein. Sie erzählt die Geschichte ständig. Inzwischen begegnen sie sich manchmal, wenn sie beide nachts mit den Hunden draußen sind.

ZEIT: Wohin gehst du mit deiner Mutter?

Louis: Manchmal in teure Restaurants. Als sie herzog, mitten ins Herz der Pariser Bourgeoisie, dachte ich, es schüchtere sie ein. Ein bisschen tat es das auch. Sie sagte: »Sie sind anders, sie sind Geldleute.« Aber ihre Freude daran, sich ein Leben zu stehlen, das ihr eigentlich nicht zugedacht war, war stärker. Sie meinte: »Ich will Champagner, Foie gras!«

ZEIT: Wo zum Beispiel?

Louis: Das beschämt mich etwas, aber im Hotel Lutetia, diesem riesigen historischen Hotel im 6., nicht weit von Le Bon Marché, diesem sehr schicken, sehr teuren Warenhaus, einem der ersten in Paris. Émile Zola schrieb darüber den Roman *Das Paradies der Damen*. Es ist ein Hyper-Luxushotel. Meine Mutter liebt es. Obwohl ich diesen Ort hasse, nehme ich sie trotzdem dorthin mit, weil ich es liebe, sie dort glücklich zu sehen. Ich liebe es, Zeuge ihres Glücks zu sein.

Das Gespräch führte Silke Weber, sie ist verantwortliche Blattmacherin der ZEIT-Sonderausgaben



Auf zur Pinault Collection

Unter der Kuppel der Bourse de Commerce trifft Pariser Geschichte auf die Beton-Rotunde von Tadao Ando. Ideal für eine konzentrierte Dosis zeitgenössischer Kunst aus der seit über 50 Jahren wachsenden Sammlung von François Pinault, 2 rue de Viarmes



Foto: Peter Hirth/leaf

HELSINKI, FINNLAND

»Oodi heißt die Zentralbibliothek von Helsinki, in der es wahnsinnig lebhaft zugeht. Der Bau sieht aus wie ein Segelschiff aus Glas und Holz, und manchmal tanzen Menschen plötzlich Tango in seinen Fluren. Die Finnen sind gut darin, öffentliche Räume anzunehmen, sie buchen Meetingräume für ihre Start-ups, nutzen die Tonstudios, lesen Zeitung. In der Oodi trifft Zahnarzt auf Friseur, alle partizipieren.«

Foto und Text: Peter Hirth

Ein Spaziergang mit dem Schriftsteller Clemens J. Setz durch sein literarisches Wien

VON ADAM SOBOCZYNSKI

KAFKA IST ÜBERALL



Mit Clemens J. Setz zu Kafkas Sterbehaus (Bild unten), der Kapuzinergruft und durch den 1. Bezirk (rechts)

Ich solle mich doch bitte, schrieb der Schriftsteller Clemens J. Setz, am Wiener Bahnhof Heiligenstadt einfinden, um neun Uhr fünfzig morgens. Von dort aus würden wir einen Ausflug unternehmen. Wir würden den Bus mit der Nummer 400 nehmen, es sei nur eine halbe Stunde Fahrt zu unserer ersten Reisetation.

Immer gut, so eine klare Ansage. Ich hatte mir Clemens J. Setz so sehr als Reiseführer gewünscht. Und er hatte, als ich ihn anrief, sofort zugesagt, mir die für ihn wichtigsten literarischen Orte in und in der Nähe von Wien zu zeigen. Orte, die ihm etwas bedeuten. Oder auf die er selbst neugierig ist.

Man muss wissen, dass Clemens J. Setz einer der wichtigsten deutschsprachigen Schriftsteller überhaupt ist, er wurde mit den bedeutendsten Literaturpreisen bedacht, jedes neue Buch von ihm ist ein Ereignis, aber gleichzeitig genießt er den schönen Ruf eines Sonderlings. Nicht ganz zu Unrecht: Seine Literatur rückt zuverlässig das Surreale, das Verrückte, die Realitätsverschiebung, das Böse in den Vordergrund – manchmal auch das nackte Grauen und die hemmungslose Brutalität. Es ist eine Literatur unserer verborgenen Sehnsüchte und unheilvollen Spleens. Seine Romane und Erzählungen handeln von Menschen, die meinen, nicht auf der Erde, sondern im Inneren des Planeten zu wohnen. Von einer Krankenschwester, die Kinder entführt. Von Kellnern mit Zwangsstörungen. Von einer Frau, die in der Kammer eines Riesenrads lebt. Es ist so abgedroschen, von einer kafkaesken

Literatur zu sprechen, aber hier ergibt es völlig Sinn. Diese Literatur bildet nicht die Wirklichkeit ab, sie erzeugt ihre ganz eigene. Auch zu empfehlen: die Essays von Clemens J. Setz, die ab und an auch in der ZEIT erscheinen, etwa über Ufos, deren Existenz ihm auf unheimliche Weise plausibel erscheinen.

Setz, ein hagerer Mann von 43 Jahren, zählt auch zu den wenigen Schriftstellern, deren Äußeres im Literaturbetrieb recht gern kommentiert wird. Er trägt noch immer seinen berühmten schwarzen, langen, lustig zerzausten Bart, ein braunes Cordjackett und eine graue Ballonmütze – eine herrlich eremitenhafte, zeitenthobene Erscheinung. Aber Setz ist gleich sehr zugewandt, begrüßt einen höflich und gar nicht seltsam.

Es ist ein erstaunlich kühler, aber sonniger Frühlingstag. Im Bus sind wir fast allein. Es geht in den Nordosten, nach Kierling, einem Ort am Rande des Wienerwalds, wo die Alpen in verwunschenen Hügellketten an ihr Ende geraten. In Kierling residiert die Österreichische Franz Kafka Gesellschaft, und im selben Gebäude ist der weltberühmte Schriftsteller Franz Kafka vor gut hundert Jahren mit 40 gestorben. Einst war das Haus ein Sanatorium, Kafka sollte hier wegen seiner Tuberkulose behandelt werden. Sein Aufenthalt aber dauerte nur etwa sieben Wochen, die Tuberkulose war auf den Kehlkopf übergegangen, die Schmerzen sollen unsäglich gewesen sein, ein qualvoller Tod. An dem Haus, sagt Setz, sei er immer nur vorbei-, nie aber hineingegangen. Er wisse auch nicht genau, was er sich davon erhoffe,

Kafkas Sterbezimmer zu sehen. Er möge morbide Orte eigentlich überhaupt nicht, aber gut.

Besuchen kann man das Sterbehaus Kafkas, von den meisten Samstagen abgesehen, nur nach Voranmeldung. Es befindet sich an der Hauptstraße des Ortes, ein erstaunlich kleines frei stehendes dreistöckiges Gebäude, erbaut im Gründerzeitstil. Der Lauf der Zeit bringt oft Unstimmiges hervor: Direkt neben dem einstigen Sanatorium Dr. Hoffmann hat die Supermarktkette Hofer (das österreichische Pendant zu Aldi) eine Filiale mit Parkplätzen gebaut – ein Hauch von Tristesse inmitten einer Ortschaft, die bereits zu Lebzeiten Kafkas als edler Luftkurort galt und an diesem Morgen ein klein wenig verlassen wirkt. Die unpassende Szenerie gefällt Clemens J. Setz sofort sehr. Hier würden, sagt er, nicht eingeweihte Gegenstände mit geweihten, der Andacht verordneten zusammengebracht – spannend. Das erinnere ihn, Setz, an die Tatsache, dass in dem Gebäude seiner Wiener Hausbank einst Joseph Roth, Autor des berühmten Romans *Radetzky-marsch*, lebte und dass sein Bankberater namens Roman Schleifer dort nebenberuflich Science-Fiction-Geschichten schreibe und auch veröffentliche. So wie einst Franz Kafka neben seiner Tätigkeit bei der Versicherung Literatur verfasst habe. Alles werde immerzu neu zusammengewürfelt. Und nur so seien Sehenswürdigkeiten und literaturhistorische Orte überhaupt zu ertragen.

Clemens J. Setz hat unseren Besuch angekündigt. Im Kafkahaus zeigt uns die kundige und freundliche Schriftführerin der

Österreichischen Franz Kafka Gesellschaft, Ursula Ebel, im zweiten Stockwerk die kleine, aber ganz und gar wunderbare Ausstellung über die letzten Lebenswochen des dort Verstorbenen, und wie sich herausstellt, hat sich Clemens J. Setz mit Hingabe vorbereitet. Er darf ebenfalls als Experte für die allerletzten Wochen im Leben Kafkas gelten, jedenfalls geraten die junge Schriftführerin und Clemens J. Setz immer wieder in einen anregenden Fachdisput – etwa über die seinerzeit dominanten Therapieformen bei Tuberkulose (Sonnenbaden auf dem Balkon für Vitamin-D-Zufuhr zum Beispiel) oder die Hingabe, mit der die letzte Lebensgefährtin Kafkas, Dora Diamant, ihn umsorgte. Oder über die lakonischen Notizen auf kleinen Blättern, mit denen Kafka zuletzt, auch weil ihm das Sprechen immer schwerer fiel, kommunizierte. Unterbrochen wird der lebhaft Austausch durch ein lautes Poltern an der Haustür. »Ah, das wird der Rauchfangkehrer sein!«, ruft Ursula Ebel, den er warte sie heute nämlich auch. Und schon Sekunden später macht sich der fröhliche Schornsteinfeger (so die Berufsbezeichnung in Deutschland) irgendwo im Haus ans Werk. Der Brandschutz!

Ursula Ebel macht im Laufe des Gesprächs auf einen kuriosen Umstand aufmerksam. Es gebe, sagt sie, in unmittelbarer Nachbarschaft seit einiger Zeit zwei weitere Institutionen, die den Namen Kafka trügen, aber nichts mit unserem Kafka zu tun hätten. Und auch untereinander seien die anderen Kafkas ihres Wissens nicht verwandt. Ein Lokal in der Straße trage den Namen des Dichters, der Weinbau & Heurigen Andreas Kafka, und dann gebe es auch hier um die Ecke die Tischlerei Kafka. Clemens J. Setz gibt zu bedenken, dass er auch jemanden kenne, der Kafka heiße, der werde aber mit v geschrieben. So selten sei der Name, zumal in Österreich, auch wieder nicht.

Wo denn genau unser Kafka gestorben sei, möchte ich wissen. »Ja nun«, sagt Frau Ebel betroffen und führt uns auf den geräumigen Balkon. Von dort aus zeigt sie auf den nebenan liegenden Balkon. Dort genau, hinter den bunten Balkonpflanzen sei das Zimmer, in dem Kafka gestorben sei, aber da könne man leider nicht hin. Das Sanatorium sei irgendwann in Wohnungen aufgeteilt worden. Da wohne jetzt jemand ganz außerhalb des Zugriffs der Österreichischen Franz Kafka Gesellschaft. Das finden wir spontan natürlich ganz wunderbar: Wieder sind das Heilige und das Profane, das Weihevoll und das Alltägliche vermengt. Ein nach diesen Maßstäben idealer touristischer Ort.

Die zweite Station unserer Reise ist nur einen zwanzigminütigen Fußmarsch entfernt: das Museum Gugging. Es ging aus der Niederösterreichischen Landesnervenklinik Gugging hervor, in der die ausschließlich männlichen Patienten einige Jahre lang zu künstlerischer Betätigung animiert wurden, vor allem in den Achtziger- und Neunzigerjahren. Aus der Klinik sind die noch heute bekannten Künstler August Walla und Oswald Tschirtner hervorgegangen, aber auch Schriftsteller wie Ernst Herbeck und der etwas in Vergessenheit geratene Edmund Mach. Das Museum liegt auf einer Anhöhe, und als wir den Weg hinaufgehen, fliegt eine einzelne Dohle um uns herum. Und da nun Dohle auf Tschechisch ausgerechnet *kavka* heißt, mahnt Setz an, dies bloß nicht im Artikel zu erwäh-

nen. Das würde doch zu unwahrscheinlich klingen, wie ausgedacht.

Sogenannte Art brut ist in Gugging zu besichtigen, also großartige, wilde, zum Teil sehr farbenfrohe Kunst von Laien und Menschen mit einer psychischen Erkrankung. Von Setz besonders bewundert: das karikaturhafte, recht berühmte Gemälde *Rudolf Horacek in Mannswörth* von Rudolf Horacek aus dem Jahr 1984, das eine schwarz umhüllte Figur mit weit aufgerissenen Augen zeigt – ein Selbstporträt der Angst. FunFact: Auf einem der Fotos in den Ausstellungsräumen ist David Bowie zu sehen. Der war nämlich auch mal in Gugging, im September 1994, um Inspiration für ein neues Album zu finden.

In Gugging kommen wir auf Umwegen immer wieder auf Kafka und grundsätzlich auf die Literatur zurück. Wer mit Clemens J. Setz Zeit verbringt, hat das Glück, sehr dringliche Lektüretipps zu erhalten. Setz ist ein manischer Leser mit ausgiebigem Hang zum Missionarischen: Seit Jahren, erzählt Setz, animiere er Menschen dazu, den amerikanischen Schriftsteller Guy Davenport zu lesen. Eine Schande, dass ihn kaum jemand kenne. Der Einfluss von Kafka auf dessen Werk sei übrigens ganz enorm.



Zum Mittagessen geht es ins feine Restaurant Plachutta in Wien-Nussdorf. Wir setzen uns in den Innenhof, und Setz bestellt Tatar. Rohes Fleisch, erzählt er, möge er sehr. Jahrelang sei er Veganer gewesen, was ihm gesundheitlich aber nicht gut bekommen sei. Jetzt sei das Pendel mächtig umgeschlagen. Er sei zum Beispiel regelrecht süchtig nach frischer Ziegenmilch, die er manchmal mit Rinderblut vom Metzger vermische. Er überlegt kurz: Doch, doch, das dürfe ich aufschreiben. Was sei schon dabei. Keine Sekunde denkt man, dass Setz scherzen könnte. Das Tatar isst er mit großem, glücklichem Appetit.

Die letzte Station führt uns in den 1. Bezirk. Genauer gesagt: in die Kapuzinergruft, die berühmte Grabstätte der Habsburger. Auch Sisi und Franz Joseph liegen hier in prachtvoll-verspielten Sarkophagen. Natürlich sprechen wir über Joseph Roth, über dessen Roman *Die Kapuzinergruft*, die kleine Fortsetzung des *Radetzky-marschs*. Und über Roths große Trauer, dass die multikulturelle Monarchie vom rassistischen Nationalismus abgelöst wurde. Über Umbrüche in der Geschichte. Setz erzählt, dass er sich gedanklich gern in die Vergangenheit versetze. Dass er sich dort letztlich am wohlsten fühle. Aus privaten Gründen lebe er seit acht Jahren in Wien. Angenehm sei die Stadt vor allem an den Rändern, abseits des Trubels. Er sei ein ganz großer Anhänger mittelgroßer Städte. An Graz in der Steiermark, seine Heimatstadt, denke er zum Beispiel oft, ein regelrechtes Heimweh ergreife ihn manchmal, wenn er an Graz denke.

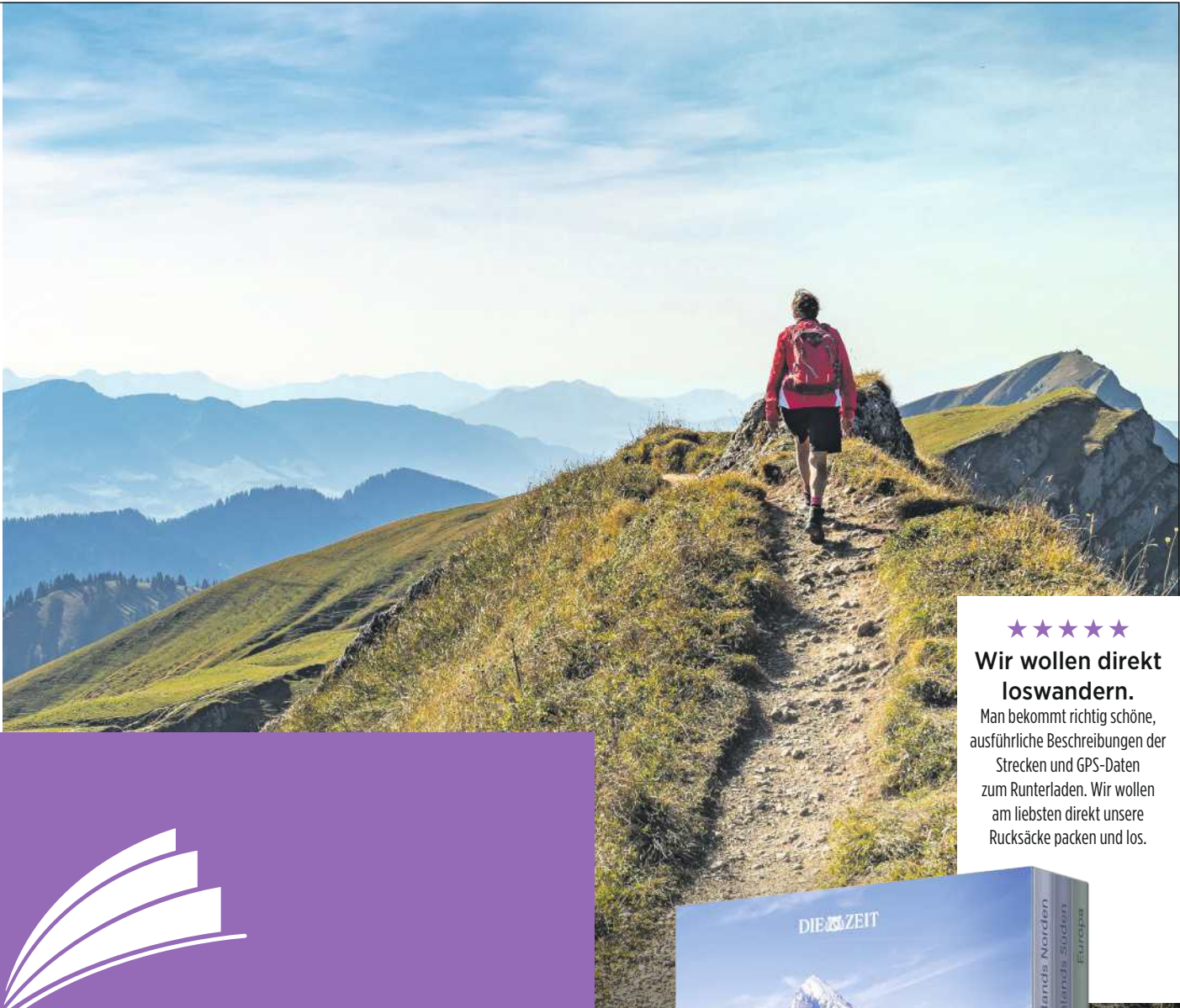
Auf dem Weg ins Hotel in der Wiener Josefstadt erreicht mich noch am Abend eine Nachricht von Clemens J. Setz. Er lese gerade, im Museum Gugging habe es gebrannt. Das Feuer müsse kurz nach unserem Besuch ausgebrochen sein. Die Feuerwehr habe mächtig zu tun gehabt. Niemand sei zu Schaden gekommen, und die Kunst sei unversehrt.

Adam Soboczyński ist Literatur-Chef im Feuilleton der ZEIT



Tafelspitz oder Schulterschmelz?

Die Plachutta-Gaststätten gelten seit 1993 als die Tafelspitz-Lokale schlechthin. Es gibt mehrere Filialen in der Stadt, ein kleines Imperium. Doch in die Nussdorfer Filiale verirren sich nur wenige Touristen. Und der Kenner bestellt Schulterschmelz, das ist (noch) saftiger als Tafelspitz



ZEIT-EDITION »STÄDTEZAUBER«
**Unterschätzte Lieblingsorte
in Deutschland und Europa**

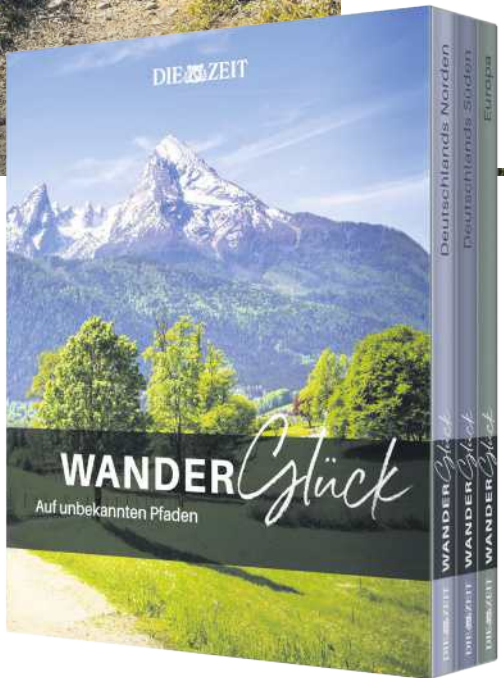
Über 80 Städte und Regionen |
von Riga bis Valencia, von Bamberg bis Zagreb |
3 Bände im Schuber mit je 288 Seiten
64,95 €* | Bestell-Nr.: 47044



**Entdecken Sie
handverlesene
Reiseideen
der ZEIT**



Jetzt bestellen:
shop.zeit.de/reisen



ZEIT-EDITION »WANDERGLÜCK«
**Auf unbekannten Pfaden
durch Deutschland
und Europa**

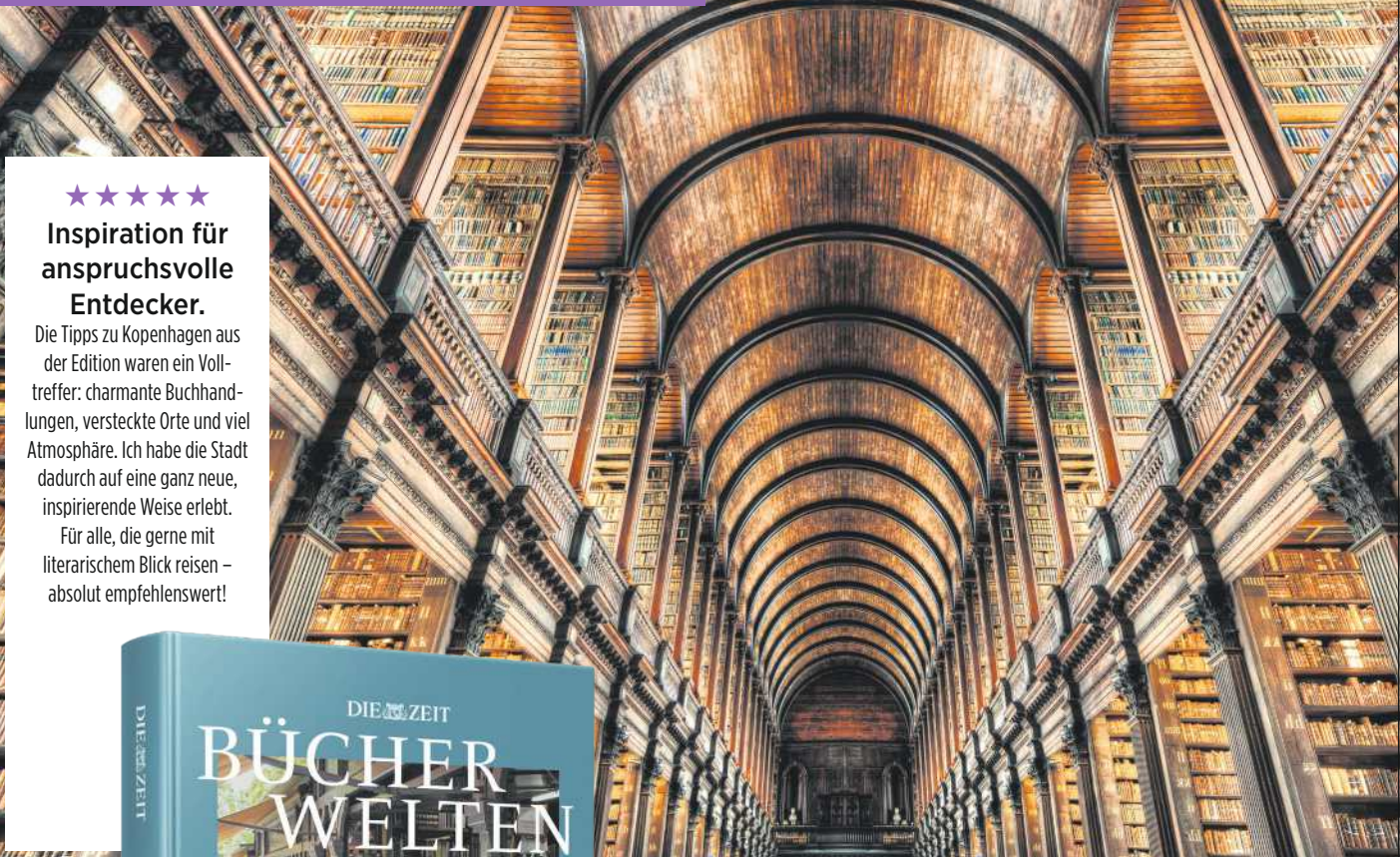
65 inspirierende Wanderungen | einfache bis
herausfordernde, auch mehrtägige Touren |
GPS-Daten zum Download
64,95 €* | Bestell-Nr.: 44672

★★★★★
**Wir wollen direkt
loswandern.**
Man bekommt richtig schöne,
ausführliche Beschreibungen der
Strecken und GPS-Daten
zum Runterladen. Wir wollen
am liebsten direkt unsere
Rucksäcke packen und los.

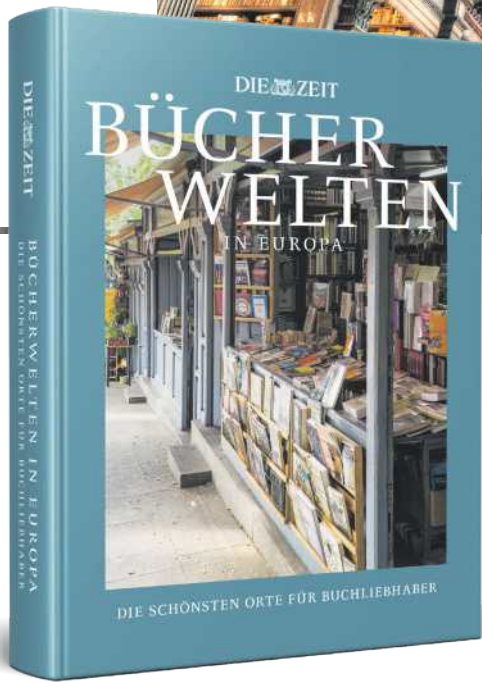


ZEIT-EDITION »HIN UND WEG!«
**77 Sehnsuchtsziele
in Deutschland**

Eine kulturelle Deutschlandreise |
Lieblingsorte prominenter Persönlichkeiten |
Berührende Geschichten zwischen
Großstadt, Wald und Meer
35,00 €* | Bestell-Nr.: 50148



★★★★★
**Inspiration für
anspruchsvolle
Entdecker.**
Die Tipps zu Kopenhagen aus
der Edition waren ein Voll-
treffer: charmante Buchhand-
lungen, versteckte Orte und viel
Atmosphäre. Ich habe die Stadt
dadurch auf eine ganz neue,
inspirierende Weise erlebt.
Für alle, die gerne mit
literarischem Blick reisen –
absolut empfehlenswert!



ZEIT-EDITION »BÜCHERWELTEN«
**Die schönsten Orte für
Buchliebhaber in Europa**

Von Bibliotheken, Bücherdörfern und legendären
Buchhandlungen | Auf den Spuren berühmter Autoren |
Persönliche Tipps von ZEIT-Autorinnen |
Empfehlungen für Hotels, Events und Lektüren
39,95 €* | Bestell-Nr.: 48984



Komm mal her

Budapest nimmt einen fest in den Arm, wie es Großmütter tun. Vom plötzlichen Aufatmen einer alten Stadt

VON MARLENE KNOBLOCH

Seit einer Weile träume ich von Krautstrudel. Das hat viele buttrige Gründe, die letztgültig ein Therapeut klären muss, aber es begann mit dem Text der großen Schriftstellerin Nora Ephron *The Last Strudel*. Ephron jagt darin ihrer Erinnerung, einem verlorenen Geschmack und einem Bäcker nach, der seinen Laden in Manhattan eines Tages schloss, ohne sie zu warnen. Als philophile Teigverteidigerin mit großen Verpassängsten fiel ihre Sehnsucht bei mir auf fruchtbaren Boden. Jener Krautstrudel, schrieb Ephron, war »süß, deftig und völlig überraschend, wie alle guten Dinge«. Und ich wusste, es gab nur einen einzigen Ort, an dem ich ihn finden würde: nein, nicht im süßen Paris, nicht im deftigen Wien, schon mal überhaupt nicht im langweiligen München. Ich musste nach Budapest.

Als wir in den Bahnhof Keleti einfuhren, der erste reisemüde Gedanke: Ah, das Paris des Ostens! Aber wie soll man Städte miteinander vergleichen? Es ist ja schon schwer, sie zu beschreiben. Als könnte man tausend Jahre voller Geschichten, von Mongolen, Osmanen, Tataren, Österreichern, von verarmten Gräfinnen und Kommunisten, von Revoluzzern und Funktionären, von Backpackern und Jungesellenabschieden, ach, von den vielen Momenten, die sich allein schon zwischen diesen gelblichen, bröckelnden Bahnhofswänden abspielen, in ein paar faule Sätze pressen. Das Einzige, was man begreift, wenn man an so einem frühen Abend in einer Stadt wie Budapest ankommt, ist die Atmosphäre.

Die Stadt schimmerte an diesem Apriltag golden, herbstlich, als seufzte in diesem für seine unveränderlichen Melancholiker bekannten Ungarn selbst der Frühling. Die Luft war trocken und streng, und als wir durch die breiten Straßen voll alter Pracht liefen, fiel mir die Stille auf. Sie konnte mit der historischen Wahl für oder gegen Orbán, für oder gegen Europa, zusammenhängen, die an diesem Wochenende stattfand, mit der Angst und Unruhe, die in den Menschen tobte. Aber Ungarn scheinen generell leise zu sein, sie fahren leise Zug, sprechen leise im Kaffeehaus, was sie sehr angenehm, aber auch ein bisschen traurig macht. Die Ungarn haben gute und schlechte Gründe, melancholisch zu sein, wichtig ist, dass sie einen Grund haben. In einem Vorort von Budapest würde ich ein paar Tage später vor einem Marmordenkmal stehen – mit einer Karte des »großungarischen Reichs«, samt all jenen Gebieten in Rumänien, der Ukraine, Österreich und so weiter, die Ungarn vor über hundert Jahren nach dem Vertrag von Trianon 1920 verlor. Das Land schrumpfte damals um etwa zwei Drittel. »Ein Zwerg, wer seine wahre Größe vergisst«, stand wie als Erinnerung ans Erinnern unter der Skulptur. Vor ein paar Jahren führte Orbán offiziell einen nationalen Gedenktag ein, um im schönsten Juni jener alten Größe nachzutruern, die in dieser Form streng genommen nur 51 Jahre existierte, nämlich während der Doppelmonarchie mit Österreich. Aber vermutlich drängen sich in Budapest genau deswegen so viele verschiedene Einflüsse aneinander, türkische Dampfbäder, Habsburger Sachertorten, eine transsilvanische Burg: Man lässt nicht gern los.

Eigentlich sollte ich mit meinem halb ungarischen Begleiter durch diese Stadt streifen, aber der lag mit plötzlichem Fieber im Grandhotel und ächzte, als hätte ihn eine Krankheit aus dem 18. Jahrhundert heimgesucht, die man aus Nostalgie hier natürlich auch bekam. Ich versprach, die Strudel-Expedition zu verschieben, und ging ins Párisi Udvar, das Hotel Pariser Hof. Statt all die eklektischen Einflüsse zu beschreiben, von denen Ihnen schwindlig würde, verrate ich nur so viel: Es war, als säße man in



Foto: Karina Cervoni/Kinzing/Connected Archives. Illustration: Tobias Beck für DIE ZEIT

Schach und Thermalwasser gehören im neobarocken Széchenyi-Bad zusammen

einer lang gezogenen Galerie Lafayette unter milchigem Keramikdach mit viel aufmerksamerem Personal als in Paris und Somló Galuska, der himmlischen Süßspeise, auf der Karte. Ein Quartett spielte *The Girl from Ipanema*, und ich dachte, dass das der Beginn eines Woody-Allen-Films sein könnte. Bald würde mich wahrscheinlich der Urenkel eines verarmten Barons ansprechen und mir von seinem gestohlenen Familienschloss am Ufer des Balatonsees erzählen. »Oh, mein Gott, ich hatte ja keine Ahnung!«, würde ich zu der Angelegenheit beitragen und tiefer ins Schlamassel geraten. Aber niemand sprach mich an, außer der Geigenspieler, der mich fiedelnd anschäufte, weswegen ich konzentriert auf die Tischplatte starrte. Das Quartett spielte

jetzt Queen. Ich löffelte Gulaschsuppe, eine scharfe Wärme breitete sich in mir aus. Paris tröstet wie ein Liebhaber mit schlechtem Gewissen, Eclairs, Macarons, Agent Provocateur. Budapest dagegen nimmt einen fest in den Arm, wie eine Großmutter, Gulasch, Strudel, Palatschinken. Schon das Wort »Palatschinken« tröstet. Der offene, symmetrische Laut der zwei a, hinter die derbe Fleischlust brettet. Ich beglich die dreißigtausendigendwas Forint auf der Rechnung, fühlte mich wie ein Kind im Kaufladen, das »zehn Trillionen Euro« für eine Tüte Milch für einen angemessenen Preis hält, und zog ziellos weiter.

Was übrigens der beste Modus für Budapest ist. Man kann hier herrlich flanieren. Wer brav die Fischerbastei oder die große

Synagoge besucht, um sich später in die Schlange des New York Cafés zu stellen und seine Dobostorte zu fotografieren, glaubt auf dem Heimweg am Ende noch, Budapest sei ein Museum, ein Ort der Vergangenheit. Dabei kann man die Grandezza viel mehr leben als in Paris. Allein der unglaubliche historische Ballsaal im Corinthia Hotel, das früher wirklich Grand Hotel Royal hieß und in dem jetzt Konzerte stattfinden. Hierhin würde mich vermutlich der Baronenurenkel einladen, und ich würde mangels Alternativen und weil mein eigentlicher Begleiter noch immer fast im Sterben lag, annehmen. Irgendwie gäbe es einen Zeitsprung, alles wäre schwarz-weiß, und die Lumière-Brüder wären gerade dabei, eines der ersten Kinos Ungarns zu eröffnen, unter den tonnenschweren Kron-

leuchtern. Später würden alle im Palmenrestaurant mit Champagner und Palinka tanzen. Dann gäbe es noch mal einen Zeitsprung, alles wäre jetzt in blasser Farbe, das Hotel komplett heruntergekommen, über dem Kinosaal stünde der Name »Der rote Stern«, und der verjagte, verarmte Baronenurenkel würde meinem 1958er-Ich einen traurigen Brief schreiben. Den ich verbrennen würde, damit ihn kein kommunistischer Schnüffler findet. Denn ziemlich genau so erging es Budapest: großer Glanz in den Gründerjahren, großer Verfall im Kommunismus. Und zuletzt eine Stadt zwischen mit Lichterketten behangenen Ruinen und gemächlich renovierten Prachtbauten. Eine Stadt, die sich nach Westen sehnte, und die von einem immer autoritärer regierenden Präsidenten Richtung Russland gezerrt wurde.

Aber ich streifte nur durch die breiten, überraschenden Straßen, der Geruch von vielen Stunden gekochten Kichererbsen, den ich bisher nur aus Tel Aviv kannte, hing in den Straßen des jüdischen Viertels. In den Bars blätterte ich durch mindestens sieben Seiten ungarischer Weinsorten. Über die ganze Stadt verteilt sich Restauranttische auf den Gehwegen und Plätzen, Menschen, die draußen saßen, Budapest besaß mit seinen seltsamen vollgestellten Ruinenbars eine gewisse Hostel-Aura im besten Sinne. Die schönen Fassaden schluckten jede Geschmacklosigkeit, sogar die der Jungesellenabschiede. Ich ahnte ja noch nicht, dass sie in genau jenen Bars, auf diesen Tischen mit viel Schnaps bald Weltgeschichte feiern würden, die sie selbst geschrieben hätten, nämlich als Liebesbrief Richtung Europa.

Letztlich überlebte mein Begleiter, auch dank der Fürsorge des gesamten Hotelpersonals, und führte mich schließlich zu einem Strudelbäcker. Die ganze Auslage war bestückt mit Strudeln, Mohnstrudel, Kirschstrudel, Fleischstrudel und, etwas zerdrückt, schüchtern, blass gegen die leuchtend bunten Konkurrenten um ihn herum: Krautstrudel.

Wissen Sie, es ist kein Zufall, dass die Ungarn große Strudelkünstler sind. Der Strudel präsentiert sich bescheidener als ein wie in Chaneles kleines Schwarzes gehülltes Eclair, er glänzt nicht luxuriös wie eine Zitronentarte, und doch ist ein Strudel nicht weniger raffiniert, erfordert Präzision und Vertrauen in das Ausziehen des Teigs, so weit, bis man ihn in feinen Schichten um warme Äpfel oder Kohl schichten kann, ohne dass er reißt. Und was soll ich sagen? Vielleicht, dass ich jetzt noch an diese sinnhafte Komposition aus Süße und Deftigkeit auf meiner Zunge denke. Daran, wie verschlungen dieser Strudel, die Stadt und das Land waren, mit Europa, dem vergangenen und plötzlich auch dem künftigen. Dass ich noch immer die Freudenschreie über der Donau höre und die schweren, runden Männer wie glückliche Käfer über die Ringstraße kullern sehe. Dass ich noch immer an die Frau denke, die auf dem Batthyány-Platz einen Bekannten im Vorbeigehen erkannte, ihn aus der Menge zog, wie sie sich staunend anschauten und dann küsst. Dass ich an diese wilde, irre Freude der jungen Budapestener denke, die sich von den letzten sechzehn Jahren befreiten, tanzten und sangen und auf Bäume und Rolltreppen und Dächer kletterten, die mir zeigten, dass nicht alles immer schlimmer werden musste. Dass sie nicht nur seufzen, sondern auch jauchzen konnten. Und dann dachte ich schließlich, dass es mich schlicht beruhigte, wenn Strudelteig etwas aufs Unwahrscheinlichste zusammenhielt.

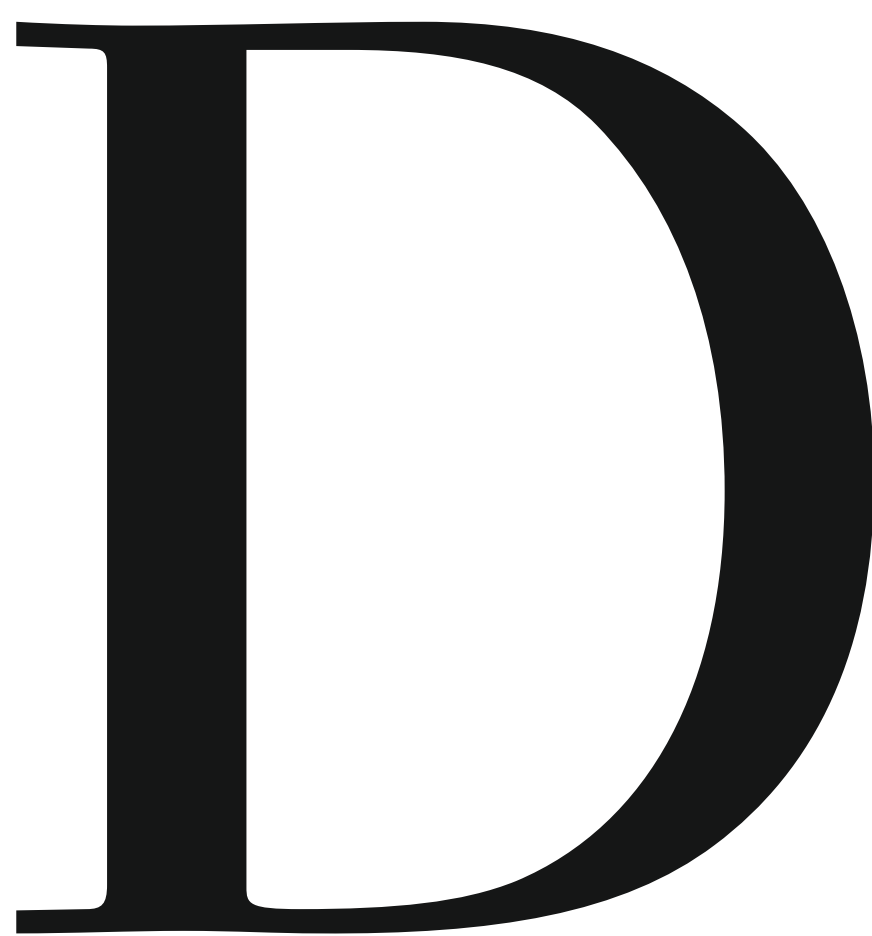
Marlene Knobloch, 31, ist Reporterin im Feuilleton der ZEIT

Alter Glanz

In der Lobby des Corinthia-Hotels fühlt man sich wie im Film »The Grand Budapest Hotel«, zu dem sich Regisseur Wes Anderson hier tatsächlich hat inspirieren lassen. Das hoteleigene Spa gehört zu den schönsten Thermalbädern der Stadt. Erzsébet krt. 43–49

»Frauenfrage nicht gleich ansprechen!«, notiert THEA DORN auf dem Flug nach Athen – sie hat eine Verabredung mit der antiken Demokratie. Lässt sich noch mal mit ihr reden?

Politische Geschäfte



Diese Reise macht mir Angst. Ich fliege nicht nach Athen, um mich vom Strom verzückter Touristen die Akropolis hinauftragen zu lassen; um mich im neuen Akropolis-museum zu fragen, wann Großbritannien endlich den Anstand besitzt, die geraubten Parthenon-Marmore an Griechenland zurückzugeben; um meine Sandalensammlung im Flagship-Store von Ancient Greek Sandals um ein Paar zu erweitern.

Ich fliege nach Athen, weil ich eine Verabredung mit der antiken Demokratie habe – und keine Ahnung, wie das gutgehen soll. Wird sie sich wirklich zeigen? Wird sie geneigt sein, mit mir zu reden, mit einer Frau und, aus griechischer Sicht, noch dazu einer Barbarin?

Denn leider ist es ja so: Diese selbstbewussten Männer, die sich vor rund zweieinhalbtausend Jahren als erste Menschen in das Abenteuer gestürzt haben, aus Untertanen Bürger zu machen und alle Macht im Staate von ebendiesen ausgehen zu lassen, waren nicht bloß Sklavenhalter – am Eingang zu ihrer fabelhaften Demokratie haben die Athener eine große Tafel aufgestellt: Fremde und Frauen, draußen bleiben!

Während ich im Flugzeug über der Adria – oder ist es bereits das Ionische Meer? – nervös von einem Wein trinke, der auf den schönen Namen Areti (»Tugend«) hört, beruhige ich mich mit dem Gedanken, dass kein Theater der Welt krassere Frauenfiguren auf die Bühne gebracht hat als die klassische griechische Tragödie: Klytämnestra, Elektra, Medea, Antigone! Wenn sich im antiken Athen quasi die Hälfte der Bürger jährlich versammelt hat, um solche Stücke anzuschauen, wird man auch eine wie mich ertragen. Im Übrigen hat mir nie eingeleuchtet, wie sich die eklatante Frauenverachtung im alten Athen damit verträgt, dass die Stadt als oberste Schutzgottheit Athene verehrt hat, die militant-kluge Tochter des Zeus, die dem Kopf ihres Vaters in voller Waffenmontur entsprungen sein soll.

»Frauenfrage nicht gleich ansprechen!«, schreibe ich in mein Notizbuch, und dann setzt die Maschine auch schon am Flughafen Athen-Eleftherios Venizelos auf.

Eine Berliner Freundin hat mir geraten, kein Taxi zu nehmen, der ÖPNV in Athen funktioniere ausgezeichnet. Die Rolltreppe zum U-Bahnhof ist gesperrt. Der Zug, der irgendwann kommt, braucht statt der geplanten fünfzig Minuten zur Innenstadt siebzig. Ich lasse mein Notizbuch stecken. Ich bin nicht nach Athen gekommen, um mit der antiken Demokratie darüber zu spekulieren, warum in den meisten heutigen Demokratien so wenig klappt.

Das heißt, doch, ich bin nach Athen geflogen, weil ich an der gegenwärtigen Demokratie verzweifle. Wobei der marode Zustand öffentlicher Transportmittel natürlich nicht das eigentliche Problem ist. Aber er ist ein Symbol. Wir haben uns in so viele Widersprüche verstrickt, dass Stillstand und Hektik kein Gegensatz mehr sind. Dafür wächst der Gegensatz zwischen Bürgern und Staat, was vermutlich die tödlichste Krankheit ist, die eine Demokratie befallen kann.

Als ich aus dem U-Bahnhof Monastiraki ins Tageslicht trete, weiß ich nicht, was mich mehr blendet – die Sonne oder die Akropolis, die sich so strahlend weiß über der durchaus etwas angeschmuttelten Stadt erhebt, als ginge sie alles, was hier unten passiert, schon lange nichts mehr an.

Was für ein Albtraum, denke ich, dass dieses Wunderwerk in seiner besten Zeit knallbunt gewesen ist. Andererseits: Was erzählt es über mich, dass ich das bleiche, ausgedünnte Skelett für die einzig schöne, wahre Gestalt halte?

Doch will ich ja ohnehin nicht auf die Akropolis, den Tempel-, Fest- und Festungshügel, auf dem sich die antike Demokratie verherrlicht hat, sondern auf die Pnyx – den unscheinbareren Nachbarhügel, auf dem sie zu Hause gewesen ist.

Von Google Maps lasse ich mir vorgaukeln, auch heute führe noch ein Weg von der Agora hinauf zum Versammlungsort. Also zahle ich meinen Obolus, um das umzäunte Gebiet des einstigen Marktplatzes betreten zu dürfen. Andächtig verlangsamt sich mein Schritt. Wie erhebend wird es sein, auf den Überbleibseln jener Straße zu wandeln, auf der sich vor zweieinhalbtausend Jahren die Athener bewegten, wenn sie sich von ihren privaten Alltagsgeschäften ab- und den politischen Geschäften zuwandten!

Ich irre über dürres Gelände, vorbei an mageren Katzen und noch ausgezehrteren Mauer- und Säulenresten, der Hephaistos-Tempel in meinem Rücken ist prächtig, aber nicht mein Ziel. Ich muss einsehen, dass ich so nicht zur Pnyx komme. Also raus aus dem Trümmerfeld, auf die andere Seite des grünen Metallzauns, dorthin, wo goldene Lorbeerkränze für drei Euro das Stück verkauft werden, wo Maiskolben und Maronen vor sich hin kokeln, wo Menschen dieselben bunten Mischgetränke schlürfen wie in Mailand oder Madrid.

Ich folge der breiten, weiß gepflasterten Fußgängerstraße, die zu meinem Ärger nach Paulus benannt ist, jenem wackeren Apostel, der vor knapp zweitausend Jahren meinte, er müsse vom Areopag aus die Tempel und Götterstatuen als Götzenzeug beschimpfen.

Endlich erhebt sich zu meiner Rechten ein parkartiger Hügel. Ich entdecke einen Marmorstein, der auf einem zerfurchten, tatsächlich uralt anmutenden Straßenfragment liegt, er trägt die Inschrift: »East road to Pnyx«. Mein Herz schlägt schneller: Vor mir taucht eine wuchtige Mauer auf, die einst zum Ort der Volksversammlung gehört haben muss. An ihr vorbei steige ich aufwärts, und plötzlich öffnet sich vor mir ein abschüssiges freies Feld.

Hier. Hier muss es gewesen sein. Hier hat die Demokratie angefangen. Mit einer Vorsicht, als könnte er unter mir zerbröseln, setze

ich mich auf einen Stein, der zu einer weiteren Mauer gehört haben mag. Ich versuche, den Ort zu verstehen. Dass hier einmal eine halbkreisförmige Anlage gewesen ist, lässt sich allenfalls errahnen. Das Bema, die steinerne Rednertribüne, steht merkwürdigerweise oben am Hang. Eine Tafel erklärt mir, wie die Pnyx im Laufe der knapp zwei Jahrhunderte, in denen sie der Ort der direkten Demokratie gewesen ist, Richtung und Gestalt geändert hat.

Ich schließe die Augen, um besser zu sehen. Sechstausend Bürger haben hier gesessen und über Krieg und Frieden und alle anderen Staatsangelegenheiten diskutiert und abgestimmt. Sechstausend Bürger haben hier bewiesen, dass Demokratie möglich ist. Dass derjenige Staat der erfolgreichste ist, der seine



Hier wurden aus Untertanen Bürger. Doch die Pracht bröckelt

Bürger für voll nimmt; in dem keiner fürchten muss, mundtot gemacht zu werden. Wie sagte Perikles? *Frei leben wir als Bürger im Staat und frei vom gegenseitigen Misstrauen des Alltags, ohne gleich dem Nachbarn zu zürnen, wenn er sich einmal ein Vergnügen macht, und ohne unseren Unmut zu zeigen, der zwar keine Strafe ist, aber doch durch die Miene kränkt.*

»Ich mag an keinem andern Ort mich setzen als auf der Pnyx.«

Ein heiseres Stimmchen beginnt zu kichern. Ich schaue mich um, sehe aber niemanden. Außer mir haben sich nur wenige Menschen auf die Pnyx verlaufen.

»Du willst reden?«

Ich entdecke eine Schildkröte, die sich durchs Gras auf mich zuschiebt.

»Falsche Stunde, ganz falsche Stunde. Immer nur morgens haben wir getagt.«

»Das ist nicht wahr«, rutscht mir heraus: »Ich bin von Berlin nach Athen gereist, um mit einer Schildkröte zu reden?«

»Du bist nicht weiter gereist als ich. Vor dir bin ich heute aufgebrochen.«

Schon klar, will ich sagen, und Achill konnte dich, ganz gleich, wie schnell er gerannt ist, niemals einholen, reiße mich aber zusammen. Was habe ich denn erwartet? Dass mich Perikles persönlich begrüßt?

»Also gut«, sage ich. »Ich brauche deinen Rat. Ich lebe in einer Demokratie, in der sich das Volk – du würdest sagen, der Demos – zwar nicht selbst regiert, aber immerhin Politiker wählt, die es vertreten. Das Problem: Seit einer Weile fühlt sich unser Demos von seinen Vertretern nicht mehr vertreten. Das Misstrauen bei uns ist zwar noch kein grundsätzliches Staatsmisstrauen wie hierzulande. Doch mittlerweile beschwert sich auch unser Demos von morgens bis abends, was einzig dazu führt, dass die Vertreter, die er gewählt hat, noch kopfloser herumregieren und so weiter. Wie kommen wir da wieder raus?«

»Das Problem ist immer der Mensch.«

Ich frage mich, ob alle Schildkröten so ein grimmiges Grinsen im Gesicht haben. Laut sage ich: »Das glauben die meisten, die heutzutage die Demokratie retten wollen, auch. Sie halten das Wahlvolk für tendenziell unzurechnungsfähig; für egoistisch, unvernünftig, inkompetent. Sie glauben, dass die Demokratie nur durch starke Institutionen zu verteidigen ist; durch Gerichte; und am besten auch durch Expertenräte; so wie Platon von der Philosophenherrschaft geträumt hat.«

»Der war mein Freund nicht. Siehst du den Felsen da drüben?« Mein Gegenüber reckt seinen ledrigen Hals. Ich entdecke vor der Akropolis eine Kuppe, auf der es wimmelt wie auf einem Affenfelsen in der Abendsonne.

»Das ist der Areopag. Dort hatte einst der mächtige alte Adelsrat seinen Sitz. Solange das letzte Wort bei ihm lag, war keine Demokratie. Erst musste der Areopag entmachtet werden.«

Ich verkneife mir die Bemerkung, dass Paulus sich für seine antikenfeindliche Suada dann ja das richtige Plätzchen ausgesucht habe. »Aber die Sehnsucht nach dem weisen Rat und dem großen Mann, der sagt, wo's langgeht, die hatten ihr doch auch. Als ihr im Peloponnesischen Krieg nicht mehr weiterwusstet, was habt ihr da getan? Die Verantwortung einem Ältestenrat zugeschoben. Davor habt ihr jahrzehntelang gemacht, was der große Perikles euch gesagt hat. So war es dem Namen nach Demokratie, in Wirklichkeit aber Herrschaft des ersten Mannes.«

»Brav hast du unseren Thukydides studiert.« Mein Gesprächspartner stößt wieder

sein heiseres Kichern aus. »Nichts Schlechtes aber ist ein Mann, der dem Volk mit seinen Worten Angst einjagt, wenn es dreist und überheblich wird; der es aufrichtet und ihm Mut einflößt, wenn es sich grundlos fürchtet. Immer haben wir nach oben geblickt. Nicht allerdings, um wie Schafe dem Leithammel zu folgen. Weniger noch, um zu beneiden. Wir haben aufgeblickt, um zu lernen; um kühner zu werden; besonnener; um über uns hinauszuwachsen. Entmachtet haben wir den Adel, nicht geköpft. Gezeigt haben wir, dass wahrer Adel das ärmlichste Kleid tragen kann, wenn er nur tapfer seinen Dienst an der Stadt erfüllt. Ein Volk, das seine Aristokratie stürzen will, muss sich selbst zur Aristokratie hinaufreckten.«

»Aber das ist doch Selbstverklärung!«, rufe ich. »Du hast mehr als einmal verrückte, maßlose, grausame Entscheidungen gefällt. Du bist den billigsten Demagogen hinterhergerannt, wenn sie dir nur nach dem Maul geredet und den nächsten Tankrabbat versprochen haben!«

»Tankrabbat?«

»Egal. Wie hieß er gleich wieder, der Schurke, der dafür plädiert hat, alle Einwohner des armen Mytilene abzuschlachten? Der Brüllochs mit der Donnerstimme? Über den Aristoteles geschrieben hat, er habe als Erster ihr gestanden und geschrien und geschimpft – vulgär gegürtet?«

»Er war der Anfang meines Endes.« Mein Gegenüber schließt die Augen. »Immer ist der Mensch das Problem. Und immer ist die Lösung einzig der Mensch.« Sein faltiger Hals beginnt unterm Panzer zu verschwinden.

»Stopp!«, rufe ich, »du kannst dich jetzt nicht einfach verziehen. Ich habe noch so viele Fragen! Warum ist dir irgendwann die Kraft oder die Geduld oder die Disziplin oder was auch immer ausgegangen, um genug Menschen hervorzubringen, die Teil der Lösung sind und nicht Teil des Problems? Warum bist du irgendwann müde und gereizt und dumm geworden? Hallo? Und wenn wir schon dabei sind: Wie konntest du Gleichheit predigen, aber gleichzeitig Frauen als bessere Haustiere behandeln? Menschen direkt versklaven? Hallo?«

Ich klopfe auf den ausgebleichenen gelbgrün-grauen Panzer.

»Willst du mir ernsthaft mit auf den Weg geben, dass Demokratie nur funktioniert, wenn irgendwer die Drecks- und Hausarbeit macht und der werte Herr Demos ungestört unter seinesgleichen debattieren kann? Ja, so macht das Spaß mit dem Adel für alle! Aber wieso ist dann dein Niveau den Bach runtergegangen, ohne dass Frauen oder gar Barbaren hätten mitquatschen dürfen? Hey?«

Schweigen unterm Panzer.

Die Akropolis glüht im letzten Abendlicht. Ich versuche mir vorzustellen, wie sie ausgesehen haben mag, als dort noch die gewaltige Athene-Statue stand. Und ich entdecke drei, vier, fünf weitere Schildkröten, die sich durchs Gras der Pnyx schieben.

»Danke«, sage ich leise und weiß nicht genau, zu wem. »Danke, trotz allem.«

Thea Dorn, 55, ist Schriftstellerin und Fernsehmoderatorin

Noch mehr Drama

Das Athens Epidaurus Festival ist ein Sommerfestival für Theater, vor allem antikes griechisches Drama, Musik und Tanz. Es findet von Juni bis August in Athen und im großen Theater von Epidaurus statt

Am Rand des Schwarzen Meeres

Verwunschene Häuser, rostige Laternen, leere Strände: Wer durch Konstanza spaziert, entdeckt den Zauber des Unfertigen

VON DAVID HUGENDICK

Wann immer ich nicht weiß, wohin mit mir, fahre ich nach Rumänien. Bloß nach Konstanza, im Südosten des Landes, eng geschmiegt ans Schwarze Meer, habe ich es bisher noch nie geschafft, obwohl der Name mich schon lange anzog, ein merkwürdiges Flüstern aus einer Landkarte, Konstanza, Konstanza, Konstanza.

Eine rumänische Freundin hat mir mal gesagt, am besten solle ich im Sommer kommen, dann sei die Stadt warm und der Wind nicht so beißend. Nun allerdings ist erst Frühling, und die Stadt friert noch ein wenig, der Wind zeigt seine Zähne (er hat Zähne? Interessant), und am Bahnhof warten sarkastisch verbeulte Taxis auf Fahrgäste wie mich, die offenbar aussehen, als ginge ihr Kalender etwas vor. Ich solle als Erstes unbedingt zum Strand, so wurde es mir vor der Reise empfohlen, er sei unendlich breit und kilometerlang, und der Fahrer fragt durch die Erdbeerduftbaumluft: »Where?« – »Beach« – »Hm-hm.« Nach fünf Minuten durch erblasste Großwohnsiedlungen hält der Wagen an einer Anhöhe. Der Fahrer zeigt auf den Horizont: »Here, beach.«

Zum Strand hinunter sind es viele tiefe Stufen. Am besten geht man sie bedächtig, den eigenen Bandscheiben liebevoll zugewandt, außerdem sieht man in diesem Tempo mehr: das Altrosa der Blutpflaumenblüten am Hang, das Leuchten des Weißdorns, die verschlungenen Laternenkronen, malerisch verrostet.

Und da man schon nach oben guckt, in den südöstlichen rumänischen Himmel, Wolkenandacht, Wolken wie Daunenkissen, Wolken wie Baiser, Wolken, die noch etwas vorhaben im Leben. Sie wehen in herrlichster europäischer Freizügigkeit herüber, von dort, wo die Tanker am Horizont ihr Schweröl wegbringen, wo die Fischerkähne emsig herumtreiben, von dort ganz hinten, wo irgendwann die Türkei kommen muss, leider unsichtbar wegen Erdkrümmung oder bloß wegen schlechter Augen. Ebenfalls: nirgends eine Menschenseele, allerdings Hunderte Möwenseelen, ohnehin oft die bessere Gesellschaft, noch haben die Vögel alles für sich und staksen durch den Sand, als hätten sie gerade etwas angestellt.

In ein paar Wochen schon, dann ist wohl alles überfüllt mit Touristen, dann liegen die Leute aus Bukarest hoch bis nach Mamaia, dem beliebtesten, ballermannlichsten Strand des Landes, im Norden, nicht weit weg. Jetzt dümpelt aber selbst das Schwarze Meer vor sich hin, ein Meer in den Ferien, klarstes Wasser, und es gluckst sein verschlafenes »Ach, Sie? Kommen Sie doch bitte im Sommer wieder« (Ja, das Schwarze Meer ist hier überaus höflich), was mir oben später in der Altstadt auch manche Leute empfehlen, als müssten sie sich für die runtergelassenen Rollläden, für die hochgeklappten Tische der Jachthaftenlokale, für die Leere ihrer Stadt entschuldigen. Wobei es in den meisten Lebensbereichen ja nicht schadet, wenn etwas leer ist statt voll mit dem Falschen. Für die verlassenen Häuser hingegen kann die Jahreszeit nichts. Ich laufe durch die schmalen Altstadtgassen, manche sind überdacht von Lichterketten, ihre schwarz-weißen



Foto: tian/Getty Images

Durch rumänische Städte läuft man wie durch ein Architekturmuseum

Straßenschilder sehen aus wie die Textkarten aus einem Stummfilm, und an den Masten knäueln sich die üblichen Stromkabelgewölle, an denen man sofort erkennt, dass man in Rumänien sein muss.

Durch rumänische Städte läuft man am besten wie durch ein Architekturmuseum, vorbei an einer eklektischen Nachbarschaft aus Bauhaus, Art déco, Neogotik, rumänischer Moderne und natürlich den Irrsinnsklötzen, die sich Nicolae Ceaușescu einmal ausdachte, angeblich zum Wohl seines Volks, das ihn irgendwann zum Teufel jagte.

Am Rand der Altstadt reckt sich ein Zylinderturm auf der Anhöhe über dem Meer in den Himmel, blickt hinaus aufs Wasser aus recht betrübten Fenstern, ein brutalistischer Bau aus der Spätphase des Kommunismus, innen brennt abends kein Licht, außen ist er über die Jahre gletschermüdiggrau geworden. Vorsatz eines anständigen Spaziergängers: dem Zylinderturm immer einen Guten Tag wünschen, ihm vielleicht ein bisschen Gesellschaft leisten, ein paar Minuten am Tag, mit einem Kaffee aus einem der Läden, vor denen junge Menschen dünne Zigaretten rauchen und in denen Minimalismus tatsächlich wie eine Einrichtungsidee aussieht und nicht wie deren Abwesenheit.

Ein beliebter Begriff in Rumänien lautet »ungeklärte Eigentumsverhältnisse«, womit sich die rührende Räumigkeit mancher Ecken erklären lässt, das Verwittern und Verwildern, das nach dem Fall des Kommunismus begann und bis heute nicht so richtig aufgehört hat, trotz EU-Geld da drüben und EU-Geld da hinten und trotz der vollverglachten Traumereien von Immobilienheinis, denen dann auf halber Strecke doch die Lust ausging oder denen nur Einkaufszentren einfelen, in denen niemand etwas kaufen wollte.

Konstanzas Schönheit ist keine, die in Leuchtschrift über den Dächern steht, keine, die schon antiker, kulturfroher, verschauter Ruinenstolz von selbst besorgt, obwohl doch auch die Griechen hier waren, die Römer, die Osmanen und irgendwann die Bulgaren, und alle ließen sehenswertes Säulengerümpel da, es liegt zuweilen einfach unbeaufsichtigt herum. Konstanzas Schönheit muss man sich erarbeiten, es ist der Zauber des Provisorischen, des Trotzigen, des Unfertigen, Halbdurchdachten und Gewesenen. Dass hier ein Vergnügungspark der eigenen Vorstellungskraft liegt, in dem die Fantasie hochtourig anspringt, bereits beim Anblick eines verfallenen Palais: Gedanken an Gamaschen, Taschenuhren und balladeske Hüte, an Europa. Und dann mur-

melt schon wieder der Wind, leise, vielleicht etwas traurig, weil er hier an so vielen vergessenen Türen rüttelt.

In Rumänien helfen zwei Dinge zuverlässig gegen heftige Böen der Melancholie. Erstens: Man kauft sich einen kleinen Riegel der Firma ROM, Schokolade mit selbstbewusstem Rum-Aroma, was jeder unbedingt tun sollte. Und zweitens: Lieder von Maria Tănase, der großen rumänischen Chansonnière, die meistens klingt, als klage sie von einem pompösen Jugendstilbalkon in die Welt hinaus, über die Dinge, die verloren sind, Dinge, die nicht wiederkommen, Dinge, die mal schön waren. Auf Spaziergängen durch Konstanza klingen ihre Lieder fast wie ein historischer Audioguide für vieles, was man heute sieht: Dort drüben in der Villa etwa lebten einst, damals und früher Florin und Narcisa oder Catalin und Rodica, Menschen mit Namen wie aus antiken Spieluhren, jedenfalls liebten sie sich sehr, küssten sich im Schatten der Magnolie, heute wohnt dort nur noch eine Großfamilie aus Efeu.

In Wahrheit habe ich keine Ahnung, wovon Maria Tănase singt. Ich habe oft angefangen, Rumänisch zu lernen, aber kam der Sprache nie wirklich nah, und bis heute stehe ich jedes Mal vor ihr wie ein unglücklich

Verliebter und schaue aus der Ferne auf ihren weltverschönernden Vokalschmuck der Diphthonge und Triphthonge, auf letzte Silben, die LORs und ULS, die von den Wortenden herunterrinnen wie dicke schwarze Wachstropfen an den Kerzen eines Spukschlusses, das irgendwo im Nebelsirup der Berge herumsteht.

Aber es ist so: Aeroportul klingt geheimnisvoller als Flughafen, im Teatrul ist es dunkler als im Theater, und wer möchte nicht im Cazinoul sein ganzes Geld verjubeln? Da steht es, inzwischen wieder stadtfrein rausgeputzt, am Ende einer breiten Wasserpromenade: Konstanzas Wahrzeichen, Konstanzas größter Filmstar, seit es mal bei Francis Ford Coppola vorkam. Eine gleißend weiße Art-nouveau-Schattulle, der offenbar immer die Sonne aufs Dach scheint, egal wie trüb der Himmel sonst ist, egal wie laut der Krach des Industriehafens, der rot-weiß warnbemalten Kräne auf der anderen Seite der Bucht herüberweht.

Das Cazinoul ist der Stolz der Stadt, Windjackenflaneure bleiben hier länger stehen als gewöhnlich, machen, sehr schade, mehr Selfies als vor den strengen Bronzestatuegesicherten, denen man hier unentwegt begegnet, unvergessene rumänische Königinnen, Seefahrer, Wölfe und Harfenistinnen, vielleicht erwachen sie ja nachts zum Leben, wenn niemand mehr guckt, und in Konstanza guckt eben seltener jemand nach, ob alles seine Ordnung hat.

Apropos Metamorphosen: Auch der römische Dichter Ovid hat seine Statue bekommen, er lebte hier einst in Verbannung, als Konstanza noch Tomoi hieß, fürchterlich lang her. Ovid steht auf einem der größten Plätze der Stadt, nach ihm benannt, die Hand am Kinn, was als Dichter damals noch nicht peinlich war (es gab ja noch keine klügelnden Klappentextfotos), er blickt spöttisch herab auf die Passanten, auf die Katzen, die sich auf dem brüchigen Pflaster wärmen, und auf die herrenlosen Hunde, die einem hier kurz hinterherlaufen, aber es nie böse meinen. Und womöglich ist er wirklich versunken in Gedanken. Vielleicht darüber, warum in Rumänien so viel nach Siegen benannt ist, Denkmäler, Plätze und Straßen, obwohl das Land in seiner Geschichte nicht so oft gewonnen hat. Oder warum das Archäologiemuseum, dieser schlosschenhafte Prunkbau, leider gerade geschlossen ist, und wie viele Fledermäuse dort wohl inzwischen unterm Dach leben. Ich kann ihn verstehen.

An einem Abend sitze ich in einem Lokal für Menschen mit teuren Uhren und teuren Haaren, das die besten Mititei (rumänische Hackfleischrollen) der Stadt serviert. Die Kellnerin fragt, wie mir Konstanza gefalle. Ich sage, es sei fantastisch hier, und erzähle von den verwunschenen Häusern, vom Casino und vom verlassenen Strand, den Möwen und den netten Hunden. Sie stutzt und sagt, ich solle doch im Sommer besser noch mal wiederkommen. Nein, nein, es ist jetzt schon wahrlich schön genug hier.

David Hugendick, 46,
ist Kulturkorrespondent der ZEIT

Eben noch nach Bukarest

Das Mița-Biciclista-Haus, benannt nach Maria Mihăescu, der ersten Frau, die in Bukarest Fahrrad fuhr, ist ein Juwel des Jugendstils und beherbergt neben politischen Ausstellungen auch eine herausragende Brasserie. Strada Biserica Amzei 9

ANZEIGE



Serienteil 1
Gratis

Den eigenen Takt finden

Oft glauben wir, mit Kraft und Mühe voranzustürmen zu müssen – und verlieren dabei unseren eigenen Rhythmus. Die neue ZEIT WISSEN-Serie lädt Sie ein, Takt und Leichtigkeit für Ihr Leben zu finden.

Sichern Sie sich die neue Ausgabe kostenlos und lesen Sie den Auftakt unserer großen dreiteiligen Serie. Die beiden Folgehefte erhalten Sie für nur 13 €.

Jetzt bestellen:
www.zeit.de/rhythmus
040/42 23 70 70*

*Bitte Bestellnummer angeben: 2161386



EUROPA, WAS BIST DU SCHÖN!

IN DEN BERGEN

Nino Haratischwili erzählt vom Kaukasus, Alard von Kittlitz badet in Bad Gastein, Bjarni Thorsson reitet zu Islands Vulkanen, Friederike Kempfer feiert die Pyrenäen, Alfons bezwingt die französischen Alpen, und Volker Weidermann erklimmt den Monte Verità



Løkjedalsnuten, Norwegen

»Die kleine Hütte auf einem Gipfel in Bergsdalen erreichten wir nach einer sechsständigen Wanderung. Sie ist eine der vielen DNT-Hütten, die der norwegische Wanderverein Den Norske Turistforening im ganzen Land betreibt. Dahinter: der Fykkesund-Fjord. Das nächste Dorf liegt sechs Kilometer entfernt.«

Foto und Text: Fabian Heigel

Der Berg des guten Lebens

Auf dem Monte Verità träumten die Menschen vor mehr als hundert Jahren von einer idealen Welt. VOLKER WEIDERMANN ist ihrem Traum hinterhergereist

S

Sie waren überfordert von der Zivilisation, den Zwängen des Alltags, niedergedrückt von Streit, den Kriegen, den schlechten Nachrichten überall. Konnte man sich nicht einfach frei machen von alldem? Was band sie denn an die Verstrickungen der modernen Welt? Konnten sie nicht alles anders machen, die engen Kleider abstreifen, einen Ort suchen, an dem es schön ist und der noch nicht besetzt ist von Geld und Streit und Schuld und Menschen?

Sie suchten Sonne, Frieden, Palmen und einen unbesiedelten Ort für wenig Geld. Sie fanden einen Hügel bei Ascona im Tessin am Lago Maggiore. Sie nannten ihn Monte Verità.

Wer heute hier ankommt und das alles zum ersten Mal sieht, im Frühling zum Beispiel, der will den Traumtänzern von damals augenblicklich hinterherträumen. Ein leer gefegter blauer Himmel. Eine Landschaft aus Glück. Wenn man vom Busbahnhof durch die engen Gassen in Richtung See geht und sich der Horizont dann zwischen den alten Häusern öffnet, der hohe Himmel, die Sonne, die gestutzten Platanen am Ufer, die Palmen, die weißen Berge am Horizont, dann weiß man einfach, dass unserem Leben, der Welt, der ganzen Natur eine tiefe Harmonie zugrunde liegt. Dass es einen Frieden gibt, der jenseits von allem liegt. Wenn man nur loslässt, von seinem Ich absieht, lebt, schaut, wartet und freundlich ist und nichts weiter will, als hier zu sein, dann kann alles gut werden. Es liegt hier etwas nicht ganz Erklärliches in der Luft. Ist das der Geist von damals? Ja, gewiss sind es auch die Geschichten, die wir kennen und die hier geschrieben worden sind, von dem Autor Hermann Hesse, der Schriftstellerin Franziska zu Reventlow, den Anarchisten Oskar Maria Graf und Erich Mühsam und all den anderen. Aber das Wesentliche der Glücksmöglichkeiten, die hier jederzeit verwirklicht werden können, ist in der Schönheit der Landschaft begründet.

Sie sind dann einfach losgelaufen, 1900 war das, von München aus, Ida Hofmann, Henri Oedenkoven, Karl und Gusto Gräser und Lotte Hattemer. Sie hatten sich vorher immer mal wieder getroffen, geredet, hatten gemeinsam geträumt von einem besseren Leben, einem Leben ohne Schuld, in einer Gemeinschaft, und dann hatten sie eben irgendwann genug geredet und gingen Richtung Süden. Sandalen an den Füßen, baumwollene Kleider am Leib und Haare, die sie wachsen ließen. Bis sie an diesem idealen Ort ankamen. Ein Städtchen mit bunten Häusern am Ufer eines großen, dunklen Sees. Und gleich oberhalb der kleinen Stadt dann dieser kahle Hügel, wenige Hundert Meter hoch, früher hatte man hier Wein angebaut, aber Rebläuse hatten die Reben vernichtet. Nun lag er wüst und leer, unbeachtet von den Bewohnern der Stadt. Für das Sandalen-Trüppchen aus dem Norden war er: das Paradies.

Sie haben ihn Berg der Wahrheit genannt. Der Name sollte nicht etwa bedeuten, dass sie die Wahrheit schon gefunden hätten, im Gegenteil: Sie hofften, dass sie hier, gestärkt durch die Schönheit und Unschuld des Ortes, die guten Kräfte, die die Natur und jeder Mensch in sich tragen, frei-

legen könnten mit der Zeit. Ein bisschen guter Wille, Sicht auf den See, Licht, Luft, Offenheit und Freundlichkeit – das musste doch reichen.

Vegetarismus war eigentlich die einzige bindende gemeinsame Grundlage für die Bewohner. Dazu kam ein ungezwungenes Verhältnis zum eigenen Körper. Sie waren meist nur mit Sandalen bekleidet. Und sie liebten die Sonne, bauten sich Licht-Luft-Hütten und waren frei. Erst waren sie nur wenige. Aber der Ruf des Berges hallte bald laut unter den Glückssuchern Europas, den Künstlern vor allem, Schriftstellern, Tänzerinnen und Tänzern, Reformern des Lebens, Revolutionären der Sonne, Naturfreundinnen und -freunden. Und viele folgten ihm. Es war der Traum des beginnenden Jahrhunderts.

Diejenigen, die diesem schönen Traum der Unschuld von damals an der Uferpromenade von Ascona heute nachträumen, unterscheiden sich von den Yogis von einst zunächst mal durch einen stolz zur Schau gestellten Reichtum. Auf den Bistrostühlen am Seeufer sitzt sehr altes, selbstzufriedenes Geld mit rotem Kopf und goldenen Ringen und trinkt einen Aperitif nach dem anderen. Sie haben alle Träume gekauft. Und warten nun, dass sich endlich auch das Glück einstellt, für das sie bezahlt haben. Es könnte sein, dass sie für immer warten müssen.

Damals sollte Geld keine Rolle spielen. Man brauchte keins, man wollte keins, man hatte keins. Man war sich einig: Geld vergiftet die Welt. Da die Gründer dort oben jedoch auch eine Naturheilanstalt gründen wollten, war ein bisschen Geld nötig, und sie beschlossen, dass einfach jeder so viel geben sollte, wie er konnte. Und da nur der Industriellensohn und Kaufmann Henri Oedenkoven aus Antwerpen über ein kleines Vermögen verfügte, zahlte eben nur er. Ida Hofmann war Pianistin und Schriftstellerin und lebte mit Henri in freier Ehe. Eigentlich wollten nur die beiden dieses Sanatorium wirklich gründen. Den anderen genügte es, dem Gras beim Wachsen zuzusehen.

Karl Gräser war ehemaliger Soldat und hasste Zwang jeder Art. Jedem Satz, den er sagte, fügte er ein »ohne Zwang« hinzu. Er war zwanghaft zwanglos, ließ sich vor allem unter keinen Umständen zu irgendwelchen Gemeinschaftsarbeiten zwingen und zimmerte sich bald mit Ida Hofmanns Schwester Jenny ein kleines privates Licht-Hüttchen. Eigentlich hieß das nur, dass den Holzhäuschen das Dach fehlte oder die Vorderfront. Es galt stets, so viel Sonne und Himmel wie möglich zu sehen.

Karls Bruder Gusto war noch viel freier. Er brauchte gar keine Hütte, er brauchte gar

nichts. Ida wurde rot vor Zorn, wenn sie ihn nur aus der Ferne sah. Sie hielt das, was er Bedürfnislosigkeit nannte, schlichtweg für Faulheit, und kaum hatten sich die fünf als Gründungsgruppe zusammengefunden, warf sie ihn, mit Henris Zustimmung, schon raus. Und so war schon die Urzelle dieser erträumten idealen Gesellschaft entzweit, bevor sie sich richtig zusammengefunden hatte.

Es war wie ganz zu Beginn, im ersten Paradies: Kaum ist einer irgendwas, haben sich alle in den Haaren. Essen war der Kristallisationspunkt der Konflikte von Anfang an. Darf man Salz verwenden? Welches? Darf man Birnen töten, indem man sie pflückt? Was ist mit Milch? Henris Mutter, voller Sorge um ihren mageren Sohn auf dem Berg, schenkte der Gruppe eine Kuh. Da war aber was los! Wie kann man nur ein

sicht, das Essen von Reis und Brot sei genau dieselbe Schweinerei wie der Fleischgenuss und zwischen einem sogenannten Vegetarier, der Milch zu sich nehme, und irgendeinem Säufer und Schnapsbruder könne er keinen Unterschied finden.«

Was ist geblieben von den Träumen und den Kämpfen und den Hütten von damals? Unweit der Uferpromenade mit den roten Köpfen und den frühen Drinks führt ein schmaler Weg den Hügel hinauf, an Steinmauern und alten Türen vorbei, auf einer Oleanderhecke steht eine kleine nackte Frau aus Stein und reckt die Arme zum Sonnengruß nach oben. Immer wieder schaut man sich um und sieht den blauen See, das kleiner werdende Ascona, die Berge. Oben auf dem Hügel sind einige Holzhütten stehen geblieben, oder sie wurden stabiler wieder aufgebaut. Es gibt einen Zen-Garten, ein Museum, ein Hotel und Tagungszentrum, einen malerisch umwachsenen Tennisplatz, eine große silberne Skulptur des wunderbaren deutsch-französischen Bildhauers und Dichters Hans Arp, einen Felsen mit Aussicht, den sie den Walküren-Felsen nannten, weil sie alle Wagners Opern so liebten. Eine Wiese haben sie Parsifal-Wiese genannt, weil sie den *Parsifal* als die erste vegetarische Oper der Musikgeschichte verehrten und in Schleierkleidern nachtanzten. Mary Wigman hat hier oben ihre ersten Ausdruckstänze aufgeführt. Es war auch ein Hügel des Ausprobierens, der anderen Künste, des anderen Dichtens, Labor des anderen Lebens.

Am leichtesten lässt sich dieses andere Leben auch heute noch finden, wenn man gar nichts denkt. Wenn man ohne Vorgeschichte und Gemüse- oder Nacktheitsideologie sich ein Fahrrad leiht und am Ufer des Sees in Richtung Locarno fährt, dann weiter nach Minusio, wo der sonderbare Edelguru Stefan George 1933 beerdigt wurde, wo der russische Ur-Anarchist Bakunin 1873 nach einem bärenhaften Revolutionsleben von einem Ruhestand in einer Villa unter Palmen träumte. Dann fährt man in sanfter Steigung zum Beispiel langsam das Maggia-Tal hinauf. An diesen uralten Granithäusern vorbei, in eine tiefe Stille hinein. Jederzeit kann man absteigen, in die Schönheit schauen, auf Mooswegen sitzen oder sich an einem der weißen Sandstrände ausruhen. Überall liegen Eidechsen in der Sonne. Irgendjemand hat aus einem uralten Baum eine komfortable Insektenvilla gebaut, die aussieht, als würden auch hier gleich die Millionärs-Insekten der Welt ihre Bistrostühle vor die Villa stellen und sich köstliche, betäubende Ameisencocktails bestellen. Es gibt keine Sorgen im Maggia-Tal, keinen Lärm. Es ist wie ein Verità-Tal.

Die Gemeinschaft von damals dort drüben auf dem Monte Verità war vor allem für ihre Nacktheit berühmt und für die Orgien, die angeblich hier gefeiert wurden. Menschen aus ganz Europa kamen, um sich hier auszuziehen. Die Bewohner von Ascona kamen scharenweise herauf, um sich über die Nackten aufzuregen und ihnen zuzuschauen. Bald errichteten die Kleiderlosen hier oben Sichtschutzwände, in die dann Gucklöcher gebohrt wurden, bald nahm man Eintritt für den Berg. Es half alles nichts. Der Ruhm wuchs. Und auch der Schrecken.

Die Siedlung der Unschuld wurde nach kurzer Zeit ein Beleg dafür, wie schnell Tugend in Terror umschlagen kann. Von Karl Gräser hieß es, er habe eine kränkelnde Frau über Nacht eingegraben, weil er an die Heilskraft der Erde glaubte. Nur ihr Gesicht ließ er frei. Am nächsten Morgen war sie tot. Der erotomanische Psychiater Otto Groß kam herauf, um von seiner Kokainsucht loszukommen und Sexorgien zu feiern. Er stellte der lebensmüden Lotte Hattemer einen tödlichen Giftcocktail zur Verfügung, auch seine nächste Geliebte Sophie Benz nahm sich das Leben, später wurde er in Berlin steckbrieflich gesucht, weil er dort zwei sterbewilligen Frauen zum Selbstmord verholten haben soll.

Heute am Morgen ist niemand hier. Nur Stille und das Licht. Es braucht eigentlich kein Museum an diesem Ort. Die Natur selbst ist das Museum. Sie erinnert am eindrucklichsten an die Träume von Unschuld von damals. Man kann einen paradiesischen Höhenweg weit oberhalb des Sees gehen, rote Bänke stehen in der Sonne. Nicht weit von hier hat später der Prediger, Übersetzer, Friedensfreund und Nichtsteuer Gusto Gräser in einer Höhle gelebt, die ihm die Gemeinde Losone geschenkt hatte. Um ihn zu ehren? Ruhigzustellen? Hesse hat eine Zeit lang bei ihm in der Höhle gewohnt. Er hat Gräser in mehreren Erzählungen und auch in der Geschichte des *Demian*, die er nach dem Ersten Weltkrieg schrieb, verewigt.

Wenn man weitergeht und nach einer Weile Richtung See hinabsteigt, kommt man an einem Ort vorbei, der das Gegenteil von Gustos Höhle darstellt: eine große, weiße Villa direkt am See, mit großer Terrasse, einem atemberaubenden Blick. Hier hat der Schriftsteller Erich Maria Remarque zeitweilig gelebt. Er hat sich die Villa in Porto Ronco 1931 vom Honorar des von den Nazis gehassten Antikriegsromans *Im Westen nichts Neues* gekauft. Das Tor zum Garten steht offen. Man kann einfach reinspazieren in diesen ganz privaten Ort des guten Lebens und der Verità. Nur zwei Handwerker sitzen auf der Terrasse und frühstücken Dosenbier und Salami. Ob man sich ein bisschen umsehen könne? Aber ja, aber ja, rufen sie gastfreundlich aus. Ob sie wissen, dass die Villa einst Erich Maria Remarque gehört hat? Das verneinen sie herzlich. Dafür wissen sie, dass sie jetzt hier auf einer der schönsten Terrassen der Welt sitzen. Dass die Sonne scheint, dass das Bier herrlich schmeckt und ihnen keiner die Salami verbietet. Einen Berg kann man auf diesen Wahrheiten nicht aufbauen. Aber ganz sicher eine Art Glück.

Volker Weidermann, 56, ist Kulturkorrespondent der ZEIT



Sie wollten ein Paradies schaffen – eins ohne Schlange

Tier gefangen halten? Mit welchem Recht raubt man dem Tier seine Milch? Der Kuh war das wohl alles schnell zu viel, eines Nachts fraß sie den kompletten Seifenvorrat der Paradies-Bewohner auf (wer zur Hölle hatte auch bitte Seife auf den Berg gebracht? Wozu??) und starb daran.

Hermann Hesse, der im Jahr 1907 vor seinem neu gebauten Haus am Bodensee drei »Sonnenbrüder« traf, die zu Fuß auf dem Weg zum Monte Verità waren, sich ihnen spontan anschloss und seine Frau mit seinem kleinen Sohn allein zurückließ, hat später die Kämpfe um das richtige Essen hier oben in einer Erzählung über Herrn Knölge und die »Frugivoren« so beschrieben: »Sie wohnten unter freiem Himmel und aßen nichts, als was von Baum und Strauch zu brechen war. Sie verachteten alle anderen Vegetarier unmäßig, und einer von ihnen erklärte dem Doktor Knölge ins Ge-

Risotto, Muscheln, kühler Wein

Im Örtchen Ronco sopra Ascona liegen einander gegenüber die Pizzeria del Centro, die auch ausgezeichneten Risotto macht, und das feine Restaurant Il Pino, auf dessen Seeblick-Terrasse sich besonders die Muschelgerichte lohnen. Via Livurcio 4 und 5

Foto (Ausschnitt): Frédéric Boissonas/Bibliothèque de Genève

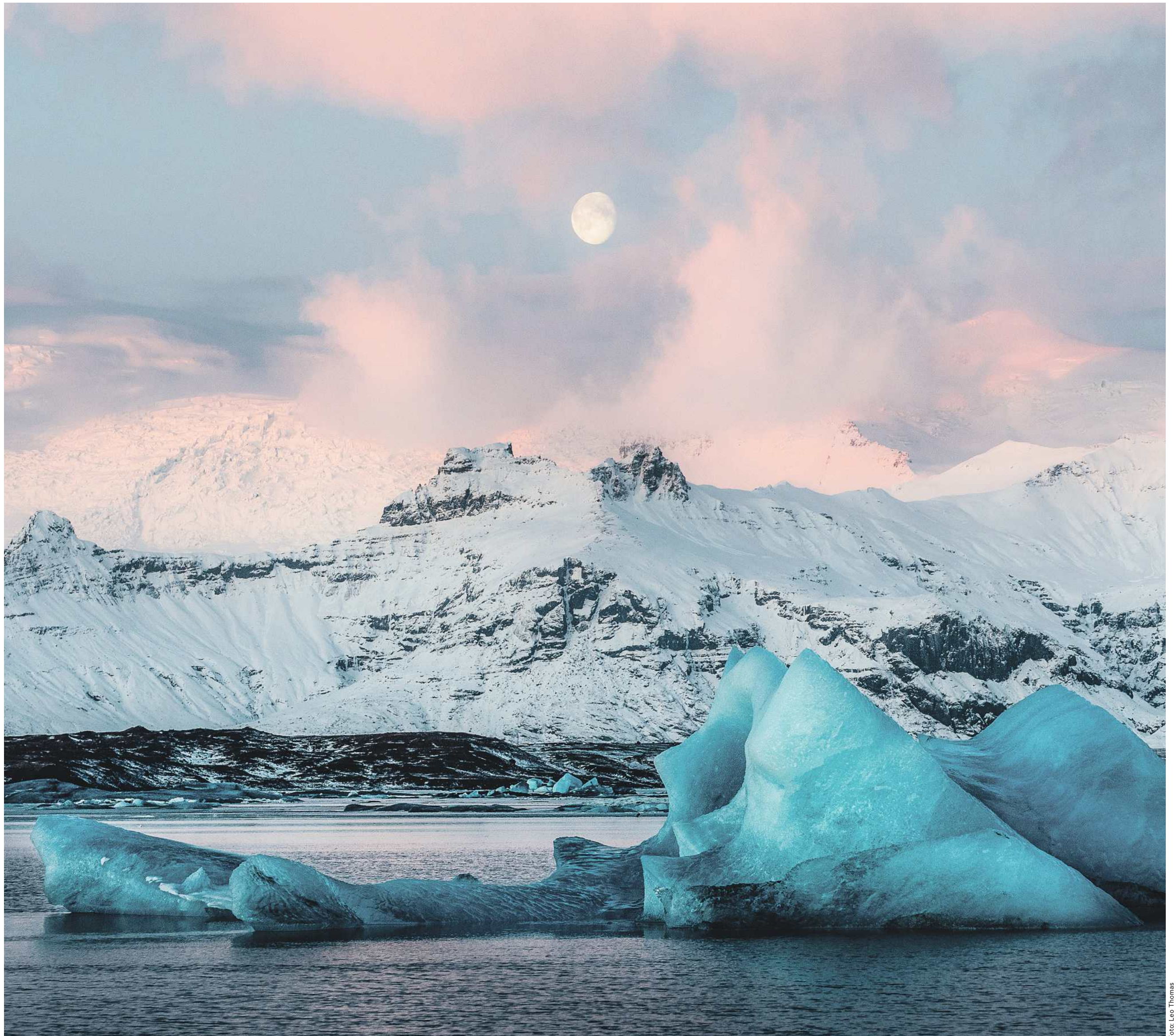


Foto: Leo Thomas

Weite Teile Islands sind nur während der Sommermonate zu erreichen, wenn die Bergstraßen offen sind. Im Bild die Gletscherlagune Jökulsárlón

Die Königin der Vulkane ruft

Ein Ritt durch mineralbunte Berge, Lavafelder, Gletscherflüsse – als entstünde der Planet gerade erst

VON BJARNI THORSSON

Gemeinsam mit einem Freund ritt ich in einer kleinen Gruppe durch das isländische Hochland, acht Tage lang folgten wir den Einheimischen durch die abgelegenen Täler. Mein Pferd – eine Islandstute mit wunderschönem rötlich-grauem Fell und glänzend dunklen Beinen, einer Fellmaserung, die auf Isländisch *bleikálött* genannt wird – war kräftig, erfahren und an dieses Gelände besser gewöhnt als ich. Vielleicht war es gar nicht ihre Schuld gewesen: Ich hatte kurz die Zügel losgelassen, um nach meiner Kamera zu greifen, als sie sich plötzlich aufbäumte. Erschreckt, vielleicht durch ein plötzliches Geräusch in der Gruppe, sprang sie in die Luft und schoss nach vorne. Panisch griff ich nach den Zügeln, presste meine Beine gegen ihre Flanken. Sie beruhigte sich. Wäre ich in diesem Gelände gestürzt, auf scharfkantige Felsen, fern von medizinischer oder sonst irgendeiner Infrastruktur – sie hätte mich umbringen können.

Kurz darauf, ebenso plötzlich, blieb das Pferd stehen. Ich blickte auf. Was uns allen vor Augen stand, war das vielleicht Schönste, was wir je gesehen hatten. Nach vielen Stunden Ritt hatten wir Landmannalaugar erreicht, das Plateau rund um den Gipfel Hekla, den wir Isländer die Königin der Vulkane nennen. Rot, gelb, grün und schwarz leuchten die Berge aus Rhyolith, einem feinkörnigen, manchmal glasigen Gestein – und in Farben, von denen ich nicht einmal wusste, dass es sie gibt. Entstanden sind sie unter vulkanischer Hitze, durch Mineralien und Jahrhunderte brutaler Witterung. Schwarze Lavaströme schlängeln sich durch die Täler, wie aus Ton gegossen, Flüsse strömen durch die kühle Luft, manche von ihnen sind warm. Es fühlt sich an, als sehe man zu, wie der Planet geboren wird. Alle um mich herum zogen ihre Kameras heraus. Ich wette, selbst die Pferde hätten gerne gefilmt.

Island besteht zu drei Vierteln aus Bergen und vulkanischem Gelände, das Hochland ist riesig. Allein das zentrale Plateau erstreckt sich über mehr als 40.000 Quadratkilometer und ist somit etwa so groß wie die Schweiz. Es zählt zu den abgelegensten Regionen Europas. Weite Teile sind nur während der kurzen Sommermonate zu erreichen, wenn die Bergstraßen öffnen.

Und es birgt, bei all seiner Schönheit, Gefahren. Sonnenschein kann in Schnee, Nebel oder heftigen Wind umschlagen, bevor man auch nur Zeit hat, den Reißverschluss seiner Jacke zurechtzufummeln. In den endlosen Lavafeldern ist es leicht, sich zu verirren. Und in den wilden Gletscherflüssen, kalt und unberechenbar, kann ein einziger Fehltritt das Leben kosten. Isländische Landschaften sind mehr als nur Kulisse, sie sind eigene Figuren mit einer Geschichte, was mich als Autor natürlich inspiriert.

Der Ritt führte uns zu einer Hütte. Während die Pferde, noch schweißnass, begannen, ihre Rücken an Holzpfehlen zu reiben, fragte ich unsere Führerin, wo die nächsten heißen Quellen seien. Als Isländerin winkte sie nur mit der Hand. »Gleich da drüben«, sagte sie und deutete auf einen Hang, ein paar Hundert Meter entfernt, »du kannst sie nicht verfehlen.«

Wir Isländer nehmen die praktischen Dinge des Lebens gelassen. In einem Land mit wenigen Straßen und noch weniger Gebäuden ist »da drüben« oft präzise genug. Für Meister der Genauigkeit kann das natürlich herausfordernd sein. Ich sage nicht, dass alle Deutschen solche Meister sind, aber wenn ich in Berlin jemanden nach dem Weg gefragt habe, bekam ich noch nie zur Antwort, etwas sei »einfach da drüben«. Vor ein paar Jahren stand ich an einer Straßenecke und muss verwirrt ausgesehen haben.

Jemand kam auf mich zu: »Haben Sie sich verlaufen?« – »Ich suche das Brandenburger Tor«, sagte ich. – »Gehen Sie 57 Meter geradeaus«, antwortete er fröhlich, »dann biegen Sie rechts ab und gehen 146 Meter geradeaus ...«

Müheles finde ich die heiße Quelle und lasse mich ins Wasser sinken, vor mir die dunklen Berge. Sie haben mich geprägt, so wie sie alle Isländer prägen. Das Leben auf einer unruhigen Insel im Nordatlantik lehrt Unabhängigkeit, Humor, Widerstandsfähigkeit und Geduld. Ständig beschweren wir uns über das Wetter. Aber würden wir woanders leben wollen? Niemals.

Bjarni Thorsson, 54, ist isländischer Autor. Sein neuester Krimi »Schlafende Vulkane«, den er gemeinsam mit Michael Hjorth geschrieben hat, erscheint am 15. Mai bei Rowohlt

Fest im Sattel

Landmannalaugar liegt 180 Kilometer von Reykjavík entfernt und ist über die Bergstraße F208 erreichbar (nur mit Vierradantrieb!). Geführte Touren zu Pferd werden zum Beispiel von Skálakot oder Islandshestar angeboten. In jedem Fall sollte die Reise mit einem Bad in einer der mehr als 50 heißen Quellen gekrönt werden

Tanz auf der Plaça

Wie FRIEDERIKE KEMPTER ihr Herz an die spanischen Pyrenäen verlor

Ich war knapp zehn, und draußen war es ziemlich heiß. Die Erwachsenen hatten sich über Mittag zurückgezogen, dösten in Gärten und Schlafzimmern die Mittagshitze weg, die Gassen waren leer, und ich saß mit meiner Schwester und sechs spanischen Kindern im Hinterzimmer der abgedunkelten Dorf-kneipe, schaute Zeichentrickfilme im Fernsehen und fühlte mich frei.

Das Dorf in den katalanischen Bergen hat zehn Häuser, eins davon die besagte Kneipe, der Rest Bauernhöfe aus grauem Naturstein. Die kleine Kirche ist als einziges Gebäude verputzt, strahlend weiß. Rundherum die lieblichen, trotz der Hitze bis heute sehr grün bewaldeten Hügel der spanischen Pyrenäen, die viel sanfter sind als der gebirgige Teil in Frankreich, und ein klarer Fluss, in dem wir jeden Tag schwimmen gingen, die spanischen Kinder und wir, ohne Aufsicht, einfach so. Die Erwachsenen schienen hauptsächlich mit Lesen und Schlafen beschäftigt und erhoben sich höchstens am frühen Abend für einen Spaziergang über die Felder, auf denen uns Rudel wilder Hunde überraschten, denen sich meine Mutter mutig entgegenstellte. Alles war träge und süß.

Als meine Eltern uns verkündeten, dass wir diesen Sommer, es war 1990, weder am Meer noch in einer aufregenden Stadt verbringen würden, waren meine Schwester und ich frustriert. Dorfleben und grüne Hügel, die Schwäbische Alb von Spanien also, hurra. Doch aus der Reise wurden die drei schönsten Sommerwochen überhaupt. Meine eigenen Kinder sind jetzt fünf und acht Jahre alt, bald werde ich ihnen die Pyrenäen zeigen.

Foto: Angel Villalba/Getty Images; Illustration: Tobias Beck für DIE ZEIT



Mittags Quatsch machen, während die Erwachsenen dösen, und abends zusammen aufs Dorffest

Wie wir damals mit den Menschen des Dorfes kommuniziert haben, kann ich mir bis heute nicht erklären. Mit Maria, der Bäuerin, die ihren Hof allein bewirtschaftete, klitzeklein war und mir damals uralt vorkam (wahrscheinlich war sie sechzig), und mit Pere, dem gerade ein leichter Flaum auf der Oberlippe zu wachsen begann und dem meine kleine Schwester nachsagte, er sei in mich verliebt, was ich als voll peinlich und als einzigen Schatten dieses Urlaubs empfand. Wir sprachen weder Katalanisch noch Spanisch, sie kein Deutsch, niemand Englisch. Und doch waren wir uns vom ersten Tag an nah, alle miteinander. Einmal kam Pere angelaufen und rief uns, wir folgten ihm in den Stall: Ein Kälbchen wurde geboren.

Eines Abends fuhren wir mit unserem alten Mercedes in einen etwas größeren Ort, um essen zu gehen (mein Vater hat damals während der Fahrten noch am Steuer geraucht, auch wenn er das heute leugnet). Als es dunkel wurde, kamen die Leute auf dem zentralen Platz zusammen und fingen an, in einem großen Kreis miteinander zu tanzen. Angezogen von der feierlichen Stimmung, stand ich in der Abendluft, fühlte mich auf einmal langweilig deutsch und stellte mir erste Sinnfragen: Warum, bitte schön, tanzen wir nicht auf den Plätzen unserer Dörfer?

Friederike Kempter, 46, ist Schauspielerin. Bekannt wurde sie mit »Ladykracher«-Sketchen, dem Kinofilm »Oh Boy« und als Ermittlerin im Münsteraner »Tatort«

Ihre Eindrücke hat Lea Marlen Balzer festgehalten

Haltet den Esel

KAROLINE SCHUCH ist verzaubert von Slowenien, wo sie um Melonen feilscht und im Fluss mit Forellen badet

Wir hatten eine Melone dabei, als Proviant für die Kinder, und dann hatten wir plötzlich keine Melone mehr dabei. Weil der Esel sie gefressen hatte. Eine Dreiviertel-melone, mit einem Biss. Der Esel stand auf einer Weide, die wir auf unserer Wanderung überqueren mussten, und kaute. Seine Freunde und er waren weder umzäunt noch angeleint. Und so standen wir einander gegenüber, die Menschenfamilie und die Esel, leicht überfordert, aber irgendwie doch zufrieden mit der Begegnung. Auch Schafe gibt es in Slowenien viele, frei laufen sie über die Bergwiesen. Und dann sind da noch die großen Forellen, die, der Strömung entgegen, zwischen uns durch den Fluss glitten.

Die wilden Julischen Alpen sind die große Reiseentdeckung meiner vergangenen Jahre. 2021 fuhr ich mit meinem Mann und den Kindern zum ersten Mal nach Slowenien, begeistert sind wir schon zweimal dorthin zurückgekehrt. Und das, obwohl ich erst skeptisch war – ich hatte von dem Urlaubsziel bisher wenig gehört und durch mein Aufwachsen in der DDR eher wenig Sehnsucht nach osteuropäischen Regionen.

Das änderte sich in dem Moment, als wir über den Vršič-Pass ins Soča-Tal einbogen, schlagartig. Während die Soča in ihrem oberen Lauf noch ein Rinnsal ist, schwillt sie weiter unten in dem ansonsten so lieblichen Tal zu einem reißenden Fluss an, auf dem man Kajak fahren und Rafting machen kann. Ihr Wasser ist von einem türkisblauen Blau, wie ich es außerhalb der Karibik noch nie gesehen hatte – und gerade mal acht bis zwölf Grad warm. Sandfarbene Felsen säumen ihr Ufer, von denen aus man stundenlang Kopfsprünge üben kann. An vielen Stellen ist der Fluss aber auch nur knietief, was für Kinder toll ist, und es gibt einsame, baumbestandene Buchten mit Sandstrand zu entdecken. Die einzige Ausrüstung, die diese märchenhaften Abenteuer erfordern, sind märchenhafte Gummischuhe, denn der Untergrund ist sehr steinig.

Auch die umliegenden Berge sind verwünschter und grüner als der Rest der Alpen und trotzdem hochalpin. Auf dem Triglav, Sloweniens höchstem Berg, den man von hier aus gut sehen kann, liegt auch im Sommer oft Schnee. Es gibt Seilbahnen und Wanderwegen auf die Gipfel und majestätische Ausblicke, Gebirgskette hinter Gebirgskette. Einmal sind wir sogar auf einen anspruchsvollen Klettersteig geraten, verschentlich und ohne Ausrüstung (keine Empfehlung). Das Soča-Tal mit seinen kleinen Ortschaften ist unentdeckter, irgendwie hutzeliger als die italienischen oder österreichischen Alpen und weniger heiß als Südeuropa. Ich bin froh über die kühlen Nächte, gerade im August.

100 Kilometer östlich des Soča-Tals liegt Sloweniens Hauptstadt Ljubljana, in deren Innenstadt Autos verboten sind. Stattdessen fahren kostenlose Minibusse herum, dadurch wirkt die Stadt unheimlich fortschrittlich. Mülleimer sind hier nicht einfach Hau-alles-rein-Kübel, nein, es wird sauberlich getrennt nach Wertstoffen, Papier, Restmüll und sogar Bioabfällen. Weil es keine Autos gibt, ist es in der Stadt ziemlich leise – und zugleich sehr belebt, mit einem quirligen Nachtleben. Jeder unserer Besuche in Ljubljana war bezaubernd. Am allerbesten aber gefallen mir immer noch die einsamen Morgen am Ufer der Soča, wenn ich mich mit einem Kaffee in der Hand aus dem Camper schäle. Während die Sonne langsam über die Gipfel klettert, halte ich meine Füße ins Wasser. Sie sollen sich ruhig schon mal einstimmen auf den Tag im Eisfluss.

Karoline Schuch, 44, ist Schauspielerin. 2021 wurde sie mit dem Bayerischen Fernsehpreis ausgezeichnet, seit diesem Jahr ist sie als Kommissarin im Kieler »Tatort« zu sehen

Ihre Erinnerungen und Eindrücke hat Lea Marlen Balzer festgehalten



Hol den Heli

Nützliche Tipps zum Überleben in den französischen Alpen, die übrigens atemberaubend sind VON ALFONS

Andere Leute besorgen sich für den Urlaub eine Badehose. Oder Sonnencreme. Wir brauchen für unseren Urlaub Schweinehaut.

In den Alpen wollen wir wandern gehen, entlang der französisch-italienischen Grenze, sieben Tage in der Natur. Kein Handy, keine Menschen. Wenn etwas passiert, sind wir auf uns gestellt. Und da meine Kumpel Eyk und Till, genau wie ich, medizinisch, sagen wir mal: autodidaktisch unterwegs sind, holen wir uns vorab professionellen Rat.

Wir fragen also eine Ärztin, was wir am dringendsten brauchen werden. Ihr Rat: Lernt, Wunden zu nähen. Übt es an Schweinehaut. (Sie war keine Tierärztin, wohlgeerntet.) Da begreifen wir, dass wir zwar durchaus abenteuerlustig sind – aber vielleicht nicht auf diese Weise. Wir vertagen unsere chirurgische Karriere und starten die Wanderung ungeschult im französischen Dörfchen Saint-Martin-Vésubie.

Der erste Tag, an dem es nur bergauf geht, ist besonders anstrengend. Gut, eigentlich sind alle Tage besonders anstrengend, nur merkt man es irgendwann nicht mehr. Am ersten Abend jedenfalls tut alles weh. Bei Till besonders der Rücken. Kein Wunder – eigentlich gilt beim Wandern eine einfache Regel: Nimm so wenig mit wie möglich, deine Schultern stellen dir jedes Gramm in Rechnung. Till allerdings, noch ohne Bergerfahrung, hatte diese Regel kreativ umgesetzt: Er hatte ein Buch mitgenommen. Und nicht irgendeins, sondern *Krieg und Frieden* von Tolstoi. 2.000 Seiten! Wegwerfen? Geht nicht. Am Berg nimmt man seinen Müll mit. Von da an sind wir zu viert: Eyk, Till, Tolstoi und ich.

Die Berge beschenken uns mit atemberaubenden Panoramen. Urtümliche Felsformationen, unter denen man sich sehr klein fühlt, dazu diese Ruhe, kein Mensch weit und breit. Nur hin und wieder ein paar Gämsen, die uns anschauen, als fragten sie sich, warum wir uns so ungeschickt und in Zeitlupe durch ihr Wohnzimmer bewegen.

Abends zelten wir meistens am Ufer eines Sees, schnell bereiten wir unsere Kosmonauten-nahrung zu. Sie ist nicht lecker, aber leicht im Rucksack – man kann nicht alles haben. Danach

kippen wir in die Schlafsäcke. *Krieg und Frieden* war dabei, gelesen hat es niemand. Stattdessen wachen wir früh auf und beobachten Steinböcke.

Besonders liebe ich es, Pässe zu überqueren. Es ist extrem anstrengend, aber schließlich, auf den letzten Metern: Ein neuer Horizont, eine neue Landschaft. Oft verläuft auf einem Pass zugleich auch die Grenze. Nur ein kleiner Stein markiert, wo Italien beginnt und wo Frankreich endet. Ab und zu stoßen wir auf Festungen aus einer Zeit, in der wir Europäer einander ständig bekriegten. Heute wohnen Murmeltiere darin: Krieg und Frieden.

Auf den extrem steilen Pfaden muss man aufpassen, kein Geröll loszutreten. Zu spät – Eyk bringt einen Stein ins Rollen, Till weicht mit dem einen Bein aus, hat aber blöderweise noch ein zweites, das der Stein voll erwischt: eine offene Wunde. Hätten wir bloß die Schweinehautübung gemacht!

Bei einer früheren Wanderung hatte Eyk plötzlich extreme Bauchschmerzen. So heftig, dass ich einen Helikopter rufen wollte. Eyk allerdings hat das strikt abgelehnt: Hier nicht! Erst wenn wir am Pass sind! (In Frankreich ist Hubschrauberrettung kostenlos, in Italien nicht.) Zum Glück verschwanden seine Bauchschmerzen damals von allein, ohne Hubschrauber.

Aber was machen wir jetzt? Till entscheidet sich, sich selbst zu verbinden, ohne sich selbst zu nähern. Eyk grübelt: Was, wenn Till mich verklagt? Gilt meine Rechtsschutzversicherung noch? Die Wanderung kann weitergehen. Wie schon bei den Bauchschmerzen scheint die gigantische Landschaft das beste Betäubungsmittel, sie lässt einen alle Schmerzen vergessen.

Nach sieben Tagen kommen wir in Menton an, und auf einmal wird es laut. Die Handys vibrieren. Wir gucken, was in der Welt passiert ist. Und Eyk, ob seine Rechtsschutzversicherung noch gilt. Zum Abschluss gehen wir in ein tolles Restaurant. Auf der Karte: Braten mit krosser Schweinehaut. Ich nehme den Salat.

Alfons, 59, ist Kabarettist. Geboren in Paris, nahm er 2017 die deutsche Staatsbürgerschaft an. Aktuell ist er mit seinem Programm »Klasse!« auf Tour

Auf polierten Bohlen
23 überdachte Holzböden tragen Besucher über den slowenischen Bleder See. Die Bootsführer, Pletnarji genannt, vererben ihren Beruf seit Generationen innerhalb der Familie weiter

Käsebrat mit Hemingway
Die Pyrenäen-Region Navarra inspirierte den Schriftsteller Ernest Hemingway zu seinem Roman »Fiesta«. Auf einer Wanderung durchs Roncal-Tal unbedingt Pastor – Hirtenbrat – mit Käse essen

Traumschaum
Das »Bauernschampus« genannte Getränk Chèvre wird aus Apfelmilch, Vanille, Zucker, Rum und Reischmelze hergestellt und schäumt wie geschlagene Milch. Man erhält es ausschließlich auf den Almen der französischsprachigen Alpen



MIT DEM RAD

Hier reicht die Geschichte Europas in schwindelerregende Tiefen zurück. Ein Rennrad-Rausch auf Kretas Hochebene

VON ANNA SAUERBREY

Den kleinen Hafen von Elounda mit seinen Fischerbooten und Ausflugsschiffen lasse ich rechts liegen, durchquere eine Straße mit Restaurants und Geschäften, und – keine fünf Minuten nachdem ich auf das Rad gestiegen bin – geht es schon bergan. Das bleibt dann so: Kehre um Kehre, fast drei Stunden lang, bis ich den Pass zur Lasithi-Hochebene erreiche.

Auf Kreta wachsen die Berge direkt aus dem Meer in den Himmel. Deshalb bin ich hier: Die Insel hat schroffe, einsame Bergregionen und mediterranes Küstenleben. Für mich als Rennradfahrerin heißt das: Ich kann Kind und Mann ohne allzu schlechtes Gewissen an einem Strand zurücklassen und gleich darauf viele, viele Höhenmeter fahren. Ich kann von luftigen Höhen auf das tiefblaue Mittelmeer blicken, es auf kurvigen Küstenstraßen rauschen hören. Die Anstiege sind anspruchsvoll, aber nicht quälend. Die Abfahrten spektakulär. Und ich bin pünktlich zum Abendessen zurück.

Abseits der Küsten-Ortschaften ist man Anfang April auf Kreta allein. Auf dem Weg Richtung Lasithi-Hochplateau überholt mich an diesem Tag nur hin und wieder – gemächlich und mit respektvollem Abstand – ein älterer Mann am Steuer eines in die Jahre gekommenen Pick-ups, auf der Ladefläche Baumschnitt, Schafe oder ein Hund, und grüßt freundlich durch das geöffnete Beifahrerfenster. Nur einmal kommen mir auf der 112 Kilometer langen Runde zwei andere Rennradler entgegen, ein Mann und eine Frau – die meisten Radfahrer drängen sich in dieser Jahreszeit auf Mallorca. Gruß mit komplizenhaftem Lächeln: Wir kennen dasselbe Geheimnis.

Derart von allen sozialen Zwängen und zivilisatorischen Reizen befreit, höre ich eine Weile meinem eigenen Atem zu, wie er einen Rhythmus findet, der zu den noch etwas wintermatten Beinen passt. Folge mit dem Blick einer Felswand gen Himmel, wo Geier vor ein paar Wolkentupfern kreisen. Lasse Olivenbäume vorbeiziehen, die mit jeder Kehre weniger werden. Beobachte, wie die Macchia die Landschaft übernimmt, dann helles Gestein. Die Landschaft hier hat etwas Ursprüngliches, je höher ich komme, desto stärker wird dieser Eindruck. Und irgendwie ist das hier ja auch der Ursprung: der Ursprung Europas.

Am Vortag (während mein Mann mit dem Rad dasselbe Plateau erklimmt) haben mein Sohn und ich uns die Ruinen des Palastes von Knossos in der Nähe von Kretas Hauptstadt Heraklion angeschaut. Fasziniert kletterten der Zwölfjährige und ich in der Mittagshitze über Holzstege und Steinstufen – es dauerte immerhin eineinhalb Stunden, bis er sagte, er brauche jetzt dringend einen kalten Smoothie.

Knossos, informiert uns die offizielle Tour-App (entwickelt mit freundlicher Unterstützung der EU),

gilt als die älteste Stadt des Kontinents und ist eng mit dem Mythos der Europa verbunden. Schon im 7. Jahrtausend vor Christus siedelten hier Menschen. Der erste Palast von Knossos entstand zwischen 2100 und 1800 vor Christus, also mehr als ein ganzes Jahrtausend vor Beginn der klassischen Antike. Um 1700 vor

sieht, eine Konstruktion. Der britische Archäologe Arthur Evans grub Anfang des 20. Jahrhunderts die Ruinen von Knossos aus. Einige Teile ließ er wieder aufbauen, und er ließ Fresken rekonstruieren, unter anderem das eines mächtigen Stiers. Immer wieder räumt die Tour-App ein, Evans' Vorstellung des mino-

Beispiel fest, dass die Minoer eine Monarchie gewesen sein müssten, er interpretierte eine große Halle als Königshalle. Heute, informiert mich Wikipedia, werde eher betont, wie wenig man über das politische System der Minoer wisse. Vielleicht war es eine Aristokratie. Oder ein religiöses Matriarchat? Mein Sohn und ich

derswo längst Hochkulturen gab, in Ägypten und Mesopotamien, wusste Evans. Seine Zeitgenossen hielt das nicht davon ab, ihre europäische Zivilisation für höherwertig zu erklären. Und sie gewaltsam in andere Erdteile zu exportieren. Wir wiederum erheben uns über Evans, selbstgewiss in unserem Relativismus, in unserer Aufgeklärtheit.

Gegen Mittag erreiche ich die Passhöhe. Das Meer verschwindet aus dem Blick, dafür rücken die verschneiten Gipfel ins Sichtfeld, die die Hochebene umgeben. Während am palmenbestandenen Hafen von Elounda Frühsommer herrscht, T-Shirt- und Eiscrème-Wetter, ist hier oben, tausend Meter über dem Meeresspiegel, früher Frühling. Die Obstbäume blühen, tragen aber noch keine Blätter.

Ich ziehe eine winddichte Jacke über und lasse mich in das karge Becken der Hochebene rollen. In einem Kafion, einem Café im kleinen Ort Mesa Lasithi, halte ich an. Ein missmutiger junger Mann, der offenbar seiner Mutter aushelfen muss, bringt einen sehr süßen, doppelten griechischen Kaffee und einen Teller mit Nussplätzchen.

In der Kirche auf der anderen Straßenseite ist gerade ein Beerdigungsgottesdienst zu Ende gegangen. Ältere Männer und Frauen stehen auf dem Vorplatz unter Pappeln beisammen, während der Sarg aus der Kirche getragen wird. Der orthodoxe Priester – langes schwarzes Gewand, mächtiger Bart – schüttelt Hände. Ältere Damen kommen herüber ins Café. Sie wirken gefasst, bestellen Limonade und plaudern bald lebhaft. In den Dörfern jenseits der Küste leben fast nur noch die Alten, womöglich wird auch dieser Ort in ein paar Jahren ein Geisterort sein. Oder die Touristen halten ihn am Leben.

High vom Koffein, vom Zucker und von der Sonne durchquere ich die Ebene rasant, vorbei an alten Windmühlen, überwinde den Pass am anderen Ende und lasse mich mit 40 Stundenkilometern wieder auf die Küste zurollen. Wenige Stunden später sitze ich, wiedervereint mit meinen Liebsten, am Hafen von Elounda und vertilge einen großen Teller Nudeln, dazu ein »Alfa«, griechisches Bier.

Ich belästige meinen Sohn mit meinen Gedanken über Knossos, aber er hat schon wieder vergessen, wie diese komische Kultur überhaupt hieß, will lieber über *Minoer*-Gebäude reden, die er gebaut hat. Vielleicht, denke ich, bleibt ja trotzdem irgendwas hängen. Wie verdammt alt Europa ist. Dass jede Geschichte eine Konstruktion ist, erzählt von einer Person, die selbst eine Geschichte hat, wie wir. Und wenn nicht, auch nicht schlimm. Schließlich haben wir Urlaub.

Anna Sauerbrey, 46, verantwortet die außenpolitische Berichterstattung der ZEIT



Kreta im Frühling, ganz allein? Kenner grüßen einander komplizenhaft von Rad zu Rad

Christus wurde er durch ein Erdbeben zerstört. Geherrscht hat hier laut Homer einst König Minos, einer der Söhne der Europa, die Zeus in Gestalt eines Stiers geraubt und nach Kreta entführt haben soll. Sie gab unserem Kontinent seinen Namen – und Minos jener alten Kultur, die erst um die Wende zum 20. Jahrhundert entdeckt wurde: die Minoer.

Inmitten der Ruinen findet man ein riesiges, rekonstruiertes Doppelhorn, das ein Portal zum Palast geschmückt haben soll. Überhaupt ist vieles von dem, was man heute hier

ischen Palastes und seiner Kultur sei schon damals recht umstritten gewesen – und heute erst recht. Eher Ausdruck der übermäßigen Selbstgewissheit eines britischen Forschers im frühen 20. Jahrhundert, als durch Fakten und Funde belegt.

Das postkoloniale, postmoderne Europa, denke ich, während ich ziemlich langsam, aber jetzt in einem guten Rhythmus weiter die Kehren zum Plateau erklimme, ist eher geprägt vom Zweifel. Es erzählt sich seine Geschichte immer wieder neu und anders. Für Evans stand zum

machten uns beim Betrachten eines Stier-Freskos sogar ein bisschen lustig über Evans. Was, wenn er völlig irrte? Wenn er die gefundenen Bruchstückchen zu fantasievoll interpretierte und das Bild in Wahrheit eine Kröte oder ein Eichhörnchen gezeigt hatte – ein weit weniger erhabenes Tier?

Typisch, denke ich. Wir sind, genau wie Evans, Kinder unserer Zeit. Einer Zeit, in der Europa bescheidener, auch mit Scham auf die eigene Geschichte blickt. Dass es gleichzeitig mit den Minoern an-

»Olivenbäume ziehen vorbei, dann Macchia, dann heller Stein«



SÜDTIROL, ITALIEN

»Diese Landschaft lässt sich nicht in Worte fassen. Immer bleibt etwas unerwähnt. Man erreicht einen Gipfel und hat das Gefühl, die Welt würde sich öffnen, alles läge einem zu Füßen. Dann aber entdeckt man noch einen Gipfel und noch einen, überall wartet ein weiteres Wunder. Die Dolomiten verändern sich ständig, auch jede Jahreszeit fühlt sich anders an.«

Foto und Text: Roselena Ramistella

BADEPALAST

Bad Gastein im schönen Pongau: unbedingt eine Zeitreise wert. Allein schon für die berühmte erste Ansicht – lange geht die Fahrt durchs Gasteiner Tal, rechts und links schwingen sich die Berge immer höher hinauf, endlich nähert sich das Ziel, und vor uns liegt, sofort erkennt man es, die Belle Époque! All die pastellfarbenen Türme und ausladenden Fassaden der Grandhotels, in den Hang des Tal-Endes hat man sie gebaut, derart steil, dass man von ferne schon auf einen Blick den ganzen Ort erfasst und es beinahe aussieht, als seien die ganzen hübschen Gebäude aufeinandergestapelt worden. Dahinter ragen schneebedeckt die Gipfel der Hohen Tauern in den alpinen Himmel: was für ein Bild!

Angekommen, ausgestiegen, abgestiegen, es folgt eine erste Ortsbegehung: gleich die nächste Zeitreise. Es ist nämlich nicht gerade viel los im Zentrum. Seltsamer Ort, aber angenehm seltsam. Durch die hohen, großen Häuser hat das Städtchen teilweise eine sehr urbane

Anmutung, aber hier ist überhaupt nichts von der Geschwindigkeit einer Stadt zu spüren. Es ist, begreift man endlich, weniger die Verlassenheit, das Verrammelte sehr vieler, teilweise ausgesprochen prächtiger Gebäude, was den eigenartigen Frieden des Ortes ausmacht, eher ist es die Abwesenheit von Kommerz.

Was natürlich miteinander zusammenhängt. In dieser Stefan-Zweig-haften Welt von gestern fehlt es an Flatscreens in den Schaufenstern, an Zaras, sogar an dms oder Billas im Zentrum. Eine schicke Boutique und einen Trachtenwarenladen entdeckt man, einen Souvenirshop, der 500 verschiedene Magneten verkauft und 1.000 Staubfänger, ein paar Cafés, die in den Achtzigerjahren alle Versuche, mit der Zeit zu gehen, eingestellt haben. Reklame macht man hier noch mit diesen niedlichen kleinen Schaukästen, darin aufgefalzt ein langsam verbleichender Prospekt (»Badeanwendungen«). Nirgends hat man das Gefühl, dringend was kaufen zu sollen. Sehr wohlthuend,

sehr unzeitgemäß. Als Großstädter, etwa aus dem dröhnenden Berlin, wo an jeder Ecke irgendein Mist feilgeboten wird, kommt man sehr schnell runter.

Wunderbar für die abgasgeschwängerten Lungen natürlich auch die frische, gute Bergluft, deren Kühle, wenn es Abend wird, und hochbesonders das einlullende Grundrauschen des Ortes, verursacht durch einen Wasserfall. Mitten durch Bad Gastein stürzt donnernd das Bergflüsschen Ache zu Tal. Es soll immer wieder Gäste geben, die wissen wollen, ob man das nicht abstellen könnte? Verrückt.

Der erste Eindruck also: wunderbarer, aus der Zeit gefallener, ziemlich vergessener Ort. Was ist los mit Bad Gastein, geht da nichts mehr, noch was, wieder was, bald was oder niemand mehr hin?

Man sollte wissen: Bad Gastein ist richtig alt. Seit fast 700 Jahren baden die Menschen hier. Lange kam man nur aus Gesundheitsgründen her, hauste in irgendwelchen dürftigen Holzhäusern und

legte sich wegen hartnäckiger Leiden und Zipperlein in das an zig Stellen warm aus dem Fels schießende Quellwasser – ahnungslos noch, dass es leise radioaktiv strahlte, versetzt war mit dem Zellwachstum begünstigenden, Heilprozesse fördernden Edelgas Radon.

So ein Radonbad kann man bis heute jederzeit ausprobieren in Bad Gastein. Schwer zu sagen, ob sich das Wasser wirklich anders anfühlt als im heimischen Wannenbad, vielleicht aber liegt genau darin der Reiz: im Versuch des genauen Hinspürens. Prickelt da irgendwas subtil? Die zwackende Schulter: Verspürt man etwa Linderung? Hm.

Einmal reicht ohnehin nicht, man muss, für Effekte, wiederholt baden. Wiederholt badete in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts der Erzherzog Johann und entdeckte die Heilkraft der Bad Gasteiner Quellen für sich, was insofern bedeutsam war, als der Erzherzog immerhin der Bruder war des Kaisers von Österreich und sich im Ort eine Villa bauen ließ – da-

mit hatte der europäische Hochadel den Ort für sich entdeckt.

In der Folge ging es für Bad Gastein sehr schnell sehr steil bergauf. Der österreichische Kaiser Franz Joseph I. pflegte im Hotel Straubinger abzusteigen, der deutsche Kaiser Wilhelm I. im Badeschloss gleich gegenüber. Die feine Welt rannte den beiden Bärtigen hinterher und musste ja auch irgendwo unterkommen. All die palastartigen Hotels schossen aus der Erde: der Gasteinerhof, das Grand Hotel de l'Europe, der Elisabethhof und so weiter, Marmor, Blaskapelle, voll, voll teuer, Bad Gastein war hot geworden.

Sechs Stunden lang sollte man damals übrigens täglich im Heilwasser liegen. Danach: spazieren gehen entlang der verschiedenen Promenaden, die sich bis heute hufeisenförmig und auf verschiedenen Höhenlagen um den Ort legen. Bei Regen begab man sich zum Promenieren in die extra eingerichtete, inzwischen abgerissene »Wandelbahn«: immer im Kreis,

beknackt natürlich, aber gut zum Sehen und Gesehenwerden, die Herren dort irgendwann derart mit Macht, Geld und vor allem Orden beladen, dass vom »Bandlwahn auf der Wandelbahn« gesprochen wurde. Von Alois Windischbauer, einem der erfolgreichsten Hoteliers dieser Ära, ist die Weisheit überliefert, eine gute Saison sei es gewesen, wenn zu ihrem Ende beim Aufziehen der Geldkommode die Scheine aus den Schubladen »heraussprangen«.

Die vielen globalen wie lokalen Unglücke, Fehlritte, Verpflanzungen und Irrtümer, die das »Monte Carlo der Alpen« durch das 20. Jahrhundert in seine weniger mondäne Gegenwart führten, wollen wir an dieser Stelle nicht alle herunterbeten. Den größten Hotels von Bad Gastein aber ging nicht zuletzt deswegen die Luft aus, weil sie für Kurgäste im Sommer gebaut worden, winters kaum beheizbar waren, die Kurgäste aber langsam ausblieben und stattdessen zunehmend Wintersportler kamen.

Himmel, Wand, Hütte

Über das Kötschachtal steil hinauf führt die Wanderung zum bergespiegelnden, waldumsäumten Reedsee, eine der schönsten Touren um Bad Gastein. Sie dauert etwa fünf Stunden und gilt als mittelschwer. Unterwegs kann man in der Himmelwandhütte einkehren

ANZEIGE

EXTRA: Berufswelt der Zukunft

DIE ZEIT
STUDIENFÜHRER

Mit
Schritt-
für-
Schritt-
Anleitung

Das passende
Studium finden
Den NC
verstehen
Erfolgreich
starten

EXKLUSIV:
Das größte
Hochschul-
Ranking

Abi
und los!

Hey Studium

In Zusammenarbeit
mit dem Centrum für
Hochschulentwicklung

PART OF

CHE
Ranking

Der große Ratgeber zur Studienwahl

Der ZEIT Studienführer ist die Nummer eins für die Studienwahl. Er unterstützt dabei, Entscheidungen zu treffen, und begleitet Studieninteressierte Schritt für Schritt – von der Orientierung über die Bewerbung bis zum Studienstart. Mit zahlreichen Checklisten, interaktiven Elementen und persönlichen Fazit-Seiten lädt er dazu ein, aktiv mitzumachen – statt nur zu lesen. Dazu gibt es Erfahrungsberichte und viele Fächer im Porträt. Jetzt versandkostenfrei bestellen!



+ Extra

»Berufswelt der Zukunft«



KI macht arbeitslos – oder doch nicht? Die Angst vor der Technik ist so alt wie der Computer. Unser Extra zeigt, warum sich Studieren trotzdem lohnt – und welche Wege in eine zuverlässige Zukunft führen.

Jetzt online
bestellen:

www.zeit.de/studienfuehrer



Hey Studium
Studienorientierung von DIE ZEIT

Bad Gastein, einst das »Monte Carlo der Alpen«, erwacht aus seinem Dornröschenschlaf: Geht da bald wieder was?

VON ALARD VON KITTLITZ

Die Gegenwart des Ortes kennt also einen Winter, in dem die Lifts sich endlos drehen wie einst die Herren und die Damen auf der Wandelbahn, und dann sind auch durchaus Gäste da, vor allem offenbar Skandinavier. Ausgerechnet sommers aber wird es ziemlich ruhig. Was für den örtlichen Tourismus einerseits bedauerlich ist, für jene Besucher aber, die dennoch erscheinen und diese schöne Welt dann ein bisschen für sich allein haben, sehr beglückend. Es gibt ja viel zu tun, wenn man nicht gerade den halben Tag im Radonbad einweicht.

Aufstieg dann etwa zur Poserhöhe, die, man ist sich weitgehend einig, den besten Kaiserschmarrn des Tals serviert. Lang ist der Weg nicht, dafür steil. Oben, verschwitzt, die Bänke, die strahlenden Sonnenschirme, der Talblick, die Mehlspeise: herrlich, absolut einleuchtend. Oder, noch einmal eine ganz andere Liga, das irgendwie so rührend getaufte »Sportgastein«, hoch über Bad Gastein im Nationalpark Hohe Tauern gelegen: im

Winter eine frostige Welt schwarzer Pisten, endloser Loipen und pudriger Schneeschuhwandertrails, im Sommer ein eher verlassenes, sehr eindrucksvolles Bergrund. Der Klimawandel hat die Majestät des Gletschers etwas reduziert, aber nicht, wie hoch und schroff die Berge um einen hier in den Himmel gehen und wie die Murmeltiere pfeifen und dass man manchmal ganz allein ist auf weiter Flur – das ist wundervoll.

Wenn aber die lange Vergangenheit irgendwas lehrt über Bad Gastein oder, ehrlich gesagt, irgendeinen anderen Ort, dann ja wohl, dass nichts bleibt, wie es war. Auch die hier beschriebene Gegenwart wird, Verzeihung, morgen die Welt von gestern sein! Es brechen nämlich, sagen zumindest einige im Ort, abermals große Zeiten an für Bad Gastein. Verwiesen wird dann auf das the cómodo, ein Instagramtauglich durchrenoviertes Designhotel, ursprünglich aus den Sixties, 2023 aufgesperrt. Noch viel krasser: Das altehrwürdige Straubinger,



Foto: Anna Roters

ewig das erste Haus am Platze, dann jahrzehntelang geschlossen, ist wieder da, auch das nun »Urban Nature« getaufte Badeschloss, dem am Rücken ein zeitgenössisch aussehender Betonturm gewachsen ist, weit und deutlich sichtbar. Rund 100 Millionen Euro soll die Renovierung der beiden Hotels gekostet haben, eröffnet wurde ebenfalls 2023.

Neue Hotels – wird Bad Gastein dadurch »Better Gastein«, »Great Gastein«? Man weiß nicht so recht, was man dem Ort wünschen soll. Wenn man Ike Ikrath fragt, braucht der Ort vor allem eine klare Vision seiner eigenen Zukunft: Zeitreise nach vorn. Ikrath, Betreiber des unter deutschen Großstädtern geschätzten Hotels Miramonte und Ehemann von Evelyn Ikrath, die das sagenumwobene Haus Hirt führt, wünscht sich ein Bad Gastein, das die eigene Einzigartigkeit erkennt – Architektur, Promenaden, Urbanität in dörflicher Größe inmitten wilder Berglandschaft –, das vorsichtig und liebevoll mit dem

großen Erbe umgeht, statt – nachgerade ein Bad Gasteiner Habitus! – noch mehr Hotels hinzubauen. Besser, findet Ikrath, ein bisschen zarte Liebe auf das Gegebene verwenden, ein paar mehr gestrichene Zäune, ein paar gepflegtere Promenadenstellen und für die Sommergäste Pop-ups und Events. Die Ikraths haben deswegen etwa die »Sommerfrische« erfunden, ein Festival für zeitgenössische Kunst mit Ausstellungen und Aufenthaltsstipendien, das die Sommer in Bad Gastein wieder lebendiger macht.

Wie schön diese sein können, wissen die vielen Stammgäste im Ikrathschen Haus Hirt übrigens sowieso schon lange. Wenn man dann von einem Tag hoch oben in den Bergen zurückkommt, müde, dankbar, kriegt man jedes Mal wieder den Anfang geboten, den Blick auf das uralte, unwahrscheinliche Bad Gastein: die großen Häuser, die großen Berge, unsterblich schön.

Alard von Kittlitz, 43, ist Redakteur beim ZEITmagazin

Sechs Stunden pro Tag im Heilwasser liegen, danach die ordenbesetzte Jacke auf der Promenade herzeigen – so sah Glamour hier früher aus

ANZEIGE

TOSCA mit Kristine Opolais in Mannheim

Die Mannheimer Philharmoniker realisieren ihre erste Opernaufführung und begrüßen ein herausragendes Staraufgebot.

„Scarpia – zu Gott!“ Noch einmal rauscht das Orchester nach diesem zweifelten Ausruf der betrogenen Floria Tosca auf: Dramatisches Blech und furiose Streicherklänge beschließen die tragische Geschichte um eine Sängerin, die ihr Leben der Kunst gewidmet hat und es nun der Liebe opfert.

Puccini schaffte eine wehrhafte Frauenrolle mit schockierender Aktualität

Floria Tosca ist vielleicht die interessanteste Frauenfigur in Puccinis vielschichtigem Opernschaffen. Zunächst als eifersüchtige Diva eingeführt, erhält sie nicht so schnell die Gunst des Publikums wie die arme Mimi in *La Bohème* oder die schöne Titelheldin in *Manon Lescaut*. Doch im zweiten Akt nimmt sie – wortwörtlich – das Heft in die Hand.

Die männlichen Helden bleiben in Tosca blass und schmachten über zwei Akte in Gefangenschaft. Die Figur des Scarpias, der seine Machtposition gnadenlos ausnutzt, um eine begehrte Frau seinem Willen zu unterwerfen, hat als Verkörperung toxischer Männlichkeit leider auch heute nichts an Aktualität eingebüßt. Doch Tosca kann sich seiner Zudringlichkeit erwehren, gleichermaßen mit Geist und körperlicher Kraft. Nachdem sie den korrupten Polizeichef erstochen hat, stellt sie verächtlich fest: „Und vor ihm zitterte ganz Rom.“

Wer die Floria Tosca singt, wird an den größten Sopranstimmen aller Zeiten gemessen

Über 120 Jahre schlägt das Schicksal von Tosca das Publikum in allen Teilen der Welt in seinen Bann, denn seit der

erfolgreichen Uraufführung am 14. Januar 1900 avancierte Puccinis Werk zu den fünf am häufigsten gespielten Opern weltweit. Die bedeutendsten Sängerinnen ihrer Zeit prägten jeweils auf persönliche Art die technisch und darstellerisch anspruchsvolle Partie. Für jede Generation wird es also schwieriger, sich im Olymp der Tosca-Interpretinnen zu verewigen.

Kristine Opolais glänzt mit tiefem gesanglichen Ausdruck

Eine Künstlerin, die sich dieser Herausforderung erfolgreich gestellt hat, ist die lettische Sopranistin Kristine Opolais. In einem Interview mit David Nice bezeichnete sie Tosca sogar als ihre langjährige Lieblingsrolle. „Es ist ihre Eifersucht, die Tosca auszeichnet, und sie hat jedes Recht dazu. Ich bin zwar kei-



Als eines der ersten Orchester nutzten die Mannheimer Philharmoniker ausschließlich digitales Notenmaterial für die Probenarbeit und ihre Konzerte. Foto: Daniel Wetzel

ne Mörderin (lacht), aber ich verstehe ihre Leidenschaft und ihre Eifersucht“, führte sie in einem weiteren Interview aus. Dabei ist es nicht nur ihre stimmliche Brillanz, mit der sie das Publikum fasziniert, sondern die emotionale Tiefe ihres gesanglichen und darstellerischen Ausdrucks. Lyrische Innigkeit kann bei ihr binnen eines Augenblicks in schneidende Dramatik umschlagen, aristokratische Haltung in existenzielle Verzweiflung, sinnliche Wärme in tödliche Entschlossenheit. Gerade Puccinis Heldinnen seien ihr besonders nah. In einem Gespräch mit Catarina Molder äußerte Opolais: „Wenn immer ich singe, bin ich ganz und gar die jeweilige Figur.“ Und zwischen ihr und der Figur der Tosca bestünden viele Ähnlichkeiten: „Das ist die Rolle, für die ich mir keine Grenzen setze und für die ich bis ans Ende gehe.“ Diese Haltung hat sie auf den bedeutendsten Bühnen der Welt bewiesen: an der Metropolitan Opera in New York, am Royal Opera House Covent Garden in London, an der Bayerischen Staatsoper München, an der Wiener Staatsoper, an der Mailänder Scala und bald auch – in Mannheim!

Erste Opernaufführung der Mannheimer Philharmoniker

Hier gründete der junge Dirigent Boian Videnoff vor 16 Jahren die Mannheimer Philharmoniker. Schnell hat sich der Klangkörper als Plattform für junge

musikalische Spitzentalente in Europa etabliert. Bei den regelmäßigen Konzerten im Mannheimer Rosengarten treten anerkannte Weltstars wie Martha Argerich, Mischa Maisky, Sonya Yoncheva oder Daniil Trifonov auf. Auch Kristine Opolais stand bereits 2024 im Rahmen einer Operngala mit dem Orchester auf der Bühne. Nun kehrt sie für die erste vollständige Opernaufführung der Mannheimer Philharmoniker in die „UNESCO City of Music“ zurück. „Es war schon immer mein Traum, mit dem Orchester eine komplette Oper aufzuführen, und dass Kristine Opolais für unsere Tosca zugesagt hat, ist eine unglaubliche Ehre“, so Videnoff, dessen Passion vor allem der italienischen Oper gilt. Auch die anderen Rollen sind hochkarätig besetzt: „Mit Davide Giusti als Cavaradosi und Simone Piazzola als Scarpia kann man in Mannheim eine Besetzung hören, für die man sonst nach Mailand oder New York fliegen müsste.“ Die Aufführung erfolgt halbszenisch, indem das Solistenensemble in Kostümen auf der Vorderbühne darstellerisch agiert, während Projektionen der Originalschauplätze für die richtige Atmosphäre sorgen.

Digitales Notenmaterial erleichtert Realisierung des Mammutprojekts

Mit der *Tosca* stemmen die Mannheimer Philharmoniker ihr bisher größtes

Projekt. Neben dem großen Orchester und dem Gesangsensemble werden auch ein gemischter Chor sowie ein Kinderchor auf der Bühne stehen. Hier muss auch bei den Proben alles reibungslos klappen. „Immerhin müssen wir uns um die Verwaltung des Notenmaterials keine Sorgen machen“, stellt Videnoff zufrieden fest. Seit fünf Jahren spielt sein Orchester nämlich von Tablets. Vertauschte Stimmen, vergessene Mappen oder beschädigte Materialien gehören damit der Vergangenheit an. Die Mannheimer Philharmoniker arbeiten mit der Notenapp *Enote*, die eigens für die Anforderungen des klassischen Musikbetriebs entwickelt wurde. Sie ermöglicht einen schnellen und intuitiven Zugriff auf Partituren und Stimmen, erleichtert die Orientierung in komplexen Werken und eröffnet zugleich den Zugang zu einem umfangreichen digitalen Repertoire. So bleibt im Probenalltag mehr Raum für das Wesentliche: musikalische Präzision, künstlerische Gestaltung und die gemeinsame Arbeit am Ausdruck. Damit verbinden die Mannheimer Philharmoniker, so Videnoff, Fortschritt und Tradition auf die bestmögliche Weise: „Die Technik dient dazu, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren, nämlich Musik auf dem höchsten Niveau zu machen. Opernfans können sich auf ein ganz besonderes Erlebnis in Mannheim freuen.“

Maximilian von Waldstätten

**4. Orchesterkonzert
Mannheimer Philharmoniker**

**Puccini – TOSCA
Konzertante Opernaufführung**

Kristine Opolais: Floria Tosca
Davide Giusti: Mario Cavaradosi
Simone Piazzola: Barone Scarpia
Dirigat: Boian Videnoff

**07. Juni 2027, 19:00 Uhr
Rosengarten, Musensaal
Mannheim**

**Tickets:
mannheimer-philharmoniker.de**



Die Mannheimer Philharmoniker unter der Leitung von Boian Videnoff durften Opernstar Kristine Opolais schon 2024 im Mannheimer Rosengarten begrüßen – damals gemeinsam mit dem gefragten Tenor Freddie De Tommaso. Foto: Daniel Wetzel

Um uns totale Einsamkeit

Keine Seilbahnen, keine Kaiserschmarrnhütten. Aber Bären und das Erlebnis unberührter Natur. Warum Georgien zu den hinreißendsten Regionen Europas gehört VON SABINE RÜCKERT

Fahren wir weg, sucht mein Mann lange bevor es losgeht nach der passenden Literatur. Er liest mir immer vor. Umberto Eco in Italien. Ian McEwan in England. Honoré de Balzac in Frankreich. Dror Mishani in Israel. Deshalb gehört zur Schönheit und Nachhaltigkeit einer Reiseerinnerung für uns immer auch das Buch, das uns von der Landschaft und den Menschen des jeweiligen Landes erzählt.

Auf unserer bisher letzten Georgienreise las er mir gleich zwei Wälzer vor: *Das mangelnde Licht* und *Das achte Leben (für Brilka)* der Schriftstellerin Nino Haratischwili. Wir lagen in unseren Liegestühlen vor unserem gemieteten Haus aus grauen, rohen Flusssteinen in der Sonne. Um uns die totale Einsamkeit. Neben uns brummte ab und zu unsere einzige Gesellschaft, Otto, ein georgischer Hütehund. Ein Riese, dem man Ohren und Schwanz gekappt hatte, damit die Wölfe und Koyoten, mit denen er sich nachts anlegen muss, keinen Angriffspunkt finden, wo hinein sie sich verbeißen könnten.

Mein Mann las und las. Den ganzen Tag, während ich auf endlose Haselnuss- und Pfirsichplantagen blickte, die unser Haus umgaben, und auf die Reben mit dem schweren georgischen Rotwein. Hinter der Kulturlandschaft türmte sich der Kaukasus auf. Niemand war da. Telavi, das nächste Städtchen, war 15 Kilometer entfernt.

Manchmal kam unser Vermieter Beka mit dem Auto und servierte mehrere deftige Gänge, die seine Mutter für uns gekocht hatte, schimpfte auf die Russen und schwärmte von Europa. Erst durch die Bücher der Autorin Haratischwili wurde die Gegend lebendig und unsere Reise von etwas Schönerem, Interessanterem zu etwas wirklich Bedeutsamem. Wir lachten und weinten mit ihr, sorgten uns um die Romanfiguren, die so oft in Not geraten. Wir begriffen durch sie dieses bewundernswerte Volk, das so viel aushalten musste, und die Liebe der Autorin zu ihrer bezaubernden und immer gefährdeten Heimat.

Ein anderes Mal saßen wir auf der Terrasse des Rooms-Hotels Kazbegi in Stepanzminda ganz im Norden von Georgien. Das Rooms ist ein ehemaliges Sanatorium aus Sowjetzeiten, das in ein supermodernes und gemütliches Gebäude umgestaltet wurde, ohne den Sowjet-



Fotos: Konarako/Shutterstock

Niemand da? Nur manchmal karrt der Vermieter mehrere deftige Gänge herauf, die seine Mutter gekocht hat

DIE ZEIT: Frau Haratischwili, Ihre Bücher sind geprägt von starken Frauenfiguren unterschiedlichster Generationen. Man könnte sagen, es gibt eine Hauptprotagonistin: Georgien. Wie würden Sie sie beschreiben?

Nino Haratischwili: Sie ist eine Improvisationskünstlerin. Leicht schelmisch, humorvoll auf jeden Fall. Das ist eine Eigenschaft, die sie immer wieder rettet, auch unter unsäglichen Umständen. Sie ist es gewohnt, dass jegliche Sicherheit im Grunde Illusion ist. Und so bedrückend das ist, hat sie dadurch gewisse Fähigkeiten entwickelt. Durchaus auch einen Hang zur Inkonsistenz. Auf jeden Fall aber eine Hingabe an das Jetzt und Hier.

ZEIT: Die sich zum Beispiel wie äußert?

Haratischwili: Georgien ist sehr genussfreundlich. Und anders als in Nordwesteuropa muss Genuss nicht immer gleich gesüht werden, wenn man einmal über die Stränge geschlagen hat. Es mag mit der Geschichte, den politischen Umständen zu tun haben: Man gibt sich der Gegenwart viel vorbehaltloser hin.

ZEIT: Sie sind in Georgien aufgewachsen. Wenn Sie an Ihre Kindheit denken – welches Bild beschwören Sie herauf?

Haratischwili: Ich laufe mit meiner Großmutter durch die Straßen. Da muss ich noch im Kindergartenalter gewesen sein. Sie hält mich an der Hand, und wir planen das Silvesterfest, zählen die Gerichte auf, die auf den Tisch kommen. Silvester war für mich immer das Fest. Weihnachten wird wegen des orthodoxen Kalenders in Georgien erst im Januar gefeiert und ist viel stärker mit Kirche und Andacht verbunden als in Deutschland. Silvester waren alle zusammen, durften die Kinder

lange aufbleiben. Ich war schon Wochen vorher aufgeregt.

ZEIT: Was also kam auf den Tisch?

Haratischwili: Eingelegter Truthahn oder Huhn in Walnusssoße. Spanferkel. Georgisches Brot aus dem Lehmofen, sehr salzig und sehr lecker. Und dann komischerweise immer so ein Salat, Olivier genannt, die sowjetische Version dessen, was man sich unter einem französischen Salat vorstellt. Mit Mayonnaise, gekochten Kartoffeln, Erbsen und Möhren – sehr üppig.

ZEIT: Sie haben das Land 1995 als Zwölfjährige verlassen. Wie oft sind Sie heute dort?

Haratischwili: Seit meine Kinder schulpflichtig sind, leider nur noch einmal im Jahr. Im April 2025 zuletzt. Der Frühling ist in Georgien das Schönste. Da ist es warm, aber noch nicht heiß. Im April, Mai kommt irgendwann der Moment, dass man die Tür öffnet, und der Duft von Flieder schlägt einem entgegen. Ich liebe das. Da weiß man: Jetzt kann man wieder lange draußen sitzen und endlich wieder nackte Beine haben. Es geht los.

ZEIT: Wie riecht der Sommer?

Haratischwili: Nach frischen Kräutern, die unter laufendem Wasserhahn in einem Sieb gewaschen werden. Es wird sehr viel Koriander und Estragon verwendet und ein bestimmtes Basilikum, das habe ich nirgendwo sonst gefunden bisher. Es heißt blaues Basilikum, ist aber eher lila und extrem aromatisch. Das kommt auch in den typisch georgischen Tomaten-Gurken-Salat, mein Lieblingessen im Sommer, mit warmem Brot und einem Stück Käse.

ZEIT: Wenn Sie im nächsten Moment in Georgien sein könnten, wo wären Sie gern?

»Eine Hingabe ans Jetzt und Hier«

In Tbilissi genießen die Menschen vorbehaltloser, erscheint der Himmel heller und duftet der Sommer nach Estragon. NINO HARATISCHWILI erzählt von ihrer Heimat



Nino Haratischwili schrieb Romane wie »Das achte Leben (Für Brilka)«

Haratischwili: In Tbilissi in der Altstadt, im Sololaki- oder Mtazminda-Viertel. Da habe ich meine Jugend verbracht. In kleinen Gassen mit Kopfsteinpflaster rauf und runter, es geht ja oft steil bergauf oder bergab. Mit verwunschenen Hinterhöfen, wo Wäsche von Holzbalkonen flattert und Nachbarn sich laut unterhalten. Und auf all das fällt dieses bestimmte Licht. Der Himmel ist nicht so wie jetzt zum Beispiel in Berlin, ein Grau, in dem Erde und Himmel quasi ineinander übergehen, ohne Trennlinie. Ich behaupte, dass es in Tbilissi grundsätzlich heller ist und der Himmel meistens blau.

ZEIT: Wo kehren Sie als Erstes ein?

Haratischwili: Mit den Kindern im nächsten Lokal auf ein paar Chinkali, gekochte, mit Hackfleisch gefüllten Teigtaschen. Romantisch sitzt man im Ninia's Garden, da habe ich letztes Jahr ein Kürbisdessert gegessen, das war eine Offenbarung. Ein bisschen feiner ist das Keto und Kote oberhalb der Altstadt. Von dort hat man einen fantastischen Blick.

ZEIT: Ich stelle mir vor, dass man in Georgien von überall aus die Berge sieht.

Haratischwili: Die Kulisse ist wow. Die Berge bilden den Hintergrund für alles. Tbilissi liegt in einer Art Kessel, was im Sommer erdrückend sein kann. Ab Juli muss man aus der Stadt fliehen. In nur 20 Minuten steht man in der Natur.

ZEIT: Ihr Lieblingsort in den Bergen?

Haratischwili: Einmal bin ich in Chewsuretien morgens aus dem Gasthaus getreten und dachte, ich träume. Das Grün der Berge war wie phosphoreszierend, wie in Technicolor. An der Stelle muss ich das Klischee brechen: Ein richtiger Bergmensch bin ich nie geworden. Ich habe

brutalismus zu verschleiern. Die Terrasse zum Tal ist mit Holzplanken belegt und so groß, dass man darauf Fußball spielen könnte. Aber das tut niemand, die Gäste sitzen hingerissen in ihren Sesseln, und vor ihren Augen erhebt sich das gigantische Massiv des Kasbek. Ein 5.000 Meter hoher schneebedeckter Gipfel. Mit dem Bus kann man ein Stück in den Kaukasus fahren und zu einem Wasserfall pilgern, der sich aus gewaltiger Höhe herabstürzt. Wer allerdings weiter vordringen will, wird gewarnt: Hier gebe es keine beschilderten Pfade, keinen Alpenverein, keine Seilbahnen und keine Kaiserschmarrn-Hütten, in denen die Rentner die besten Plätze besetzen. Hier sei die Natur noch nicht vollkommen eingeeht und domestiziert, sagte man uns. Wer im Kaukasus wandern will, müsse alles selbst mit sich führen, Zelt, Nahrung und Waffen – hier gibt es Bären, Wölfe und Rotten wilder, sehr aggressiver Hunde. Im Gegenzug aber das Erlebnis unberührter Natur.

Ein ganz besonderes Verhältnis habe ich zu Georgien, seit ich auf einer georgischen Hochzeit war. Seither zählt dieses Land für mich zu den schönsten Regionen Europas, obwohl es geografisch gesehen nicht einmal zu Europa gehört. Vom Herzen und der Kultur her aber ist es ein Teil davon, viele Georgier wollen unbedingt in die EU. Und Tbilissi ist eine wunderschöne, geheimnisvolle europäische Stadt, die jeder einmal gesehen haben sollte – am besten begleitet von den Romanen der Nino Haratischwili.

Dort in Tbilissi heiratete meine Nichte also kürzlich einen Georgier namens Archil, seine ganze vielköpfige Familie war da, bestimmt 70 Personen. Daher durften auch wir uns nicht lumpen lassen, und alle Geschwister, Tanten, Onkel und Cousinen der Braut, also alle Rückerts, mussten anrücken. Es wurde getrunken und gegessen, getanzt und gefeiert, obwohl die Sippen sich nicht einmal ansatzweise verständigen konnten. Ein gutes Jahr später kam meine kleine Großnichte Tinatin zur Welt. Ein wunderhübsches Mädchen mit einem georgischen Namen. Jetzt ist Georgien ein Teil meiner Familie und meines Lebens.

Sabine Rückert, 65, ist Reporterin der ZEIT

nicht die Ambition, Berge zu bezwingen. Nach spätestens zwei, drei Tagen denke ich: Okay, verstanden, du bist groß, dich wird es noch in 1.000 Jahren geben, ich bin klein und unbedeutend. Ich geh dann mal lieber.

ZEIT: Wohin zieht es Sie?

Haratischwili: Von Tbilissi aus sollte man unbedingt einen Ausflug nach Kachetien machen. In jüngerer Zeit sind viele Städter dort raus aufs Land gezogen, um das Winzerhandwerk zu lernen und die Weingüter ihrer Großeltern zu Gästehäusern herzurichten. Und dann natürlich: ans Meer. Auch das Meer hat eine immense Kraft, anders als die Berge habe ich es aber nie als abweisend, sondern immer als den Menschen zugewandt empfunden. Ich kann zwei-, dreimal am Tag ins Wasser springen und sehr glücklich sein.

ZEIT: Welchen Ort empfehlen Sie?

Haratischwili: Leider ist ein Großteil der Küste heute von Russland besetzt. Auf den noch zugänglichen Abschnitten trifft man viele russische Touristen. Bei meinem letzten Besuch in der Hafenstadt Batumi saß neben mir am Strand ein Mann, der hatte einen riesigen Adler mit russischer Flagge auf den Rücken tätowiert. Das trägt nicht zu meiner Erholung bei. Etwas abseits finden sich aber immer noch unberührt wirkende Buchten. Und die ganze Region, Adscharien, ist der Wahnsinn. Man fährt zehn Minuten die Serpentina hoch und steht inmitten von Bambus-, Kiwi- und Zitrusbäumen. Wie im subtropischen Urwald – eine irre Vegetation. Das überwältigt mich jedes Mal.

Das Gespräch führte Maris Hubschmid

Tiefdunkelrot
Georgien gilt als Wiege des Weins. Auf seinen Hängen wächst eine Vielfalt heimischer Rebsorten, die Rede ist von mehr als 500 Varietäten. Viele der Weine werden bis heute in traditionellen »Quevris« produziert: in die Erde eingelassenen Amphoren

EUROPA, WAS BIST DU SCHÖN!

AM SEE

Dmitrij Kapitelman ergründet den Ohridsee, Theresia Enzensberger träumt am Lago di Garda,
Lina Scheynius schwärmt vom schwedischen Öresjö, Hella Kemper paddelt in Polen,
Maris Hubschmid faulenzte am Luganer See und Friederike Oertel fährt Boot in Albanien

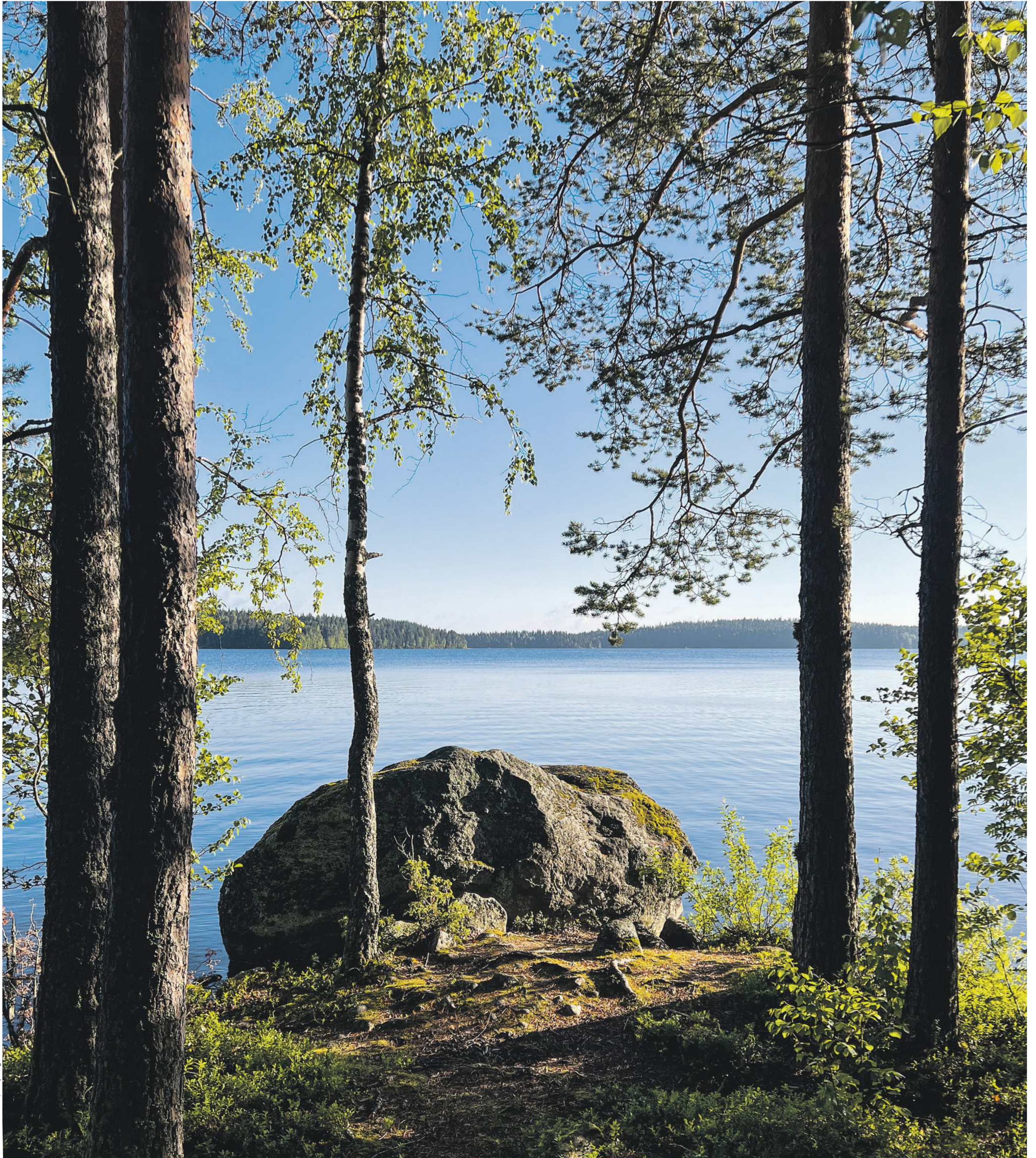


Foto: Jaana Eleftheriou/Getty Images

Saimaa, Finnland

»Im Hochsommer 2024 habe ich dieses Bild am Saimaa aufgenommen, einem See ganz im Osten Finnlands. An seinem Ufer liegt das Städtchen Imatra, das berühmt ist für das Wasserspiel seiner Stromschnellen. Dass Katharina die Große sie 1772 besichtigte, gilt als Geburtsstunde des Tourismus in Finnland«

Foto und Text: Jaana Eleftheriou

Glück am Steg

Den viertgrößten See
Polens muss man
per Paddel erobern

VON HELLA KEMPER

Wir waren mit wenig Strömung 34 Kilometer gepaddelt. Schwerfällig hatte die Oder meinen Freund Michel und mich durch die Augusthitze in den Dammschen See geschoben. Die Sonne stand schon flach über dem westlichen Ufer und ließ die roten Häute unserer Klepper-Faltboote leuchten. Der heiße Tag hatte uns müde gemacht. Jetzt mussten wir nur noch einen Platz für die Nacht finden, wo wir unser Zelt aufschlagen konnten. Das war auf den 150 Kilometern unserer Paddeltour von Lebus nach Stettin an keinem Abend schwierig gewesen.

Denn die Oder, dieser stille Grenzfluss zwischen Deutschland und Polen, strömt der Ostsee einsam entgegen. Nur vereinzelt hatte uns mal ein Binnenschiff überholt. Manchmal sahen wir Männer am Ufer, die angelten, oder spielende Kinder. Wir fühlten uns in das Oderbruch Theodor Fontanes versetzt; eine flirrende Auenlandschaft mit leeren Kuhweiden. Inmitten dieses verzweigten Fluss- und Kanalsystems verwandelt sich Zeit in Weite. Es gibt kein Gestern, kein Morgen, nur die ausgebleichten Grün- und Blautöne des Hochsommers.

Ja, es ist idyllisch an der Oder, dabei ist sie einer der größten Flüsse Mitteleuropas und muss immer noch aushalten, dass polnische Industrieanlagen Abwasser einleiten. Ein Glück, dass der geplante Ausbau für die Schifffahrt erst einmal durch ein polnisches Gericht gestoppt wurde.

Der Däbie, wie der Dammsche See auf Polnisch heißt, gilt als viertgrößter See des Landes, dabei ist er bei genauerer Betrachtung gar kein richtiger See. Eigentlich weitet sich die Unteroder hier nur zwischenzeitlich und ergießt sich in eine 15 Kilometer lange und vier Kilometer breite Deltamulde, an deren südwestlicher Seite Stettin liegt. Schon von Weitem sahen wir die 500 Meter breite, berühmte Hakenterrasse der Hansestadt, die sich oberhalb des Sees geradezu weltoffen anbietet. Nur eine knappe Stunde Fußweg entfernt lagen Hausboote an der Kaimauer; vor ein paar Jahren war ich auf einem dieser Boote durchs Stettiner Haff bis nach Anklam gefahren. Immer wieder war ich in Stettin gewesen, meistens nur für Stunden, um auf einen Zug zu warten. Wie die Landschaft im Oderbruch haben auch die mit Kopfstein gepflasterten Straßen der hoch gelegenen Stettiner Altstadt etwas Zeitloses. Man muss aufpassen, rechtzeitig zum großen Bahnhof zurückzukehren.

Uns in unseren roten Kajaks begann nun der abendliche Augustwind immer heftiger in den breiten Schilfgürtel am südöstlichen Ufer zu drücken, sobald wir mit Paddeln nachließen.

Schilf ist der natürliche Feind des müden Paddlers. Schilf wächst so dicht, dass man nicht hindurchfahren kann und das Ufer in unerreichbare Ferne rückt. In ihren stärksten Wachstumsphasen kann die Pflanze pro Tag drei Zentimeter an Länge zulegen. Drei Zentimeter! Grob – zwischen zwei Paddelschlägen – hochgerechnet komme ich auf rund zehn Meter Längenwachstum im Jahr.

Doch um es kurz zu machen, denn Schilf wächst schneller, als Sie lesen können: Wir paddelten am endlosen Schilfgürtel in die Nacht hinein, die warme Luft, die von der Tageshitze übrig geblieben war, lullte uns ein. Ich war schon bereit, hungrig im Boot zu schlafen (was natürlich nur einen Powernap lang möglich ist), als wir einen Holzsteg entdeckten. Wie Schiffbrüchige mobilisierten wir letzte Kräfte und hielten mit schnellen Schlägen darauf zu, verlangsamen unsere Fahrt aber, als wir erkannten, dass es ein privates Grundstück mit einer Datscha war. Der Rasen war gepflegt, Tisch und Bank standen neben dem Häuschen. Wir hörten Stimmen. Rochen gegrilltes Fleisch. Und waren verzweifelt genug, um anzulegen.

Es wurde still am Grill.

Als ich mich aus dem Boot auf den Steg gezogen und aufgerichtet hatte, blickte ich in zwei Gesichter. Freundliche Gesichter. »Kommt, die Koteletts sind schon fertig. Was wollt ihr trinken?«

Der Mann, etwa 60, war Seefahrer und würde am nächsten Morgen nach Hamburg reisen, um aufs Schiff zu steigen. Seine Frau holte für uns gekühltes Bier aus der Datscha, legte Sitzkissen auf die alten Stühle. Beide sprachen ausgezeichnet Deutsch, und es war schon nach Mitternacht, als wir einen Platz auf dem schönen Rasen auswählen durften. Am nächsten Tag paddelten wir zum gegenüberliegenden Stettiner Bahnhof, um nach Hause zu fahren.

Ein Jahr später lag eine Postkarte im Briefkasten. Mit herzlichen Grüßen vom Dammschen See. Der Grill stehe schon am Steg, das Bier im Kühlschrank. Wir würden erwartet.

Hella Kemper, 59, ist Redakteurin im Newsdesk der ZEIT

Polnische Sommerfrische

Ein ebenfalls traumhafter See liegt im Stowiński-Nationalpark. Und ganz in der Nähe: das denkmalgeschützte Schlosshotel Zamek Łeba



Foto: Lina Scheynius. Illustration: Tobias Beck für DIE ZEIT

In einem roten Sommerhaus am Öresjö-See verbrachte unsere Autorin ihre Kindheit

Wie ein Schluck Holunderblütensaft

In kaum einem Land gibt es mehr Seen als in Schweden. Von hunderttausend kleinen Sehnsuchtsorten

VON LINA SCHEYNIUS

Als ich ein kleines Mädchen war, besaßen meine Großeltern ein rotes Sommerhaus im Südwesten Schwedens, das an einem See namens Öresjö lag. Die Eltern meiner Großmutter hatten dieses Haus auf der Halbinsel in den Vierzigerjahren erbaut. Alle Materialien waren mit einem Boot herangeschafft worden, sogar der große gusseiserne Ofen. Erst später legten sie die Straße an. Als Kind verbrachte mein Vater die Sommerferien damit, beim Bau dieser steilen Schotterstraße zu helfen, die zum Haus hinabführte.

Ich glaube nicht, dass mein Vater diesen Ort wirklich liebte. Die meisten seiner Geschichten von dort sind nicht fröhlich: Konflikte zwischen Familienmitgliedern. Ein Blitzschlag, der das Haus traf und seine Großmutter aus der Küchentür schleuderte. Unfälle beim Leeren der Plumpsklos. Der Regen und die wechselnden Winde.

Ich hingegen habe es von ganzem Herzen geliebt. Ich erinnere mich an die großen Felsen unter meinen Füßen, die warm waren von der Sonne. Ich weiß, wie man sich durch die schlammigen seichten Stellen des

Sees bewegt und von welchem Stein aus man am besten losschwimmt. Ich kenne all die kleinen Pfade rund um die Halbinsel und weiß, wo man die Walderdbeeren findet. Als ich vor zehn Jahren eine Therapie begann und mein Therapeut mich bat, mir einen glücklichen, sicheren Ort vorzustellen, fand ich mich am Strand vor jenem Haus wieder. Das Plätschern der kleinen Wellen, die sanft gegen die Felsen schlagen, beruhigt mich mehr als alles andere.

Öresjö lag nur eine kurze Autofahrt von dem Haus entfernt, in dem ich aufwuchs, sodass ich viele Sommertage dort verbrachte. Wir schwammen, selbst wenn der See kalt war. Es gab Fika, eine schwedische Art von Kaffee- und Kuchen-Pause. Und weil das Wasser aus dem Brunnen trüb war, servierte meine Großmutter es mit Holunderblütensirup. Ein Schluck davon versetzt mich noch immer zurück an ihren klapprigen Tisch, der in der Sonne stand und im Wind. Das Wetter schlug ständig um, weshalb wir oft im Auto saßen und darauf warteten, dass Donner und Blitze vorüberzogen. Manchmal

tauchten Schlangen auf, einmal fing mein Großvater eine Kreuzotter mit einem Stock ein, meine Großmutter und ich beobachteten ihn vom Frühstückstisch aus. Auf einem Poster über der Toilette im Nebengebäude war Königin Silvia zu sehen. Und ein Stein vom Öresjö, der die Form eines Igels hat, lebt heute bei mir.

Meine Kindheit am See ist kein Einzelfall: 100.000 Seen machen Schweden zu einem der seenreichsten Länder der Welt. Im Winter spazieren wir auf ihnen herum, laufen Schlittschuh oder schlagen ein Loch ins Eis, um im frostigen Wasser zu baden. Überall an den Seeufern findet man Saunen. Die Menschen rudern, angeln und schwimmen. Selbst Stockholm liegt auf einer Inselgruppe am Mälarsee. Der Vänern wiederum ist einer der größten Seen Europas, hat Sandstrände und erinnert eher an ein Meer. Aktuell verbringe ich viel Zeit am Vättern in Småland, dem zweitgrößten See Schwedens, der über 100 Meter tief ist, weshalb er den ganzen Sommer kalt bleibt. Auch er sieht aus wie das Meer. Weiter nördlich, im Storsjön, soll ein Monster sein

Unwesen treiben, das Storsjöodjuret genannt wird: das große Seeungeheuer. Und im hohen Norden liegen die Seen im Gebirge. Seen sind in Schweden allgegenwärtig, nicht nur in der Landschaft, sondern auch in unserer Kultur.

Nachdem mein Großvater 2012 gestorben war, wurde das Haus am Öresjö an einen Nachbarn verkauft, der vorhatte, es abzureißen und durch ein modernes Gebäude zu ersetzen. In jenem Sommer fuhr ich für eine Woche hin, um mich zu verabschieden. Ich schwamm nackt. Ich schrieb. Machte eine Reihe Fotos von dem Haus und mir inmitten der Landschaft – als Ergänzung zu den Tausenden von Bildern, die meine Familienmitglieder und ich dort bereits aufgenommen hatten. Nachts träume ich noch immer von diesem Haus am See. Ich wünschte, ich hätte es nie aufgeben müssen.

Lina Scheynius, 44, ist Fotografin aus Schweden. Zuletzt erschien ihr erster Prosaband, »Tagebuch einer Trennung« im Aki-Verlag auch in deutscher Übersetzung

Im Märchen-Moor

Das Naturreservat Dumme Mosse in der Nähe des Vättern-Sees zählt zu den letzten großen Mooren Smålands. Eine Wanderung führt zwischen Wollgräsern hindurch, zahlreiche Vogelarten lassen sich hier beobachten, darunter Kraniche



Foto: Grand Hotel Villa Castagnola

Über den paradiesischen Garten der Villa Castagnola blickt man auf den Luganer See und den San Salvatore

Tropen am Himmelstor

Ein Grandhotel kann sich kaum jemand leisten. Schon gar nicht eins in der Schweiz! Aber zwei Tage hier sind so erholsam wie drei Wochen woanders

VON MARIS HUBSCHMID

Ist Luxus nicht immer verdächtig? Aber schon ein überzeugendes Konzept. Sich nur mit dem Schönen, dem Guten, dem Angenehmen umgeben. Auge und Seele nicht beunruhigen, nicht kränken mit dem Elend und der Mühsal dieser Welt. Sich verwöhnen lassen, um nichts kümmern müssen. Annäherung an die Sorglosigkeit.

Triggerwarnung: Ein Grandhotel kann sich nicht jeder leisten. Genau genommen kaum jemand. Schon gar nicht eins in der Schweiz!

Und selbst wer es sich leisten könnte, kommt vielleicht nicht auf die Idee. Das Grandhotel ist kein Ort für Menschen, die ihr Geld verzinsen wollen, es ist ein Ort für Menschen, die es verleben wollen.

Allein die Versuchsanordnung: Berge und See. Die Kraft und die Ruhe. Der Luganer See, ein Gletschersee, ist zwar deutlich kleiner, steht dem Lago Maggiore, dem Gardasee und dem Comer See an Schönheit aber in nichts nach. Darüber hinaus vereint Lugano die Lebenslust Italiens mit der Güte der Schweiz.

Luxushotels gibt es zahlreiche und darunter unsympathische, für Menschen, die ihr Geld vorführen wollen oder sich dahinter verstecken. Anonyme, abweisende Kästen aus Glas und Stahl, die weniger anheimelnd anmuten als unheimlich, derart kühl und seelenlos zuweilen, dass einem der Verdacht kommen könnte, man solle die Räume trockenwohnen.

In der Villa Castagnola fühlt sich der Aufenthalt ab der Sekunde, in der man eintrifft, an wie der allseits sehnlichst erwartete Besuch bei wohlhabenden, herzensguten *grand-oncles* und *grand-tantes*: Kinder, da seid ihr ja endlich, lasst mich euch die Koffer abnehmen!

Die Kellner rufen strahlend »Ecco, la principessa!«, wenn das Kind auf sie zufliegt, und natürlich gibt es unser Lieblingessen.

Ab da ist nur noch: Herrlichkeit. In Vergänglichkeit, leider. Amen.

Aber schon Goethe erkannte: Kein Genuss ist vorübergehend, denn der Eindruck, den er zurücklässt, ist bleibend. Und bei meiner Schweizer Staatsangehörigkeit: Zwei Tage hier sind so erholsam wie drei Wochen woanders!

Man bewegt sich in einem Haus, in dem alles großzügig und gepflegt und gemütlich ist. Nicht die Art von Einrichtung, die dazu anregt, nach der Heimkehr die eigene Wohnung umzugestalten, aber so, dass man den distinktierten Wahlverwandten aufrichtig

attestiert: Schön habt ihr's hier, mit all den Polstermöbeln und dem Dekor. Darf ich die Lampe mit dem Löwenfuß haben, wenn ihr eines fernen Tages nicht mehr seid?

Man kann sich dreimal am Tag umziehen, Fotos des Töchterleins in weißen Leinenkleidchen machen, die zu Hause in Berlin-Kreuzberg keinen Tag überleben würden, und zum Dinner im Bodenlangen erscheinen. Oder sich ausschließlich im Bademantel bewegen. Vom Balkon an den Pool an den See und wieder auf den Balkon. Room-Service!

Alle 72 Zimmer gehen nach Süden raus und haben Balkone, von denen aus man über den türkisblauen See und den Hausberg, den San Salvatore, blickt. Vor dem man sich einerseits allein seines Namens wegen sogleich höflich verneigen möchte wie vor einem feinen alten Herrn aus der Nachbarschaft. Der andererseits so sehr dem Idealbild von einem Berg entspricht, dass ich bei seiner Betrachtung wirklich immer an Milka Montelino denken muss, eine Süßigkeit meiner Kindheit, die sich am Markt nicht durchgesetzt hat. In der Nebensaison ist es möglich, dass die Berge wie jenes Konfekt damals eine schneeweiße Spitze haben, während man zu ihnen über einen subtropischen Garten mit Palmen und Bananenbäumen blickt. Das gibt es in Europa vielleicht nur im Tessin.

Überhaupt: dieser Garten! Eigentlich vielmehr ein Park, ein Paradies ohne Schlange, dafür voller vorwitziger Geckos, die neben den zahlenden Gästen zeitvergessen und ungestört in der Sonne liegen, quasi querfinanziert.

Von Thomas Mann ist überliefert, wie er mit seiner Tochter Elisabeth während eines Aufenthalts 1933 durch ebendiesen Garten schritt und über die Zukunft sinnierte.

Und während Thomas Mann immer goldrichtig durch die Zeilen eines ZEIT-Artikels schreitet, hat natürlich jegliches Milka-Produkt in dieser Schweizbetrachtung absolut nichts verloren, grundsätzlich (»spinnst du es?«, stöhnt der Schweizer Teil der Familie) und konkret, weil in der Villa Castagnola die Pralinen aus der hauseigenen Patisserie stammen und unmissverständlich klarmachen, dass in einem Grandhotel selbst die Sünde himmlischer schmeckt.

Dies ist wohl der Moment, die Mitreisenden mit der Spezialität des Hauses bekannt zu machen: »Zitrone« steht in der Karte des Restaurants Le Relais, nichts wei-

ter, ein Dessert, das der Frucht optisch täuschend ähnelt, jedoch aus einer köstlichen hellen Creme besteht, die durch knackige, hauchdünne, zitronengelb gefärbte Schokolade zusammengehalten wird.

Geht immer noch rein, egal wie viele Gänge man schon genossen hat. Und dann sitzt man auf der großen Terrasse oberhalb des Gartens, derweil ein Pianist spielt und irgendwann nicht nur die Kinder dazu tanzen und ein leichter Wind geht und die Sonne hinter dem Schokoladenberg versinkt – und versinkt seinerseits in vollkommener Zufriedenheit, weit weg von allem, was einem daheim das Herz schwer macht.

Und diskrete Hände werden dafür sorgen, dass die Tischdecken wieder strahlend sauber und glatt sind, wenn man am Morgen an gleicher Stelle Platz nimmt, sich einen Milchkaffee oder eine Ovomaltine servieren lässt und mit milder Strenge daran arbeitet, dass die Principessa sich am exquisiten Frühstücksbuffet nicht bloß Berge gebratenen Specks und Donuts auflädt, sondern vielleicht auch etwas Rührei und ein hoffnungstiftend grünes Stücklein Kiwi.

Es gibt drei Restaurants in der Villa Castagnola, man kann etwas ambitionierter und etwas weniger ambitioniert essen als auf der zentralen Terrasse, beseelt geht man überall. Und hat man nicht ein Recht auf dieses Stück vom Glück?

Das Grandhotel ist eine bürgerliche Erfindung. Mit seinen Gesellschaftsälen und seinem Prunk ahmt es das Schloss nach und schafft es zugleich ab. Die große Zeit der Grandhotels war die Belle Époque: geprägt von Frieden, wirtschaftlichem Aufschwung, Hochkultur. Grandhotels waren auch Avantgardisten technischen Fortschritts. Im berühmten Hotel Ritz in Paris erfuhren die Gäste als Erste den Komfort elektrischen Lichts (wenn auch zunächst nur in den Herenzimmern). Die Ehefrau des Hoteliers César Ritz beschrieb später, wie ihr Mann mit dem Elektriker verschiedenfarbige Lampenschirme ausprobierte, um deren Wirkung auf den Teint der Damen zu testen. César Ritz übrigen seinerseits – wer hat's erfunden? – ein Schweizer. Je schneller Industrie und Kapitalvermögen wuchsen, desto mehr Grandhotels entstanden in Europa.

Dabei gibt es bis heute keine allgemeingültige Definition, also auch keine einheitlichen Kriterien. Die Größe spielt tatsächlich keine Rolle, nicht einmal fünf Sterne sind zwingend. Niemanden interessiert die An-

zahl der internationalen Fernsehsender, wir gucken auf allen Kanälen über den See, vom Balkon, von der Terrasse, vom Garten, vom Steg aus. Oder ob das Fitnessstudio irgendwo unter dem Garten Eden mindestens 20 Quadratmeter groß ist. Es geht um Grandeur, um – wir sind ja im italienischen Teil der Schweiz – Grandezza. Eleganz, Erhabenheit, man könnte auch sagen: Würde.

Dicke rote oder himmelblaue Kordeln an den Türen verraten, ob man wünscht, dass einem die wolkigen Bettdecken aufgeschlagen werden oder darunter gerade ganz für sich bleiben möchte.

Das Gebäude wurde 1880 im klassizistischen Stil von einer russischen Adelsfamilie errichtet und nach dem angrenzenden Stadtteil Castagnola benannt. Die Schweizer Nachbesitzer wandelten es schon bald darauf in ein Hotel um. Bis heute ist das Haus familiengeführt, die aktuellen Gastgeber haben es Anfang der Achtzigerjahre aufwendig renoviert und um zwei Stockwerke ergänzt.

Aus allen aber kann man, wenn man am 1. August Quartier nimmt, das Feuerwerk der Stadt zum Schweizer Nationalfeiertag bewundern. Dann findet man schon morgens ein Schweizer Kreuz in sein Panino geprägt, erwartet einen abends eine Helvetia aus Butterkeks als Betthupferl. Dazwischen sieht die Spezialität des Hauses ausnahmsweise nicht aus wie eine Zitrone, sondern wie der Apfel des Wilhelm Tell.

Das erste Mal führen wir auf Einladung einer Frau, die entbehrungsreiche Zeiten hinter sich hatte, das seltene Glück, dafür schlussendlich belohnt worden zu sein, und die Entschlossenheit, dieses Glück mit uns zu teilen: meiner Mutter.

Ich erinnere mich an das Weihnachtsfest, bei dem sie erklärte: »Kinder, ich möchte so gerne noch mal mit euch Urlaub machen.« An die alarmierten Blicke, die mein Bruder und ich tauschten – Urlaub mit den Eltern?! Und wie wir sofort Ja sagten, als sie uns den Link zur Website der Villa Castagnola schickte.

Als wir am Ende jenes Kurzurlaubs abreisten, gab ich meiner Tochter das leichtsinnige Versprechen, dass wir Jahr für Jahr zurückkehren würden, solange sie nur bereit ist, mit mir in den Urlaub zu fahren.

Wenn in der Grundschule Freundschaftsbücher herumgehen, schreibt sie beim Punkt »Da wäre ich jetzt gerne«: Lugano. (Ich würde es genauso machen, aber in der Redaktion gehen solche Bücher nicht herum, deshalb

fülle ich stattdessen diese Zeitungsseite aus.) Ein beliebtes Spiel meiner Tochter ist, dass sie unsere Wohnung mit allerlei Beschilderungen und Umräumungen in die Villa Castagnola verwandelt und ich beim Nachhausekommen zunächst an der Rezeption einchecken muss, ehe sie mir einen selbst gemixten Aperitif reicht und ich das Angebot einer Kosmetikbehandlung – Extrakosten minimieren! – dankend ablehne.

Apropos: Bei ihr wie in echt bekommt jeder Gast ein Ticino-Ticket, mit dem er sämtliche öffentlichen Verkehrsmittel im Kanton gratis nutzen kann. Um zum Beispiel ins nahe gelegene Morcote zu fahren, das als eines der schönsten Dörfer der Schweiz gilt. Nach Montagnola, für einen Besuch des Hermann-Hesse-Hauses, denn Thomas Mann war bei Weitem nicht der einzige Schriftsteller, den es nach Lugano zog. Fußläufig, direkt hinter dem Hotel, startet die Funicolare Monte Brè, eine historische Standseilbahn, die einen auf den 925 Meter hohen Monte Brè bugsiiert. Wo sich einer der eindrucksvollsten Panoramablicke des Tessins eröffnet und man sich das nächste Ausflugsziel ausgucken kann.

Aber dafür ist die Villa Castagnola eigentlich zu traumhaft, freilich auch: zu teuer. Die Preise für ein Doppelzimmer beginnen im Sommer bei etwa 600 Euro. Besser, man gibt sich zwei, drei Tage ganz dieser glücklichen Blase hin, kostet alles aus und zieht für tatkräftigere Unternehmungen aus Gründen der Verhältnismäßigkeit um. In das direkt gegenüber am Wasser gelegene Hotel Lido Seegarten etwa, dessen Badefloß alle Castagnola-Gäste ohnehin heimlich mitbewohnen (der einzige Moment, in dem man gewahr wird, dass man für sein Geld doch nicht alles hat kaufen können). Oder das merklich günstigere, charmante Guesthouse Castagnola weiter stadtauswärts. Um von dort aus zum Beispiel im Grotto della Salute in Massagno mit lauschigem Hofgarten einzukehren.

Dann heißt es: Besucht uns bald wieder, auf jeden Fall, wir sehen uns nächstes Jahr, und darauf kann man sich verlassen – denn im Grand Hotel Villa Castagnola gibt es Oberkellner, die begrüßen Principessas seit Jahrzehnten. Gut geführte Häuser erkennt man daran, dass das Personal bleibt.

Und dass die Gäste wiederkommen.

Maris Hubschmid, 38, ist Reporterin der ZEIT

Perspektivwechsel

Das Dorf Gandria liegt an der Ostseite des Luganer Sees: Kleine Badeplätze, schmale Gassen und Spazierwege unter Olivenbäumen. Besonders schön ist die Anfahrt mit dem Linienboot

Zitronen und Partisanen

Am Gardasee formte das intellektuelle Europa im 20. Jahrhundert den Kontinent – bis heute spürbar

VON THERESIA ENZENSBERGER



Foto: Fabian Hägel

»Ohne Wolken, ohne Zeit« – die Schriftstellerin Erika von Hornstein lebte lange am Gardasee

Der Pool, an dem wir Kinder den ganzen Tag spielten, lag an einem Hang. Wenn ich mich nach dem Schwimmen atemlos und bäuchlings auf den warmen Stein legte, die Wange auf den moosbewachsenen Platten, glitzerte unter mir der große, weite See. Von hier oben hatte das milchige Türkis des Wassers einen tiefen Blauton angenommen. Es roch nach Zitronen und Lavendel, die flirrende Hitze trocknete mir die Haut. An der Seite des Schwimmbads führte ein schmaler Weg hinauf zum Haus, einem länglichen, kompakten Gebäude mit ockergelbem Anstrich. Es gehörte Erika von Hornstein, einer Freundin meines Vaters, die wir in den Sommern der Neunzigerjahre öfter in ihrem Haus in Gargnano am Gardasee besuchten.

Als Neunjährige mag man gemeinhin die meisten Menschen, die einem Aufmerksamkeit schenken, aber schon in jenen Sommern war mir klar, dass diese Person etwas Besonderes war. Bei der damals ungefähr 80-jährigen Erika von Hornstein traf kühle Weltläufigkeit auf warme Offenheit, sie war von der Lässigkeit, die durch ein Leben zwischen guter Kinderstube und Boheme entsteht. In diesen Sommern muss sie, so wurde mir Jahre später klar, an ihren Erinnerungen geschrieben haben. Auf den letzten Seiten des schmalen Bandes *So blau ist der Himmel* notiert sie: »Wenn ich bei diesen letzten Zeilen aufblicke, liegt der See hingebreitet vor meinen Augen. So blau ist der Himmel, ohne Wolken, ohne Zeit«, und darunter »Gargnano, den 19. August 1998«.

Das Buch ist eine Hommage an Karl Schmidt-Rottluff, bei dem sie im Herbst 1932 mit 19 Jahren anfang, Malerei zu studieren, und an Karl Hofer, der vier Jahre später in ihr Leben trat. Mit beiden Männern verbindet sie ihr Leben lang eine innige Freundschaft, von der unzählige Briefe zeugen. In den Kriegsjahren versteckt sie Bilder der beiden Künstler in der Papierfabrik ihres Mannes Viktor Bausch, der mit Mitgliedern des Widerstands in regem Kontakt steht, ihnen unter dem Deckmantel seiner als kriegswichtig eingestuftes Firma Geheimtreffen ermöglicht.

Nach dem Krieg wird die Fabrik von der sowjetischen Besatzungsmacht demontiert. Erika von Hornstein schreibt mit, als Viktor die Firma unter den schwierigen Nachkriegsbedingungen wiederaufbaut und auch als die Familie schließlich in den Westen zieht. *Andere müssen bleiben* erscheint 1953 und wird ein Bestseller.

Der Gardasee bleibt für Erika von Hornstein, die ihre Kindheit am preußischen Kaiserhof verbrachte, ein Sehnsuchtsort: Schon als 20-Jährige lebt sie einen Sommer in Malcesine. Dort, am nordöstlichen, bergigen Ufer des Sees, zeichnet sie die Boccia spielenden Männer im Dorf und den steilen Blick aufs Wasser, wohnt in einem weißen Türmchen am Ortsende und genießt das Leben. »Ich war verrückt vor Freude«, notiert sie in ihren Erinnerungen. In den Siebzigern baut sie dann in Gargnano, am gegenüberliegenden Ufer, das ockergelbe Haus am Hang.

Als ich im September letzten Jahres den Zug aus Mailand nehme, um ein

Sein Handicap verbessern

Der Minigolfplatz Pit Pat in Torbole ist ein liebevoll gepflegter, nostalgischer Ort mit roten Bahnen und blauen Sonnenschirmen. Neben Orangina und kleinen Snacks gibt es für wenige Euro auch Aperol Spritz zum Golfschläger dazu

paar Tage am Gardasee zu bleiben, finde ich dort nicht den See, den ich aus meiner Kindheit kenne. In Sirmione, am flachen Südufer, beziehe ich ein Zimmer in einem Hotel, das sich ordentlich in eine ganze Straße anderer Hotels einreih, allesamt mit Blick aufs Wasser, sodass man als Spaziergänger nichts mehr von besagtem Wasser sehen kann. Jeden Abend schiebe ich mich mit der Menschenmenge über einen großen Parkplatz hinweg ins Dorf, vorbei an Plastikzitronen, Zitronenshirts, Zitronentassen, Zitronenschürzen und einem monströsen Betonhotel aus den Achtzigern. Restaurants, Postkartenläden und Eisdielen, so viele Eisdielen: Sirmione hat den ausgehöhlten Charakter eines Ortes, in dem sich die Tourismusökonomie aller anderen Wirtschaftszweige bemächtigt hat. Die Menschen sind dementsprechend genervt voneinander.

Nach drei Tagen stelle ich mich in eine lange Schlange, um ein Fahrricket ans Westufer zu ergattern. Der Fahrplan ist komplett unverständlich, ein geduldiger Mann erklärt mir, wie oft ich an welchen Orten umsteigen muss, um an mein Ziel zu gelangen. Die Schwierigkeit, nach Gargnano zu gelangen, steigert mein Gefühl, einem märchenhaften Ort auf der Spur zu sein. Trotzdem bin ich überrascht, wie ruhig und malerisch es dort immer noch ist.

Es ist Mittag, und die schmalen Gassen sind leer. Der milchige See liegt still vor mir, hinter mir eine mächtige Bergkette, auf der sich ein dunkelblauer Schatten ausbreitet. An den Hängen zeugen Reihen alter Steinsäulen von den Zitronenplantagen, die den Ort einst prägten. D. H. Lawrence, der im September 1912 mit seiner Geliebten Frieda von Richthofen sieben Monate lang Zuflucht in Gargnano sucht, beschreibt die Limonaia so: »An den Ufern lagen melancholisch die zerfallenen Zitronensäulen, die mächtigen verschalteten Zitronenhäuser sahen auffällig zwischen den Weinstöcken und Olivenzweigen hervor.« Schon damals also schwächelte die Zitronenwirtschaft am Gardasee, deren aufwendigen Winterschutz man heute in der letzten funktionsfähigen Limonaia »La Malora« bewundern kann. Sie liegt an einem Bach, an dessen Verlauf Mühlen standen. Auch der See hatte seine Funktion: Er war ein wichtiger Handelsweg. Holz, Kohle, Steine, Früchte, Öl und Wein glitten auf Frachtesegeln übers Wasser. Der Zitronenhandel ist inzwischen in den Süden abgewandert – sizilianische Zitronen brauchen keinen Winterschutz.

Schon von der Fähre aus habe ich die pink gestreiften Türme der Villa Feltrinelli erspäht, heute ein Luxushotel besonders ostentativer Art. Einst gehörte sie einer der reichsten Familien Italiens. Die Feltrinellis waren im 19. Jahrhundert mit dem Holzhandel auf dem See, später mit Beteiligungen an der Eisenbahn und einer eigenen Bank reich geworden.

Im Besitz der Familie war die Villa, bis 1943 Mussolini einzog und dort schlecht gelangt die Jahre der Republik von Salò verbrachte. Er mochte den Ort nicht: Der Gardasee sei ein »Kreuz aus Fluss und See« und seine Unterkunft ein »düsteres, tristes Loch«. Aber strategisch war die Lage in der Nähe der norditalienischen Waffenfabriken und der deutschen »Operationszone Alpenvorland« günstig.

Die Familie Feltrinelli hält sich die letzten Kriegsjahre auf der Halbinsel Monte Argentario auf, wo der Erstgeborene, Giangiacomo, einsam ist und sich langweilt. Er bringt seine Zeit hauptsächlich mit den Angestellten – was zum Unmut der Eltern zu seiner politischen Radikalisierung führt. Mit 18 schließt er sich den Partisanen an, wird später Teil der italienischen kommunistischen Partei. Den Verlag Feltrinelli, heute noch einer der wichtigsten in Italien, gründet er 1954, um politische Schriften zu veröffentlichen. *Doktor Schiwago* und *Der Leopard* beschern dem Verlag erste große literarische Erfolge. In der pinken Villa in Gargnano gehen jetzt Schriftstellerinnen und Schriftsteller ein und aus: Saul Bellow, Tennessee Williams, Umberto Eco, Max Frisch und Ingeborg Bachmann kommen zu Besuch. In den Sechzigern freundet sich Feltrinelli mit Fidel Castro und Rudi Dutschke an und überträgt das Verlagsgeschäft schließlich seiner Frau Inge, um in den Untergrund zu gehen. Er gründet die »Gruppe der Partisanaktionen«. Es ist bei einer dieser Aktionen, bei der Feltrinelli 1972 mit 15 Stangen Dynamit auf einem Strommast zu Tode kommt. Halb Italien glaubt, er sei von Geheimdiensten ermordet worden – in den Akten der CIA firmiert Feltrinelli als »der wichtigste Agent des Castorismus in Europa«. Bis heute liegen die genauen Umstände seines Todes im Dunkeln.

Ob Erika von Hornstein Giangiacomo Feltrinelli kannte, weiß ich nicht. Eine enge Freundschaft verband sie aber mit anderen Nachbarn: Cesare und Daniele Lievi, zwei Brüdern, die in Gargnano das Teatro dell'Acqua betrieben, bevor erfolgreiche Inszenierungen sie nach Wien, Frankfurt am Main und Berlin führten. Das Theater war in einer alten Kaserne zu Hause, und für seine Aufführungen wurden Schauspieler aus dem Dorf rekrutiert.

Die alte Kaserne finde ich nicht mehr. Auf meinem Weg durchs Dorf komme ich immer wieder an Lücken zwischen den Häusern vorbei, in denen schmale Kiesstrände oder Stege zum See führen. Ich breite mein Handtuch auf einer dieser Anlegestellen aus und beobachte drei Teenager, die auf einem Surfbrett auf dem Wasser treiben. Sie denken nicht über dieses 20. Jahrhundert nach, über die Spuren, die es überall hinterlassen hat, über Bomben und Adelshöfe, Brücke-Maler und Partisanen. Die Jahre meiner Kindheit, die Achtziger- und Neunzigerjahre, kommen mir unendlich weit weg vor. Hier, an diesem Ort am Gardasee, liegen Souvenirs eines Europas, das es nicht mehr gibt. Einer Welt, in der die politische und ökonomische Elite noch nicht in ihrer Ablehnung von Kultur vereint war und der Antifaschismus bisweilen sogar ins Großbürgertum reichte. Das alles denke ich ohne Nostalgie, denn jedes Jahrzehnt hat seine eigenen Schrecklichkeiten. Das Surfbrett auf dem hellblauen Wasser verschwimmt vor meinen Augen. Ich schaue auf die Uhr. Wenn ich jetzt nicht aufbreche, verpasse ich die letzte und einzige Fähre zurück.

Theresia Enzensberger, 39, ist Schriftstellerin und Journalistin.

Ihr Roman »Auf See« wurde für den Deutschen Buchpreis nominiert

Anschrift Verlag und Redaktion
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1,
20095 Hamburg
Telefon: 040-3280-0, Fax: 040-3271-11
Kontakt: DieZeit@zeit.de
Redaktion Berlin
Schöneberger Straße 21A
10963 Berlin
Telefon: 030-322950-252
Gründungsverleger 1946-1995
Gerd Bucerius (1906-1995)
Herausgeberat
Prof. Jutta Allmendinger, Dr. Nicola Leibinger-Kammüller,
Zanny Minton Beddoes, Florian Illies, Yascha Mounk
Ehemalige Herausgeber
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909-2002),
Helmut Schmidt (1918-2015)
Vorsitzender der Chefredaktionen des Zeitverlags
Giovanni di Lorenzo
Chefredakteure DIE ZEIT
Giovanni di Lorenzo (v. l. s. d. P.), Jochen Wegner
Stellvertretende Chefredakteurinnen und Chefredakteure
Philip Faigle, Mark Heywinkel, Sebastian Horn,
Maris Hubschmid, Martin Machowech, Christof Parnack,
Monika Pilath, Malin Schulz (Visual Director),
Leonie Seifert, Holger Stark
Redaktionsleiter:zeit.de
Dr. Sasan Abdi-Herrie, Till Schwarze-Thurm,
Michael Stütgenhoffer, Florian Ziemer
Mitglieder der Redaktion:zeit.de
Tobias Dorfer, Karin Geil, Julia Grass, Hannes Lettlin
Chef/in vom Dienst
Dorothee Stöbner, Laura Spörle (besondere
Aufgaben), Isabelle Buckow, Imke Kriemer
Chefreporter: Dr. Stefan Willeke
Textchef Print: Johannes Gerner (Leitung, Textchef und Z),
Anant Agarwala, Anja Blasberg, Dr. Christof Siemes
Textchefin Online: Meike Dörfler
Redakteure für besondere Aufgaben: Moritz Müller-Wirth
(Print-Online), Sabine Rückert (ZEIT Verbrechen),
Bernd Ulrich (Meinung)
Managing Editor: Marika Horeld
Editorial Director: Christoph Amend
Geschäftsführende Redakteure: Patrik Schwarz,
Andreas Sentker, Laura Weinert
Formatentwicklung Z+: Anna Franke, Tessa Högele,
Silke Janovsky
Internationale Korrespondenten: Rianke Havertz,
Matthias Naß
Nachrichtenskorrespondent: Dr. Uwe Jean Heuser
Nachrichtensredaktion: Sybille Klormann/Monika Pilath (Lei-
tung), Angelika Finkenwirth (stellv.), Fabian Albrecht (ZEIT),
Katharina Benninghoff (CoVd), Isabelle Daniel (CoVd), Yannick
von Eisenhart (CoVd), Jochen Gasser (CoVd), James
Gardes, Matthias Holz, Jelka Lerche, Matthias Schütte

Thaler (CoVd), Ulrike Tschirner (CoVd), Alexander Eydlin, Mathis
Gann, Leon Ginzler, Alena Kammer, Hella Kemper, Sarah Kohler,
David Rech, Sophia Reddig, Anna-Lena Schlitt, Jona Spreter,
Andreas Untermaier, Eric Voigt, Konstantin Zimmermann
Politik: Tina Hildebrandt (Dr. Heinrich Wefing (Leitung), Mark
Schieritz (stellv.), Andrea Böhm, Alice Bota, Peter Dausend,
Lisa Frehse, Christoph Heinemann, Ulrich Ladurner, Jörg Lau,
Marion Lau, Anna Mayr (Koordinatorin Seite drei), August
Mödersohn, Martin Nejezchleba (Büro Leipzig), Robert
Pausch (Politischer Korrespondent), Petra Pinzler,
Dr. Anna Sauerbrey (Außenpolitik), Alisa Schellenberg,
Stefan Schirmer (Korrespondent), Sami Shafy, Merling
Theile, Xifan Yang, Fritz Zimmermann
Politik und Wirtschaft Online: Marcus Gatzke/Ileana Grab-
itz/Anne Hähning (Leitung), Marlies Uken (stellv.), Christian
Parth (Leitung Innenpolitik), Fiona Weber-Steinhausen (Leitung
Auslandspolitik), Linda Fischer, Robert Gass, Viola Klei,
Dr. Maria Mast, Dr. Claudia Valentini
Reportage: Dagny Lidemann
Wissen Online: Sven Stockrahm (Leitung), Jan Schwenke-
becker (Dr. Florian Schumann (stellv.), Ingo Arzt, Andrea Böhm-
ke, Clara Hellner, Anais Kaluza, Tom Kattwinkel, Corinna Schöps
Chefreporter Gesundheit: Dr. Jakob Simmank
Digital: Lisa Hegemann/Jakob von Lindern (Leitung), Meike
Lauß, Henrik Oeding, Pauline Schinkels, Eva Woffangel
Wirtschaft: Rainer Pletter (Leitung), Dr. Kolja Rudzio
(stellv.), Thomas Fischermann (Koordinator Ausland Wirt-
schaft), Max Hägler (verantwortlicher Redakteur Industrie),
Johanna Jürgens, Simon Langemann, Dr. Ingo Malcher
(Koordinator Investigativ), Carla Neuhaus, Ricarda Richter,
Marcus Röhwerter (Koordinator P/O), Jonas Schulze Pals,
Jens Tönnemann, Marc Widmann
Dossier: Malte Henk/Wolfgang Uchatius (Leitung), Nadine
Ahr, Moritz Asslinger, Yves Bellinghausen, Amra Coen,
Kerstin Kohlenberg, Caterina Lobenstein, Vanessa Vu,
Polke Weidemann (Kulturkorrespondent), Lars Weisbrod
Kulturreporter: Christine Lemke-Matwey
Politisches Feuilleton: Georg Löwisch/Laila Lorenz
(Leitung), Florian Eichel, Lenz Jacobsen, Johannes
Schneider, Carlotta Wald, Herausgeber: Laura Hertrichter, Dirk
Peitz, Autoren: Florian Illies, Nils Markwardt, Bernd Ulrich,
Volker Weidemann
Das Gespräch: Cathrin Gilbert/Christof Siemes (Leitung),
Yasmine M Barak
Investigative Recherche/Daten: Holger Stark/Karsten
Polke-Majewski (Leitung), Astrid Geisler/Yassin

Musharbash (stellv.), Kai Biermann, Luisa Hommerich,
Hannah Knuth, Christina Schmidt, Martin Steinhagen,
Sascha Venohr; Autor: Christian Fuchs
Daten und Visualisierung: Julius Trüger (Leitung),
Christoph Endt (stellv.), Gregor Aisch (Senior Visual Data
Journalist), Jakob Bauer, Paul Bickel (Senior Interaction
Designer), Annick Elmann, Tamara Flemisch, Dana Hajek,
Sallina Rudolph, David Schach, Julian Stahnke, Benja Zehr
Wissen: Dr. Sibylle Ander/Simon Kerbusch (Leitung),
Rudi Novotny (stellv.), Anant Agarwala, Hanna Grabbe,
Stefanie Kara, Jeannette Otto, Maximilian Probst, Arnfrid
Schenk, Dr. Stefan Schmitt (Wissenschaftskorrespondent),
Ulrich Schnabel, Dr. Anna-Lena Scholz, Jan Schweitzer,
Martin Spiewak, Urs Willmann
Wissen Online: Sven Stockrahm (Leitung), Jan Schwenke-
becker (Dr. Florian Schumann (stellv.), Ingo Arzt, Andrea Böhm-
ke, Clara Hellner, Anais Kaluza, Tom Kattwinkel, Corinna Schöps
Chefreporter Gesundheit: Dr. Jakob Simmank
Digital: Lisa Hegemann/Jakob von Lindern (Leitung), Meike
Lauß, Henrik Oeding, Pauline Schinkels, Eva Woffangel
Wirtschaft: Rainer Pletter (Leitung), Dr. Kolja Rudzio
(stellv.), Thomas Fischermann (Koordinator Ausland Wirt-
schaft), Max Hägler (verantwortlicher Redakteur Industrie),
Johanna Jürgens, Simon Langemann, Dr. Ingo Malcher
(Koordinator Investigativ), Carla Neuhaus, Ricarda Richter,
Marcus Röhwerter (Koordinator P/O), Jonas Schulze Pals,
Jens Tönnemann, Marc Widmann
Dossier: Malte Henk/Wolfgang Uchatius (Leitung), Nadine
Ahr, Moritz Asslinger, Yves Bellinghausen, Amra Coen,
Kerstin Kohlenberg, Caterina Lobenstein, Vanessa Vu,
Polke Weidemann (Kulturkorrespondent), Lars Weisbrod
Kulturreporter: Christine Lemke-Matwey
Politisches Feuilleton: Georg Löwisch/Laila Lorenz
(Leitung), Florian Eichel, Lenz Jacobsen, Johannes
Schneider, Carlotta Wald, Herausgeber: Laura Hertrichter, Dirk
Peitz, Autoren: Florian Illies, Nils Markwardt, Bernd Ulrich,
Volker Weidemann
Das Gespräch: Cathrin Gilbert/Christof Siemes (Leitung),
Yasmine M Barak
Investigative Recherche/Daten: Holger Stark/Karsten
Polke-Majewski (Leitung), Astrid Geisler/Yassin

Bildredaktion: Tina Ahrens/Andreas Prost/Amélie Schneider
(Leitung), Lara Huck/Caroline Scharff (stellv.), Leonie Bau-
meister, Norbert Bayer, Sebastian Berens, Sabine Bergmann,
Melanie Böge, Marina Cordes, Dorothea Frieder, Robert
Günther, Marie-Louise Häfner, Jasmina Harf, Viola Hasse,
Maren Haupt, Alexander Hoepfer, Norman Hoppenheit,
Reinhold Hügerich, Sabine Lang, Nina Lüth, Anja Martens,
Sallina Rudolph, David Schach, Julian Stahnke, Benja Zehr
Bildreporter für besondere Aufgaben: Michael Pfister
Familie: Carla Baum/Tillmann Prüfer (Leitung), Wenke Hoes-
mann (stellv.), Esar Aktay, Johannes Ehrmann, Wiada Kolosowa,
Livija Sarai Lergemüller, Parvin Sadigh, Johanna Schoener
(Familienpolitische Korrespondent), Lisa Seelig, Sandra Winkler
Arbeit: Anne-Katrin Schade (Leitung), David Gutensohn
(stellv.), Benjamin Emonts, Julia Jacobs, Anne Jeschke, Henrik
Rampe, Marie Rowkamp, Hannah Scherckamp
Geld: Jan Guldner (Leitung), Victor Gödicke, Marilene Piesker,
Celine Schäfer, Felicitas Wilke
Sport: Christian Spiller (Leitung), Steffen Dobbelt, Oliver
Fritsch, Nico Horn, Laura Sophia Jung, Fabian Scheler
Podcast: Constanze Kainz/Die Pflüger (Leitung), Mounia
Meiborg (Leitung Was-jetzt?-Podcast), Bastian Berber,
Jannis Carmesin, Moses Fendel, Simone Gaud, Markus Gläser,
Hannah Grünewald, Timothy Howard, Elise Landschek,
Dr. Rita Lauter, Philip-Johann Moser, Pia Rauschenberger,
Fabian Scheler, Helena Schmidt
Video: Max Boenke (Leitung), Claudia Bracholdt (stellv.), Thilo
Adam, Poliana Baumgarten, Teresa Gleich, Nicolás Grone, Di-
an Gropengiesser, Eilf Kück, René Wiesenthal, Sven Wolters
Hochkant: Friederike Schiller (Leitung), Linda Friesse (stellv.),
Leonhard Balk, Niklas Braun, Mariana Dellien Lino, Jill Dreimann,
Hannah Grünewald, Rebecca Häptermann, Alexander Holl,
Hejnik, Kathrin Hufnagel, Jeannine Kantara (Teamleitung
Redaktionsassistent: Berlin), Lisa-Marie Kellner, Tanja Kem-
na, Anna Klimmer, Barbara Knabbe, Elisabeth Knoblauch,
Sophia Krayc, Agnes Lodder, Ronja Lotz, Heike Meyer-Lud-
wig, Alexandra Müller (verantw. Büro Berlin zeit.de), Marianne
Müller, Melina Musfeldt, Tahnee Neunkirchen, Anja Neuen-
huizen, Julia Nolte, Aylin Olmus, Imke Petersen, Vera Reine-
cke, Nicole Ruth, Susanne Scheu, Majia Schiller, Alina
Christine, Beatrice Simon, Bettina Spyrou, Lea Steinhäuser,
Bettina Tschalkowski, Katrin Ullmann, Hannah Wilder,
Christine Yom, Anna Zacharias
Frankfurter Redaktion: Eschersheimer Landstraße 50,
60322 Frankfurt am Main, E-Mail: buero-frankfurt@zeit.de
Christ & Welt/ZEIT:Credo GmbH: Meike Schmalenbach
(Redaktionsleiterin), Christina Fleischmann (stellv.), Christina
Rietz, Schöneberger Straße 21A, 10963 Berlin
ZEIT im Osten: Cornelius Pollmer (Leitung),
Naumburger Straße 48, 04229 Leipzig
ZEIT-Hamburg: Maria Rossbauer (Leitung), Viola Diem,
Frank Dierksen, Annika Leszcz, Oskar Piegsa,
Yannick Ramel
ZEIT in Österreich: Cornelius Pollmer (Leitung),
Naumburger Straße 48, 04229 Leipzig
ZEIT in der Schweiz: Maria Rossbauer (Leitung), Viola Diem,
Frank Dierksen, Annika Leszcz, Oskar Piegsa,
Yannick Ramel
ZEIT in der Schweiz: Maria Rossbauer (Leitung), Viola Diem,
Frank Dierksen, Annika Leszcz, Oskar Piegsa,
Yannick Ramel

Simone Brunner, Große Pfarrgasse 7/1, A-1020 Wien, E-Mail:
florian.gasser@zeit.de; Geschäftsführer: Nils von der Kall
ZEIT:Schweiz/ZEIT International GmbH: Matthias Daum
(Büroleitung), Sarah Jakob (stellv.), Salome Müller,
Marlon Rusch, Hirschengraben 3a, 8001 Zürich
Tel.: 0041-79/3615310, E-Mail: matthias.daum@zeit.de
Europa-Redaktion: Johanna Roth, Residence Palace,
Rue de la Loi 155, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/2303082,
E-Mail: johanna.roth@zeit.de
Londoner Redaktion: Dr. Jochen Bittner, NW18DB London,
Vereinigtes Königreich, E-Mail: jochen.bittner@zeit.de
Pariser Redaktion: Matthias Krupa, 48 bis, Rue d'Auteuil,
75016 Paris, E-Mail: matthias.krupa@zeit.de
Moskauer Redaktion: Michael Thumann, Kosmoskij-Pro-
spekt 13, Kw. 5, Moskva 121248, E-Mail: zeit-moskva@zeit.de
Israel-Redaktion: Jan Rob, 32 King George Street,
Jerusalem, 9426208, E-Mail: jan.rob@zeit.de
Shanghai Redaktion: Jens Mühlning, 218 Xiangyang South
Road, Office 505, Xuhui, Shanghai, E-Mail: jens.muehling@zeit.de
Südostasien-Redaktion: Thomas Fischermann, #201, No. 8
Narathwas Rajanagarindra Road, Yanaawa, Sathorn, Bangkok
10120, Thailand, E-Mail: suedostasien@zeit.de
Washingtoner Redaktion: Paul Middelhoff, Juliane Schläuble,
Washington, DC 20009, E-Mail: paul.middelhoff@zeit.de,
juliane.schlauble@zeit.de
New Yorker Redaktion: Heike Buchter, 32 Broadway,
Suite 121, New York, NY 10004, Tel.: (001-212) 269 34 38,
E-Mail: hbuhter@newyorkerpress.com
Ki-Korrespondent (San Francisco): Nicolas Killian,
E-Mail: nicolas.killian@zeit.de
Nairobi-Redaktion: Fritz Habekuss/Internationaler Klima-
und Umweltkorrespondent, 14, Othaya Road, Kileleshwa,
Nairobi, Kenia, E-Mail: fritz.habekuss@zeit.de

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG
Vertrieb: Sarah Reinbacher
Marketing: Jannick Weißel
Anzeigenleiter: Lars Niemann
Unternehmenskommunikation und Veranstaltungen:
Silvie Rundel
Herstellung/Schlussgrafik: Torsten Beaman (verantw.),
Tim Anderson, Patrick Badt, Stefanie Fricke,
Bastian Kamp, Jan Menssen, Oliver Nagel, Tim Paulsen,
Frank Sieminski, Pascal Struckmann
Bildbearbeitung: Andrea Drewes, Hanno Hamacher,
Wolfgang Scheerer
Druck: Süddeutscher Verlag Zeitungsdruck GmbH,
Zandorfer Str. 40, 81677 München
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bilder
übernimmt der Verlag keine Haftung.
Anzeigenpreise: 1,20 € pro Zeile (ZEIT)
Anzeigen: Anzeigen-Preisliste Nr. 71 vom 1. Januar 2026
Magazine und Abbestellung: Sandra Kref
ZEIT-Österreich/ZEIT International GmbH: Florian Gasser
(Büroleitung), Katharina Mittelstaedt (stellv.), Christian Bartau,

ZEIT-LESERSERVICE
Leserbriefe: Zeitverlag Gerd Bucerius
GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg.
E-Mail: leserbriefe@zeit.de
Artikelfrage: aus dem Archiv
E-Mail: archiv@zeit.de
Abonnement: DIE ZEIT € 390,00
(52 Ausgaben); für Studierende € 213,20
(inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus;
Digitales Abo € 610 pro Ausgabe;
Digitales Abo für Abonnentinnen
und Abonnenten der gedruckten
ZEIT € 0,90 pro Ausgabe
Schriftlicher Bestellservice:
DIE ZEIT, 20080 Hamburg
Abonnentenservice: Tel.: 040/42237070;
E-Mail: abo@zeit.de
**Abonnement für Österreich,
Schweiz und restliches Ausland**
DIE ZEIT Leserservice, 20080 Hamburg,
Deutschland; Tel.: +49-40/42237070;
E-Mail: abo@zeit.de
Abonnement USA:
DIE ZEIT (USPS no 14259) is published
weekly by Zeitverlag Gerd Bucerius
GmbH & Co. KG. Known Office of
Publication: Data Media (A Division of
Avant Imaging and Integrated Media
ULLC), 2221 Monroeville Avenue, Suite 106,
Buffalo, NY 14207-1306. Periodicals
postage is paid at Buffalo, NY 14205.
Postmaster: Send address changes to
DIE ZEIT, Data Media, P.O. Box 155, Buffalo,
NY 14205-0155. E-Mail: service@rotlek.
com, toll-free: 1-877-776-5835
Abonnement Kanada: Sunrise News,
47 Silver Shadow Path, Toronto ON
M9C 4V2, Tel.: +1647-219-5205,
E-Mail: sunrisereads@bell.net
Einzelverkaufspreis Deutschland:
€ 7,60
Ausland:
Belgien € 9,30;
Dänemark DKK 99,95; Finnland € 12,40;
Frankreich € 9,80;
Griechenland € 9,80; Italien € 9,80;
Luxemburg € 9,30; Niederlande € 9,30;
Österreich € 9,30; Portugal € 9,80;
Schweiz CHF 10,30; Slowenien € 9,80;
Spanien € 9,80; Kanarische Inseln € 9,80
Kontaktadresse nach
EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktstichrhet@zeit.de
ISSN: 0044-2070



MIT DEM BOOT

Eine Pause von der Welt, in Rosa und Türkis: Der verwunschenste Flecken Albaniens ist nur übers Wasser zu erreichen

VON FRIEDERIKE OERTEL

An einem warmen, wolkenlosen Sommertag steigen wir an einem Fährleger in ein Motorboot. Es ist marineblau angemalt und von einem Sonnensegel überspannt.

Nach einer Woche Strandurlaub an der albanischen Riviera hatten mein Freund und ich genug von den Menschenmengen, den Sonnenschirmen und den leuchtenden Fahrgeschäften. Wir wollten Ruhe, ein paar Tage All-exclusive-Urlaub.

Auf der Suche nach Einsamkeit stießen wir auf ein Gasthaus am Komensee, eingebettet im Dukagjin, einer der abgelegensten Gegenden des Westbalkans. *Prokletije* nennen die Menschen das Gebirge an der Grenze zwischen Albanien, Montenegro und dem Kosovo, auf Deutsch: »verwunschen«.

Das Gasthaus von Marjana Koçeku sei das einzige von Frauen geführte Unternehmen in der Region, heißt es auf der Internetseite. Vor Ort gibt es kein WLAN, wenig Strom und kaum Handyempfang. Und: Die Unterkunft ist nur mit dem Boot zu erreichen. Das klingt verheißungsvoll, dachten wir, packten unsere Rucksäcke und fuhren bis nach Shkodra und von dort weiter mit einem Bus über holprige Straßen, Berge hinauf und wieder hinunter bis zum Komensee. Und stiegen in das Motorboot.

Der Komensee ist ein Stausee, der in den Achtzigerjahren als Teil eines riesigen Energiegewinnungsprojekts in der Schlucht von Malgun entstanden ist. Gespeist von den zwei wilden Flüssen Shala und Valbona, staut er sich über eine Strecke von 34 Kilometern im Tal des Flusses Drin. Die Schlucht, die sich rechts und links in schroffen Felsmassiven auftürmt, ist mal 400 Meter breit und mal nur 40, unter Wasser gräbt sie sich bis zu 94 Meter tief in den Felsen.

Die Bootsfahrt führt durch eine fjordähnliche Landschaft voller wilder Gipfel und gewaltiger Bergwände, die stellenweise senkrecht in den See stürzen. Im Sonnenlicht glitzert das Wasser türkisblau, im Schatten leuchtet es smaragdgrün. Ich lasse meine Hand über die Bootswand hängen. Am Ufer ziehen Wälder vorüber und manchmal ein Steinhaus, das sich an den Felsen schmiegt. Dazwischen erzählen eilig an den Hang gezimmerte Hotels vom schnell wachsenden Tourismus, der Albanien gerade verändert.

Das Boot biegt in einen Seitenarm des Sees, nach etwa 70 Minuten legen wir an einer felsigen Landspitze an. Die anderen Touristen bleiben sitzen, der Kapitän winkt zum Abschied. Vor

uns führt ein steiler, von Lattenzäunen gesäumter Weg den Hang hinauf, dort gräbt sich ein traditionelles Steinhaus im Kulla-Stil in den Felsen. Kullas sind massive, turmartige Häuser, die vor allem im Westbalkan verbreitet sind. Auf einer Leine trocknet die Wäsche im Wind, Hühner streunen

voller Fische, ein Schwein und eine Kuh, etliche Kleintiere, Obstbäume, Gemüsebeete und sogar einen eigenen Weinberg.

Jahrhundertlang war das Drin-Tal ein abgeschiedener Ort. Hier lebte, wer schon immer hier lebte, Zuflucht suchte oder ein Versteck. Marjana erzählt, wie

paddelten sie mit dem Boot zum anderen Ufer, dann liefen sie den steilen Hang hinauf. Als Marjana, die Jüngste, zur Schule kam, zog die Familie vorübergehend in die Stadt.

Noch vor wenigen Jahren wollte Marjana vor allem eins: raus aus der Abgeschiedenheit des Dukag-

jin. Familie: Marjana, ihre Mutter, ihre zwei Brüder, deren Partnerinnen und fünf Kinder. Durch die kleinen Fenster fällt kaum Licht, in einer Feuerstelle lodern Flammen. Ein Stockwerk weiter oben sind die Räume lichtdurchflutet. In vielen Kullas war das Zimmer im oberen Stockwerk, die sogenannte *oda e burrave*, früher den Männern vorbehalten. Marjana hat hier den Besuch einquartiert.

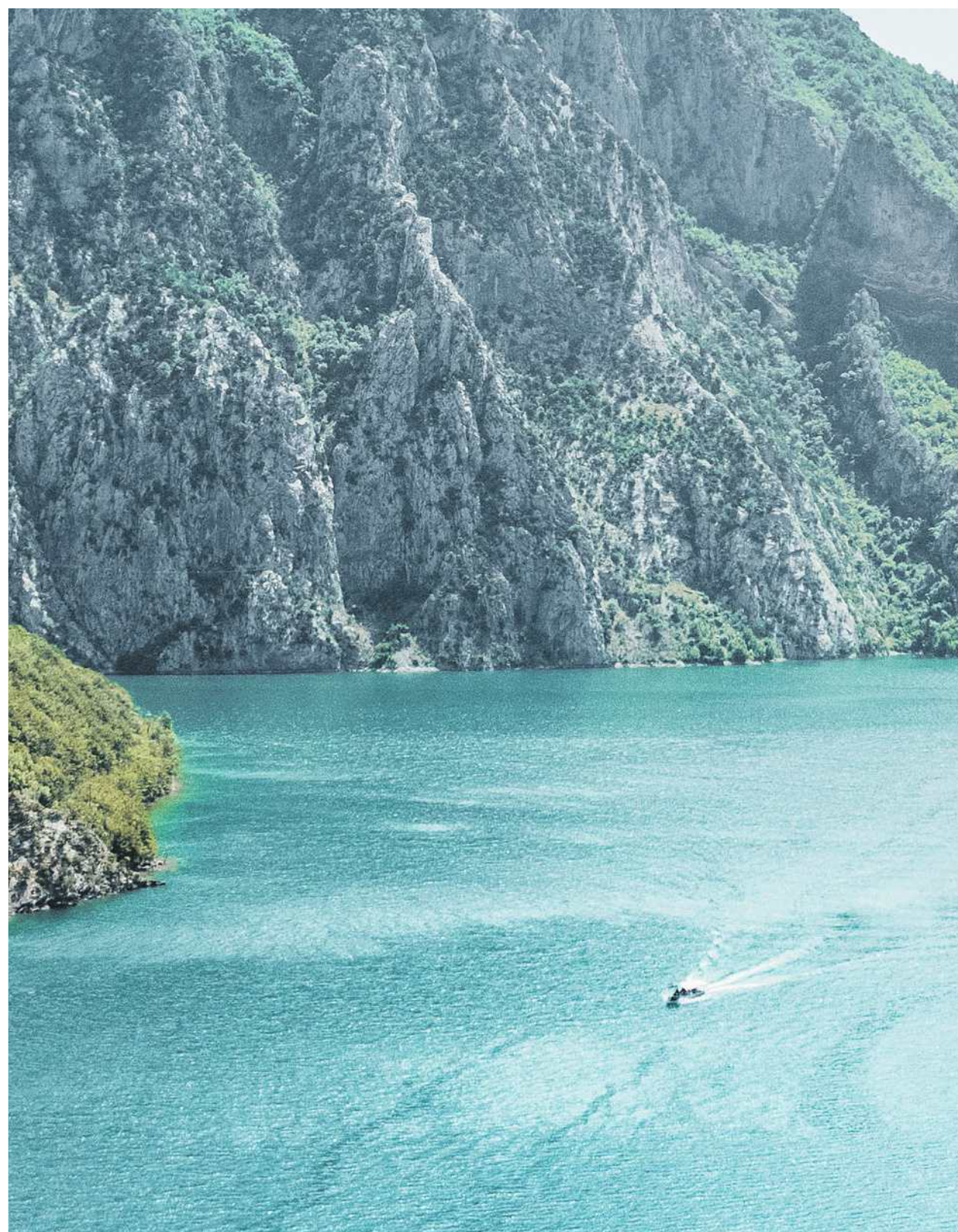
Als erste Frau der Region, die sich selbstständig gemacht hat, will sie mit Rollenbildern brechen. Seit September sitzt sie sogar im albanischen Parlament – als jüngste Abgeordnete des Landes. Ihre Vision: ein Tourismus, der Türen öffnet und Einkommen schafft, ohne die hier lebenden Menschen, Tiere und Pflanzen zu verdrängen. Draußen auf der Terrasse wachsen Feigenbäume und wilder Wein, darunter stehen rustikale Holztische. Auf rot-weiß karierten Tischdecken servieren Marjana und ihre Mutter, was sie selbst gesät, geerntet, gefangen und geschlachtet haben. Salziger Schafskäse mit frischen Feigen, eingelegte Paprika, gegrillter Fisch und frisch gebackenes Maisbrot. Dazu Kaffee, Wein und selbst gebrannter Raki.

Von hier können wir die Landspitze von Familie Koçeku überblicken. Auf der einen Seite der Weinberg, auf der anderen die Außenküche des Hauses. Am Ufer, neben der Anlegestelle, ein Strand mit Liegestühlen und Sonnenschirmen. Ein Steg führt auf den See, ich springe ins türkisfarbene Wasser und schwimme hinaus. Ringsum nur Berge und der vom Sonnenuntergang rosa gefärbte Himmel.

Am Abend rücken wir auf der Terrasse die Stühle zusammen. Kerzen erleuchten die Gesichter, noch eine Runde Raki. Dann stellt Marjana den Stromgenerator ab, die Dunkelheit legt sich über die Berge und den See, bis nichts mehr zu sehen ist außer den Sternen am Himmel. Langsam verstummt, was gerade noch anstrengend, laut und überfordernd erschien: Menschen, Städte, Fahrgeschäfte. Was für ein großartiger kleiner Ort.

Als wir zwei Tage später wieder ins Boot steigen, das uns zurück nach Koman bringt, steht Marjana am Steg und winkt. Ich drehe mich noch einmal um, winke zurück, dann sehe ich die Landspitze hinter einer Biegung verschwinden. Das Boot schaukelt, vor uns weitet sich die Schlucht. Ich bin wieder bereit für die Welt.

Friederike Oertel, 35, ist Redakteurin von ZEIT am Wochenende



Der Komensee ist ein Stausee. Gewaltige Bergwände stürzen stellenweise senkrecht hinein

über die Terrasse, Ziegen blöken. Dieser Ort ist so schön, dass es fast wehtut.

Marjana Koçeku, eine Frau mit langen, dunkelblonden Haaren, ist Mitte zwanzig und betreibt das Gasthaus. Eigentlich muss man sagen: den Familienbauernhof, denn auf diesem Flecken Erde gibt es alles, was man zum Leben benötigt. Einen See

ihre Vorfahren noch mehrere Tage zu Fuß gingen, um auf dem Markt in Shkodra Ware zu tauschen, etwa Schafwolle gegen Zucker. Ihr Vater war der erste Mann am See, der ein Boot besaß, um Lebensmittel, Tiere und später die ersten Touristinnen und Touristen zu transportieren. Der Schulweg ihrer drei älteren Geschwister war lang und beschwerlich: Erst

jin. Sie hat in Tirana studiert und in halb Europa gelebt. Genua, Stockholm, Frankfurt am Main. Als sie in einem schwedischen Bus ein albanisches Lied hörte, überfiel sie Heimweh. Sie nennt ihr Gästehaus »Neomalsore«. Malsore ist die albanische Bezeichnung für die Menschen der Berge.

Im Erdgeschoss befinden sich die Wohn- und Schlafzimmer der

»Kein WLAN, wenig Strom, kaum Handyempfang«

EWIG NEUGEBOREN

Als ältester in Europa erscheint der Ohridsee unverschämt unverbraucht. Was kann er uns lehren?

VON DMITRIJ KAPITELMAN

Angeblich ist der älteste See Europas so babyblau und rein, als wäre er gestern erst zur Welt gekommen. Und nicht etwa vor fast 1,5 Millionen Jahren, während der gnadenlosen Eiszeit. Ewig ein ungetrübtes Wässerchen zu bleiben, wie schafft der Ohridsee das? Frage ich mich an einer nordmazedonischen Raststätte, nur noch anderthalb Stunden von der gleichnamigen Hafenstadt Ohrid entfernt. Ein aufgebrauchter Hahn scharrt einen Komposthaufen klein, zwischen den schneebedeckten Bergen treibt undurchsichtiger Nebel. Und Boban, der Busfahrer, schreit reiseisenstimmig, dass er in fünf Minuten weiterfährt.

Fix kaufe ich mazedonisches Mineralwasser und billige Balkan-Kippen mit geilem Geschmack: Mojito-Flavour. Rauche und frage mich weiter, wie bleibt der Ohridsee so unverschämt unverbraucht? Mit meinen läppischen 39 Jahren habe ich schon ein kaputtes linkes Knie, und im rechten Ohr pfeift es, als würde eine Kohlmeise in der Muschel hausen. Boban warnt, NIEMALS den Arm auf der Seitentür des Minibusses abzulegen, sie am besten gar nicht erst zu berühren: »YOU WILL GO HOSPITAL.« Ich nicke und öffne verlegen die Mineralwasserflasche. Sie explodiert spritzend und überflutet den halben Minibus.

Der mazedonischen Legende nach ist der Ohridsee durch ähnlichen Leichtsinns entstanden – und nicht etwa infolge eines Grabenbruchs und tektonischer Verwerfungen. So heißt es, dass es einst einen ganz besonderen Brunnen im Königreich Mazedonien gab. Wo die Menschen reinstes Wasser schöpfen konnten, den Brunnen danach aber stets verschließen mussten, damit das eigenwillige Wasser nicht entwischt. Eines Tages kam die junge Biljana, füllte ihr Eimerchen, doch ließ den Brunnen offen – und am nächsten Morgen gab es den Ohridsee!

Ein ganz kleiner Zipfel dieses insgesamt 349 Quadratkilometer Fläche beanspruchenden und maximal 288 Meter tiefen Pleistozän-Riesenbabys zeichnet sich vor uns am Horizont ab. Während Boban erzählt, dass er davon träumt, eines Tages auch in Mailand, Paris und Amsterdam Bus zu fahren. Bisschen Kopfweh vom Lungen-Mojito. Körperlicher Verschleiß

ist eine Sache, vor allem stelle ich fest, dass mir die Illusionen vertrocknen. Und dass das Leben ohne Illusionen schwerer wird. Was also ist dein Geheimnis, ewig neugeborener Ohridsee?

Statt Weisheit und Idyll wartet in Ohrid autoritärer Starkregen. Der mich an den ohnehin nicht sonderlich sehenswerten Neubauten im Zentrum vorbeipeitscht. Ebenso an der zum Mittagsgebet rufenden Ali-Pascha-Moschee, dem kleinen Basar und der zum Hafen führenden Touristenmeile. Rasch die verwinkelten Gassen und schmalen Steinufen der hügeligen Altstadt hinauf, vorbei an misstrauischen Katzen zum Hotel.

Immerhin hat das Zimmer einen Balkon, erster richtiger Blick auf den See. Links ist er gerade stählern grau und durch den Sturm kaum von den Bergen abzugrenzen, die wiederum konturlos im Grau des tobenden Himmels verschwinden. Am gegenüberliegenden Ufer aber, auf der albanischen Seite (etwa ein Drittel des Ohridsees gehört offiziell Albanien), funkelt nichts weniger als ein wahrhaftiger Traum. Der Himmel dort ist ganz klar und das Wasser eine Mischung aus hellstem Blau, das in ein strahlendes Gottesweiß übergeht.

Nicht überwältigt, aber durchaus gewillt, mir genau das einzureden, suche ich nach dem Klicker an dem Zigarettenfilter. So ein Knöpfchen, das man drücken muss, damit der Mojito-Flavour aktiviert wird. Ich glaube, die Illusion, die mir am sehnlichsten fehlt, ist, dass nach dem Tod tatsächlich noch etwas kommt. Mein Vater ist vor fünfzehn Monaten gestorben. Ich küsse seine Armbanduhr von Junghans, die ich – ohne viel darüber nachzudenken – für diese Reise angezogen habe.

Neuer Tag, geringfügig harmonischerer Himmel. Die Hafenpromenade eher übersichtlich. Ein Steinsteig, zwanzig Boote vielleicht, alle für Touristentouren. Ich kaufe ein Ticket für die Rundfahrt in ein paar Tagen (da soll das Wetter besser sein). Bei einem Mann in alberner Pseudo-Marine-Uniform. Der sensationell schlecht angenähte Anker löst sich bereits von seinem blauen Kommandobaret. Doch ich rechne dem Mann seinen niedrigschwelligen Versuch einer Illusion hoch an. Drei freundli-

che Straßenhunde betteln drei gierig Kebabschlingende Männer an. Groß und zentral prangt die nordmazedonische Fahne mit der Sonne der Freiheit am Hafen. Prominent positioniert ist auch das Kreuzfänger-Denkmal: ein muskulöser Mann, der das Heilige Kreuz in die Höhe reckt. Jeden 19. Januar, an Vodici, wirft ein orthodoxer Priester hier ein Kreuz ins winterliche Wasser. Und Tausende Menschen springen hinterher. Denn wer das Kreuz aus dem See bergen kann, den oder die erwartet ein gesegnetes Jahr. Überhaupt gibt es für fast jeden Tag des Jahres eine eigene Kirche in Ohrid. Wirklich.

Ich besuche sicher tagesfalsch das Gotteshaus des heiligen Johann von Koneo, von den Byzantinern auf einem Felsvorsprung errichtet. Wäre es warm, würde ich baden, da mache ich mir keine Illusionen. Gegenüber der Kirchenpforte steht ein aus weißen Rosen geflochtenes Herz, flankiert von kniehohen »MARRY ME«-Buchstaben und billigen Batteriekkerzen. Eine Illusion kann nicht banal oder kitschig gewesen sein, wenn sie gelingt.

Ein junges Pärchen positioniert sich im Herz, und wie zum Segen erscheint die Sonne als letzter Hochzeitstag. Als Geschenk hat sie den Ohridsee dabei, der sich in ihrem Licht augenblicklich zu einer gigantischen blauen Perle veredelt. Wundervoll. Aber auch bisschen heiß auf einmal, besser ich nehme einen Schluck Mineralwasser. SPSCCHCHHHHHH! Kohlensäure-Explosion, direkt auf die Hochzeitgesellschaft.

Die soziale Scham spült mich weiter zum antiken Amphitheater Ohrids, das die Griechen hier errichtet haben, etwa zwei Jahrhunderte vor Christus. Ein paar Frauen in Kopftüchern spazieren durch die von Moos besessenen Reihen, schießen Selfies. In der obersten geistert ein Greis im Halbkreis umher. Gekrümmt, mit zahnlosem Mund mahlend. Dieses gehetzte Gestaltchen kriegt die Füße kaum mehr vom Boden gehoben. Wobei das kraftlose Scharren seiner Schuhe absurd laut durch das leere Amphitheater hallt. Ich küsse die Junghans-Uhr meines Vaters. Nur ein Hirngespinnst wahrscheinlich, aber irgendwie macht es ihn für einen Moment gegenwärtiger, hier in Nordmazedonien. Dann stelle ich erst die Datums-

anzeige richtig ein, daraufhin den Stundenzeiger. Das Rädchen für die Minuten kann ich dummerweise nicht finden. Der Regen setzt wieder ein, und sofort nimmt der See ein unverwandtes Metallgrau an.

Ausflug ins benachbarte Dörfchen Peštani. Auf der Hinfahrt berühre ich die Bustür erst gar nicht, wie von Boban beigebracht. Und bekomme trotzdem ölige Hände von ihr – mazedonische Minibus-Türmagie! Im unpräzisen Peštani flanieren vor allem die Männer feucht-fröhlich über die an sich schon zu enge Fahrbahn. Und grinsen dabei mit Zähnen, die zu ihrer Ausgefallenheit stehen. Auch die Katzen führen sich auf wie Verkehrspolizisten. Die jungen Palmen an der winzigen Strandpromenade ragen kaum höher als ein Zieglein. Nur untertroffen von den gelben, zwerggroßen Pfeilern der Promenade. Zwei Knirpse schleudern Steine in den See. Der Erste immer mehrere im Akkord, ohne erkennbares Ziel. Sein Kumpel jeden Brocken einzeln und dann auch so weit wie möglich. Bis beide von ihren Eltern abkommandiert werden. Wann hat wohl das erste Mal ein Mensch Steine in den Ohridsee geschmissen. Und wozu? Ich setze mich ans Wasser, Füße im See. Und beobachte, wie er sich an den Steinchen des Ufers zurückzustößen scheint. Ganz sacht, kaum merkbar, hebt und senkt er sich, wie ein Atmen sieht es aus. Eine Stunde oder eine Million Jahre schaue ich ihm dabei zu.

Nachts Hochschrecken, Atemnot, Panik: DEIN VATER IST TOT! DEINE MUTTER WIRD ES AUCH BALD SEIN. ALLE, DIE DU LIEBST! UND IRGENDWANN AUCH DU, TOT!

In der Früh wache ich auf, und der See liegt mit einer ewigen Ruhe vor mir. Bereit für einen neuen Tag, einen weiteren unter seinen unzähligen. Die Berge sind noch ein wenig violett vom Sonnenaufgang. Vaters Junghans-Uhr tickt auf der Kommode. Ist es bedenklich, dass ich sie immer öfter küsse? Ich ziehe sie an und mache mich fertig für die bereits bezahlte Bootstour.

Diese ist genauso durchschnittlich, wie ich sie mir vorgestellt habe. Der Kapitän in alberner Uniform erzählt in englisch-mazedonischem Sprachsalat etwas über die Sehenswür-

digkeiten. Motor, Musik und Wind sind doppelt so laut. Links neben mir ein mittelalter Mann aus Slowenien, der gefühlt nur aus seiner verspiegelten Sonnenbrille besteht. Rechts ein mittelaltes türkisches Pärchen, das dreinblickt, als hätte man sie mit Gewalt zu dieser Tour gezwungen. Nur mein explodierendes Getränk bringt uns kurzzeitig ins Gespräch. Nordmazedonien, Land der unbändigen Mineralwasserflaschen!

Dreißig Minuten Halt beim Nachbau eines antiken Fischerdörfchens. Zwei Stunden Aufenthalt beim Kloster St. Naum. Wo sich Pfauenvögel tummeln und die Gläubigen reihenweise das Ikonenbild des heiligen St. Naum küssen. Es ist also offenbar nicht bedenklich, den Vater zu küssen, an dessen Leben man auch nach seinem Tod glauben will.

Auf der Rückfahrt dösen alle Passagiere ein. Nur einer nicht. Ein höchstens achtjähriger Junge, so pathetisch es klingt, alle Unschuld und Hoffnung der Welt liegen in seinen blauen Kulleraugen. Er sitzt auf einem eigens für ihn hinter dem Kapitän aufgestellten Holzhöckerchen, von da hat er den schönsten und sichersten Ausblick, und schaut die gesamte Fahrt über fasziniert aufs Wasser.

Abreise. Der ewig neugeborene Ohridsee scheint verstimmt zu sein. Seine Wellen peitschen gegen die Promenade, mannshohe Fontänen türmen sich bedrohlich auf. Und sehen doch beseelend aus, so goldbeschienen in der Sonne. Zwei Zwillingmädchen spielen Volleyball, die Straßenhunde bellen eine Drohne an, der alberne Kapitän wartet auf neue Kunden, und eine alte Dame bekreuzigt sich, bevor sie die Tür des Minibusses anfasst. Ich überlege, die Mojito-Kippen wegzwerfen. Sie haben in nur wenigen Tagen eine erstaunlich massive Schleimschicht in meinem Hals aufgebaut.

Das Blau des Sees scheint einem ununterbrochen etwas beibringen zu wollen. Etwas an sich Kinderleichtes und doch nie wirklich Greifbares, wie Wasser. Das ist, fürchte ich, das Klügste, womit ich schließen kann.

Dmitrij Kapitelman, 39, ist Redakteur beim ZEITmagazin

Seit 1,5 Millionen Jahren liegt der Ohridsee babyblau zwischen Nordmazedonien und Albanien



Foto: Gerhard Nüdtorf/magbroker/pa/dpa

Ohrid, die Hafenstadt

Versteckt in den verwinkelten Gässchen der Ohrider Altstadt liegt das Jazz Inn. Ein respektables Jazzcafé, das Locals und Durchreisende gleichermaßen besuchen. Vereint in der Liebe zum progressiven Akkord, kann es passieren, dass man hier gemeinsam auf einen nordmazedonischen Geburtstag anstößt

HOTELHIGHLIGHTS

Exklusive Unterkünfte mit Wellness-Angeboten



Ihre Auszeit am Voshövel

Das Landhotel Voshövel zählt zu den stylishsten Wellnesshotels in NRW. Im hochwertigen Livingroom SPA, mit exzellenter Kulinarik und stilvollen Zimmern wird jede Auszeit zu etwas Besonderem. Jetzt QR-Code scannen und mit dem Code »ausZEIT5« 5% Rabatt auf Ihre nächste Buchung sichern.

Landhotel Voshövel

Am Voshövel 1,
46514 Schermbeck
Tel. +49 (0)2856 91400
post@landhotel.de
landhotel.de



Urlaub am See

Idyllisch am Weißenstädter See gelegen, kombiniert das 4-Sterne-Gesundheitshotel gehobenen Komfort mit einem umfangreichen Angebot an Therapie- und Wohlfühl-anwendungen. In der großzügigen Sauna- und Badelandschaft mit Außenpool erleben Gäste pure Entspannung, während der umliegende Naturpark Fichtelgebirge zu Wander- und Radtouren einlädt.

Kurzentrum
Bad Weissenstadt am See
95163 Bad Weissenstadt
kurzentrum-weissenstadt.de



Wellness mit Weitblick

Das Fünf-Sterne-Hotel DAS.GOLDBERG im Salzburger Land verbindet auf besondere Weise alpinen Luxus mit Natur und Nachhaltigkeit. Besonders im Spa mit Infinity-Pool und Naturbadeseite mit Sandstrand und Bergblick wird diese Balance erlebbar. Auch die Kulinarik interpretiert Regionalität natürlich modern – ebenso wie die 65 großzügigen Studios und Suiten.

DAS.GOLDBERG
5630 Bad Hofgastein
Tel. +43 6432 6444
info@dasgoldberg.at
dasgoldberg.at



EUROPA

Europa: Vom Mythos zur Wirklichkeit

Auf dem Rücken eines weißen Stiers überquerte sie das Meer. So beginnt die Sage von Europa: Zeus hatte sich in die phönizische Königstochter verliebt, näherte sich ihr in der Gestalt eines ruhigen, kräftigen Tieres und ließ sie aufsteigen. Der Sinn dieser Verkleidung: Zeus will Europa nicht erschrecken, sondern anlocken und zugleich entführen. Der Stier schwimmt mit ihr bis nach Kreta. Dort gibt Zeus sich zu erkennen, und Europa wird seine Geliebte. Dass dieser Kontinent, der stark über Geschichten, Herkunft und kulturelle Überlagerungen verstanden wird, nach einer Figur aus der Antike benannt ist, scheint zu passen. »Europa« wird oft aus dem Griechischen gedeutet: eurys (»weit«) und ops (»Blick«/»Gesicht«), also die »Weitblickende«, und ist dabei eine erstaunlich passende Beschreibung dessen, was Europa ausmacht: den Blick für Unterschiede und Verbindungen zu öffnen. Wer hier reist, sieht auf engem Raum, wie sich römische Spuren, mittelalterliche Schichten und regionale Eigenarten bis heute überlagern – und wie unterschiedliche Kulturen und Menschen hier gelebt haben und leben.

FEWO TIPPS

➔ DEUTSCHLAND

Mecklenburgische Seenplatte
****Komfort-Ferienhaus an der Müritz. Sauna, Kaminofen, 2 SZ, 150 m von der Müritz. Tel. 02381/983507
www.ferienhaus-amselgruen.de

BERLIN
zentral, ruhig, 2 Zi., 030/78950142
www.highlight-apartment.de

Wyk auf Föhr
Bed & Breakfast Zentral & Strandnah Zaubhaft & Günstig Tel. 04681-1654
www.villa-flora.de

Hausboot-Auszeit
Nehmen Sie Platz in der 1. Reihe! Auf einem unserer drei modernen Hausboote für 2-4 Pers. inkl. Bio- oder Infrarotsauna. Wählen Sie zwischen Ostsee, Schlei oder Darß - mit Stränden in unmittelbarer Nähe. Tel. 0170 / 90 17 685
www.hausboot-lust.de

BERLIN
Großes Ferienhaus in Alleinlage, hochwertig eingerichtet, Sauna, Alpenblick, 2-8 Pers., ideal für Familien, Haustiere auf Anfrage. Tel. 089/57955599
www.haus-blauberg.de

Samerberg/Chiemgau
Traumhaftes Panorama! 2 exklusive ****FeWo, sehr gut ausgestattet, ruhig, für Naturliebhaber. Tel. 0172/6848343
www.landhaus-binder.de

BERLIN
Zwischen Málaga und Granada Maurisches Stadt-/Dorfhäuser, von privat
www.andalusien-sonne.de

Westallgäu/Scheidegg
Großes Ferienhaus in Alleinlage, hochwertig eingerichtet, Sauna, Alpenblick, 2-8 Pers., ideal für Familien, Haustiere auf Anfrage. Tel. 089/57955599
www.haus-blauberg.de

Samerberg/Chiemgau
Traumhaftes Panorama! 2 exklusive ****FeWo, sehr gut ausgestattet, ruhig, für Naturliebhaber. Tel. 0172/6848343
www.landhaus-binder.de

Samerberg/Chiemgau
Traumhaftes Panorama! 2 exklusive ****FeWo, sehr gut ausgestattet, ruhig, für Naturliebhaber. Tel. 0172/6848343
www.landhaus-binder.de

Bergurlaub nahe Interlaken.
Hofmaiezyt - Raum für besondere Momente. Gruppenunterkunft für Familien-/Freundestreffen (10-25 P.). Ein Ort für gemeinsame Auszeiten, Feiern und unvergessliche Erlebnisse in den Bergen.
www.hofmaiezyt.ch

BELGIEN



HIGHLIGHT

Brüssel

Entscheidungsraum, Epochen und Esskultur

»Brüssel hat entschieden ...« – wenn auf EU-Ebene etwas beschlossen wird, klingt es in den Medien oft so, als hätte eine Stadt einen eigenen Willen, eine Stimme, eine Hand am Hebel. Den meisten ist Brüssel als Sitz der Europäischen Kommission, des EU-Rats und des Europäischen Parlaments bekannt. Was hier verhandelt und beschlossen wird, reicht von Klima und Wirtschaft bis hinein in den Alltag vieler Menschen. Im Europaviertel lässt sich dieser Apparat tatsächlich spüren. Das Viertel liegt rund um den Schuman-Kreisverkehr, benannt nach Robert Schuman, einem der prägenden frühen EU-Politiker, und den Parc Léopold. Hier wirkt die Stadt wie ein Knotenpunkt, durch den Entscheidungen zirkulieren: viel Glas und Büroarchitektur, klar geführte Wege, sichtbare Sicherheitsroutinen. Mittags sind die Bistrotterrassen voll mit Menschen, die in drei Sätzen zwischen Französisch, Englisch und Niederländisch wechseln. Abends leert sich manches abrupt – als würde jemand in einem großen Büro das Licht ausschalten. Ein paar Straßen weiter, Richtung Innenstadt, erzählt Brüssel jedoch eine ganz andere Geschichte. Historisch trägt die Stadt mehrere Schichten sichtbar mit sich: lange eine Handels- und Verwaltungsstadt in den südlichen Niederlanden, später politisches Zentrum Belgiens – und im 20.

Jahrhundert blieb auch hier nichts von Europas Krisen unberührt. Das steckt in Straßennamen, in Erinnerungsorten, in den Übergängen von alten Fassaden zur Nachkriegsmoderne. Am deutlichsten verdichtet sich Brüssels Stadtgeschichte jedoch im Altstadtzentrum: Wenn die Sonne auf den Grand-Place fällt, glänzen die goldenen Details der Zunfthäuser, und das kulissenhafte Rathaus wirkt noch einmal höher. Und kaum hat man das auf sich wirken lassen, öffnet Brüssel schon den nächsten Weg: in Jugendstil- und Art-Déco-Straßen, zu den gut erreichbaren Museen rund um den Mont des Arts und durch Viertel, die sich beim Gehen spürbar verändern. Doch wie ist es in einer Stadt, in der Pralinen und Schokolade zur Lebenskultur gehören? Schokolade ist hier weniger Souvenir als alltägliches Handwerk, über das man ganz selbstverständlich spricht – über Kakao, Füllungen, Texturen. Und genau dieser Ton setzt sich fort: Bei Fritten, Waffeln, Bier oder Moules-frites wirkt Genuss nicht inszeniert, sondern wie eine ganz normale, ziemlich gute Entscheidung zwischendurch. Vielleicht macht gerade das Brüssel aus: Zwischen Sitzungen und Sicherheitsroutinen bleibt genug Raum für die kleinen, sehr konkreten Dinge, die eine Stadt lebenswert machen.

– über Kakao, Füllungen, Texturen. Und genau dieser Ton setzt sich fort: Bei Fritten, Waffeln, Bier oder Moules-frites wirkt Genuss nicht inszeniert, sondern wie eine ganz normale, ziemlich gute Entscheidung zwischendurch. Vielleicht macht gerade das Brüssel aus: Zwischen Sitzungen und Sicherheitsroutinen bleibt genug Raum für die kleinen, sehr konkreten Dinge, die eine Stadt lebenswert machen.



1 Der Grand Place in Brüssel: prunkvolle Zunfthäuser und die goldene Fassade des Rathauses. 2 EU Fahnen vor der Glasfassade der Europäischen Kommission.

IMPRESSUM

Verlag: Studio ZX GmbH – Ein Unternehmen der ZEIT Verlagsgruppe, Helmut-Schmidt-Haus, Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg;
Geschäftsführung: Ilane Weiß, Dr. Mark Schiffhauer, Lars Niemann;
Projektmanagement: Flemming Holm; **Redaktion:** Mara Brockmann;
Grafik: Jörg Maaßen; **Fotos:** iStock; **Chief Sales Officer ZEIT Verlagsgruppe:** Lars Niemann; **Head of Sales Tourism & Culture:** Sandra Lindemeier, Tel. 040/32 80-359, sandra.lindemeier@zeit.de;
Anzeigenpreise: Preisliste Nr. 71 vom 1. Januar 2026

KONTAKT FÜR ANZEIGENKUNDEN

Touristikanzeigen
☎ Christiane.Töpel@zeit.de
☎ 040 / 3280 291

Ferienhäuser & -wohnungen
☎ Doris.Schoeffel@tvm-berlin.de
☎ 030 / 260 68 210

DIE ZEIT

FEWO TIPPS

➔ ITALIEN

Sardinien – Ostküste
Ferienwohnung nahe der Hafenstadt La Caletta, herrliche Alleinlage, 2-3 Personen, WLAN, Terrasse, Garten mit Blick auf Berge, Meer, Olivenhain, wenige Minuten zu wunderschönen Sandstränden.
Korkeiche@gmx.net

Ferienhaus: Ligurien Imperia
Dorfhaus: meernah
Terrasse: Meerblick bis 5 Personen, Parkplatz, WLAN.
www.urlaub-in-poggi.de

CILENTO – SÜDITALIEN
Cascina Grassi – stilvolle Ferienwohnungen (Adults only im Sommer) in absolut ruhiger Lage. Ein Rückzugsort inmitten der sanften Hügel des Piemont – zum Abschalten, Durchatmen und Genießen. Individuell, persönlich und mit viel Liebe geführt.
www.cascinagrassi.com

A' Crapa Mangia – eine historische Hofanlage mit 12 Ferienwohnungen für 2-8 Personen in idyllischer Natur. Ein Ort für Entspannung, Smart Working und Studium mit Blick über das Meer, auf die Amalfiküste und Capri. Tel. 030/79 40 34 12
www.crapa.de

Ligurien – Italienische Riviera
Das echte Italien – ganz für Sie allein Ein Platz im Schatten. Der Blick aufs Meer. Und niemand sonst. Maremonti vermittelt sorgfältig ausgewählte Ferienhäuser in Ligurien.
www.maremonti.de

➔ FRANKREICH

Traumhaftes Südfrankreich am Mittelmeer

Ferienwohnungen auf romantischem historischen Landgut, 70 ha private Natur unweit der Strände. Ihr zauberhaftes Zuhause in Südfrankreich.
www.chateau-les-sacristains.fr

Südl. ATLANTIK/MOLIETS-Plage
Freistehendes gepflegtes Ferienhaus bis 4 Pers. auf einer Anhöhe direkt am Wald & Golfplatz, 90 m², 2 DU/WC, WLAN, TV, Garage, großer schön angelegter Garten/Terrassen, 1400 m², 900 m zum Strand. Surfen, Golf, Tennis, Reiten.
Tel. 0033/558485312 (dt.)

Sardinien, San Teodoro
Private Ferienbungalows am Meer
Tel. 06232/290085
www.privat-ferienbungalow.de

PIEMONTE – ITALIEN RUHE. WEITE. RÜCKZUG.
Cascina Grassi – stilvolle Ferienwohnungen (Adults only im Sommer) in absolut ruhiger Lage. Ein Rückzugsort inmitten der sanften Hügel des Piemont – zum Abschalten, Durchatmen und Genießen. Individuell, persönlich und mit viel Liebe geführt.
www.cascinagrassi.com

Castellabate - Cilento Nationalpark
Ausgesucht schöne Ferienwohnungen, Häuser und Hotels am Meer. Individueller Service.
www.azzurro-reisen.de

Genusswoche Lago Maggiore
Wandern, Yoga, Aquarell od. Sprachkurs 6 Tg. VP ab 980,- € www.lagoerleben.de

➔ KROATIEN

Insel Hvar, Kroatien
Haus für 2-8 Pers., ruhig, tolle Aussicht aufs Meer. Tel. 0041/765428134
www.plavisan.com

Faszinierendes Dordognetal Kultur, Kunst, Kulinarisches genießen...

Von GEOSaison unter die 100 BESTEN FERIENDOMIZILE in Europa gewählt. Gästezimmer/Ferienhäuser (2-10 Pers.)
www.chateauplagne.com

Bretagne
Individuelle Häuser am Meer. Marie Angoujard Tel. 06081-961318
www.ma-bretagne.de



Was verrät ein Besuch im Europa-Park Rust
über die Seele unseres Kontinents?

Allzeit aufgefangen

VON CHARLOTTE PARNACK

Weit weit weg, im tiefsten Süden des Landes, wo die Sonne fast immer scheint und die Deutschen fast schon Franzosen sind, liegt ein verzauberter Ort. Menschen können fliegen. Tiere können sprechen. Bäume können Trompete spielen. Und überall riecht es nach Bratwurst. Wir wundern uns also keinen Moment darüber, dass dieser Ort eines der beliebtesten Reiseziele in Deutschland ist, bei vielen noch beliebter als Schloss Neuschwanstein oder der Kölner Dom. Wir fahren einfach hin.

Und da stehen wir nun, meine Kinder und ich, an einem Samstag im April, um zehn Minuten vor neun Uhr, in einer langen Schlange. Eine Jazzband spielt. Eine Schäfchenwolke schwebt am Himmel, aber nur eine einzige. Ein Menschenknäuel entknotet sich und wird zu langen, parallelen Schlangen.

Und da stehen sie, mit offenen Armen: Ed Euromaus. Und Edda Euromausi. Zu Statuen gegossene Maskottchen, vor ihnen ein Taler: »EUROPA PARK« glänzt in goldenen Buchstaben. Der magische Ort.

Es piept. Es kann losgehen. Es ist Punkt neun Uhr. Tickets gleiten über die Scanner am Eingang, in den Schlangen wird es hektisch. Rein da, nichts wie rein! »Jürgen, Jacqueline, wir laufen direkt nach Monaco«, ruft eine Frau ihrem Mann und ihrer Tochter zu, und wer würde sich da nicht mitreißen lassen. Piep, unsere Karten entwertet, los jetzt! Wir haben nur einen Tag und einen Auftrag: Sucht nach der europäischen Seele im Europa-Park!

»Der Trick ist: Früh kommen, kurz anstehen« – ein Insider Tipp des Busfahrers, der uns tags zuvor vom Regionalbahnhof Ringsheim in unsere Unterkunft in Rust gebracht hat. Wir halten uns also nicht lange in Deutschland auf. Deutschland, das ist der Bereich hinter dem Haupteingang, durch den die Besucher an diesem Morgen nur hindurchziehen. Ein Transitland mit hohem Tempo auf den Straßen, so mondän wie Jürgen und Jacqueline steigen wir nicht ein. Unser erstes Ziel ist Island.

Man muss das kurz erklären: Der Europa-Park ist riesig, 95 Hektar groß, auf denen 21 Themenwelten Platz haben. 18 davon sind Ländern gewidmet: begehbare Kulissen, die von Europa in seiner hellsten und postkartenschönsten Form erzählen, verbunden durch den EP-Express. Das ist eine Art ICE in klein und pünktlich, der hoch über den Köpfen der Besucher einmal um den Park fährt.

Wir steigen ein und schweben leise, mein Sohn ruft: »eine Windmühle!«, und zeigt aus dem Fenster, meine Tochter ruft: »ein fliegender Doppeldeckerbus!«, und dann rufen sie noch, dass sie Wichtel sehen und ein Adlernest, eine Formel-1-Strecke, eine Gruppe Prinzessinnen, elefantengroße Schokoladenhasen, Waffelstände, überall gibt es Waffeln, und hat der Baum da unten wirklich einen rauchenden Schornstein im Stamm und eine winzige Tür über der Wurzel, wohnt da vielleicht ein Troll?

Als wir nach wenigen Minuten aussteigen, Station Spanien, hat der Zauber seine Wirkung getan: Keiner von uns findet es mehr seltsam, dass wir in wenigen Schritten durch Österreich und Portugal nach Island laufen. Keiner wundert sich mehr über dieses Europa, das von der Macht der Waffel zusammengehalten wird und in dem die größte denkbare Krise eine zu lange Warteschlange ist, im Gegenteil: Ein paar Loopings später werden wir es für die ehrlichste politische Vision des Kontinents halten.

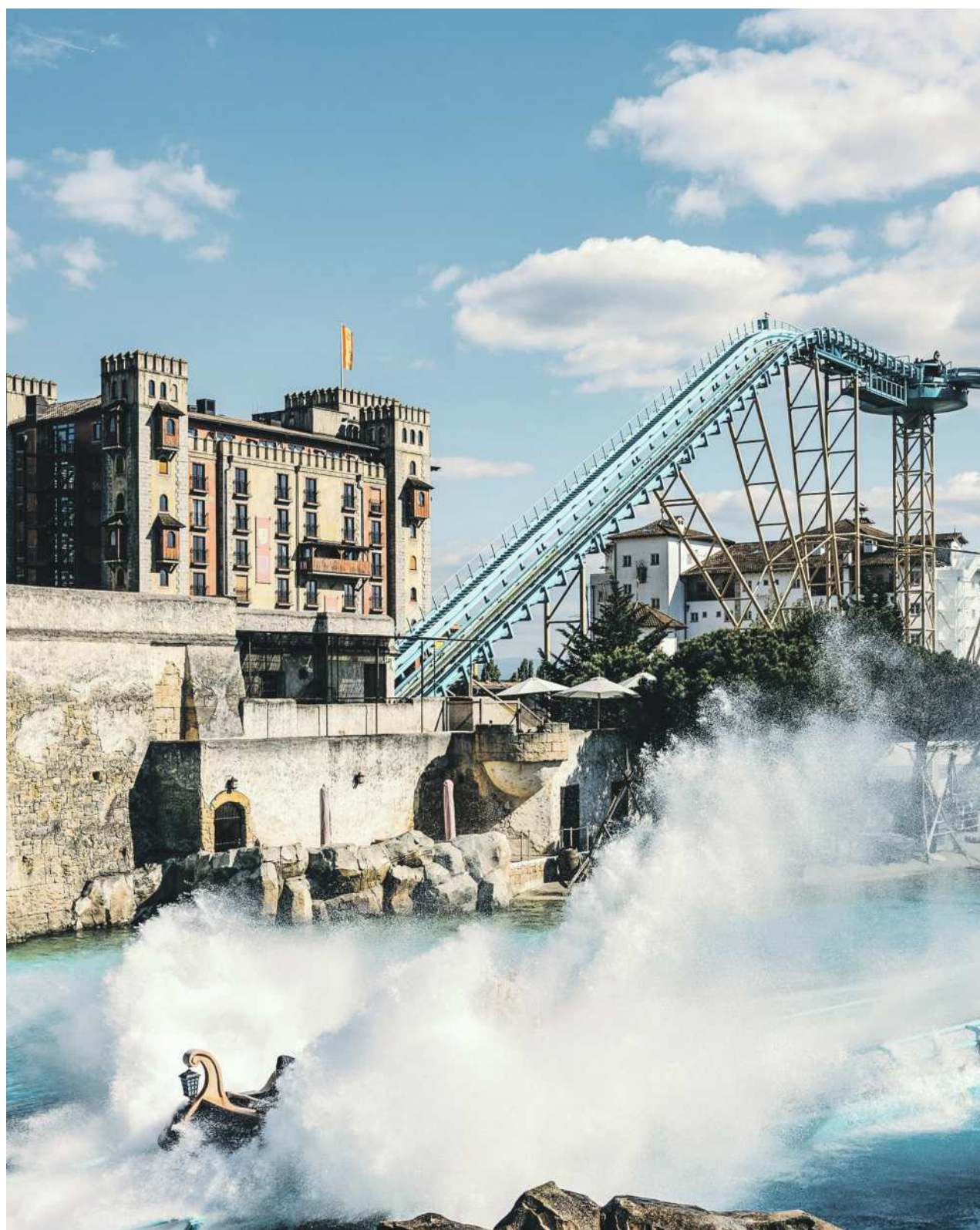
Der Busfahrer aus Ringsheim hatte recht. Es ist nicht einmal halb zehn, als wir den »blue fire Megacoaster« in Island erreichen. Wir sitzen so zügig in einem Wagen, von Sicherheitsbügeln zur Bewegungslosigkeit festgetackert, dass wir kaum noch darüber nachdenken können, ob dieses Fahrgefühl als Einstieg in den Tag eine gute Wahl war. Da kreischt der Mann in der Sitzreihe vor uns schon: »oh, la vache« – und genau, das ist noch wichtig zu erwähnen: Weil der Europa-Park im Dreiländereck von Deutschland, Frankreich und der Schweiz liegt, mischen sich hier die Deutschen, die Franzosen und die Schweizer auf beste Weise. Wenn der Franzose vor uns übersetzt also »oh, die

Kuh!« kreischt, meint er damit: heiliger Bimbam, so in der Art. Heiliger Strohsack: Die Bahn jagt los wie ein gut designter Nervenzusammenbruch.

Der »blue fire Megacoaster« ist eine sogenannte Katapult-Achterbahn, die ihre Passagiere in 2,5 Sekunden von null auf hundert Kilometer pro Stunde schießt. Wir hängen so rasend schnell über Kopf und dann schon wieder nicht mehr, dass mein Sohn irgendwann ruft: »Wann kommt denn jetzt der erste Looping?«, aber da fahren wir schon wieder ins Ziel ein. Man ist fast froh, dass dem Franzosen vor uns sein karges Resthaar wie feine Pustebulumensamen zu Berge steht. Sonst wäre ja nichts gewesen.

muss man sie sich vorstellen wie ein gentrifiziertes Baumhaus. Innerlich wirkt die Fahrt dann entsprechend rau. Beim Losfahren begrüßt sofort ein entschiedenes Schütteln den Magen, dann rumpelt und wackelt wirklich alles, was der Körper in Bewegung geraten lassen kann. Als wir aussteigen, ist meine Tochter grünlich.

Wir lassen das also erst mal mit den Achterbahnen und drosseln das Tempo. Der Europa-Park erzählt ja nicht nur die märchenhafteste Version der in ihm versammelten Länder – er hat sogar einen ganzen Themenbereich, in dem der Froschkönig rumschwimmt und der Goldesel Taler spuckt: Grimms Märchenwald.



Wenn die Welt durchdreht, überdrehen wir noch schneller. 2025 kamen sieben Millionen Besucher, mehr als je zuvor

Es spricht also nichts für eine Pause, andererseits liegt die nächste Achterbahn nur ein paar Meter entfernt. Am Eingang zum »Wodan Timbercoaster« zeigt eine Tafel die Wartezeit an: 35 Minuten. Es ist zehn Uhr, als wir anfangen zu verstehen, was es heißt, wenn die Menschen sagen: Das europäische Projekt braucht Geduld.

Wir spielen *Wer bin ich?* (mein Sohn ist Giovanni di Lorenzo, meine Tochter Edda Euromausi). Wir unterhalten uns mit einer ebenfalls wartenden Familie aus Basel (»Wir haben eine Jahreskarte und kommen 30- bis 40-mal im Jahr«, sagt der Mann). Wir studieren die Slogans auf den Kapuzenpullovern der Menschen vor uns, hinter uns, neben uns: »Svedish Riviera«, »Ocean's Salt«, »Speed Thrill Performances«. Wir fragen uns, ob sich Europa auf den bedruckten Hoodie eher einigen kann als auf offene Binnengrenzen.

Wir sind endlich dran. Das Besondere am »Wodan Timbercoaster« ist: Diese Achterbahn besteht zu großen Teilen aus Holz. Äußerlich

Allerdings, es dauert, bis wir dort ankommen. Wir müssen erst unterwegs in eine Schiffschaukel einsteigen, in Liechtenstein in einem rot-weiß gestreiften Heißluftballon im Kreis schweben und in Österreich am Rande eines Sees Knöpfe drücken, die im Wasser große Fontänen in die Höhe schießen lassen. Wir essen Zitroneneis am Stiel und schauen einem Mann zu, der, als Rakete verkleidet, Einrad fährt. Wir hören Wiener Walzer und dann auf einmal Polka, als nächstes verschwimmt die Melodie mit Tönen aus *Fluch der Karibik*, und schließlich verlaufen wir uns, kreiseln kurz in einem schwarzen Londoner Taxi auf der Stelle und werden in einer Wildwasserbahn nass, wir lauschen einer Jodelmaschine und setzen uns in ein Kettenkarussell, alles dreht und dreht sich, und plötzlich sind wir dann doch am Ziel. Aus dem Dachfenster eines Lebkuchenhauses vor uns krächzt eine Stimme »Knusper Knusper Knäuschen, wer knuspert an meinem Häuschen«, ja wer eigentlich?, für einen Moment hatte man das fast vergessen.

Im vergangenen Jahr, im 50. seines Bestehens, kamen nach Angaben der Betreiber mehr als sieben Millionen Besucher in den Europa-Park, mehr als je zuvor. Nichts an diesem Rekord kann einen wundern. Wenn die Welt durchdreht, dann überdrehen wir eben noch schneller: Das ist vielleicht die konsequenteste Art von Selbstwirksamkeit, die man sich für 67 Euro am Tag kaufen kann. Außerdem die angenehmste, schließlich schlummert bei aller Krisenmüdigkeit eine letzte schüchterne Abenteuerlust irgendwo tief in jedem von uns. Der Europa-Park übersetzt sie in das perfekte Gefühl eines Kontrollverlusts, der in Wahrheit präziser berechnet ist als ein deutscher Rentenbescheid.

»Komm rein! Und bleib ein wenig bei mir. Hihihi«, ruft die Knusperhexe dann noch aus dem Dachfenster und kichert böse. Wie man weiß, will sie ja die Menschen direkt vor ihrer Tür braten und sich einverleiben, und plötzlich fällt uns ein: Wir wollten doch noch nach Russland.

Wer immer es für eine gute Idee hielt, als Polizisten verkleidete Artisten auf Stelzen durch den Europa-Park laufen zu lassen – vielleicht wäre es eine Überlegung wert gewesen, sie einen Bogen um Russland machen zu lassen. Die Roter-Platz-Vibes sind ohnehin schon perfekt: ein mit Zwiebeltürmen besetztes Eingangstor, eine Matroschka-Werkstatt, ein starker Mann mit Vollbart, der vor den Augen der Besucher aus einem rohen Holzblock einen Bären schnitzt, überall kyrillische Schrift, und natürlich darf bei so viel Macht- und Systemästhetik auch die Space-Propaganda nicht fehlen. Die Achterbahn heißt »Euro-Mir«. Weil die Wartezeit 45 Minuten beträgt, stellen wir uns lieber bei der Schlittenfahrt »Schneeflöckchen« an und gleiten kurz darauf in einer winterlichen Fantasielandschaft an Pinguinen, Schneemännern und Väterchen Frost vorbei. Es ist kalt hier.

»Wir können den Park doch nicht umgestalten wegen jeder kriegerischen Auseinandersetzung oder wegen jeder politischen Auseinandersetzung« erklärte Roland Mack, der Chef des Europa-Parks, vor zwei Jahren im *Handelsblatt*.

Das kann man so oder so sehen, aber es wäre streng, Roland Mack und seiner Familie, die seit Jahrhunderten Zirkus- und Schau-stellerwagen baut, aus dieser Haltung einen Vorwurf zu machen. Schon seit dem Mittelalter ist es Sinn und Zweck der Kirmes, einen Ausnahmezustand zu herzustellen.

Und was, bitte, wäre heute der größte denkbare Ausnahmezustand, wenn nicht eine Welt ohne Zumutungen? Eine Welt ohne Armut, ohne Krieg, ohne offene Enden? Darin liegt, natürlich, die große Lüge des Vergnügungsparks. Aber auch sein großer Trost.

Es ist später Nachmittag, als wir die Rue des Fleurs in Frankreich entlanglaufen, die Straße der Blumen, am Seeufer spielt ein Orchester Chansons. Die Sonne steht tief, das Licht ist warm. Eine Fahrt machen wir noch, nur diese eine. Wir schrauben uns mit dem »CanCan Coaster« im Kreis um den Eiffelturm herum, höher, immer höher, und dann, fast weit genug oben, um Gott in Frankreich die Hand reichen zu können, rauschen wir bergab durch die Sterne. Die Melodie des Cancan tobt, Frauen tanzen, Röcke rauschen, ein Vorhang fällt.

Irgendwann ist jede gute Show am Ende.

Als der Park abends schließt, sind wir schon mit wunden Füßen zurück in unserer Unterkunft, der zum Resort gehörenden Westernstadt Silver Lake City. Von der Terrasse unseres Planwagens aus beobachten wir, wie die letzte Achterbahn startet. Wir sehen noch ein einziges Mal die Freiheit der Menschen, an einem Ort zu sein, an dem sie fast den Himmel berühren können. Wir beobachten, wie sie fallen und am Ende doch vor jedem Sturz aufgefangen werden. Und vielleicht, wahrscheinlich, werden wir genau in diesem Moment Zeugen davon, wie die europäische Seele durch die Luft fliegt, die zu finden wir hergekommen sind.

Charlotte Parnack, 43, ist stellvertretende Chefredakteurin der ZEIT